NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

ACHTUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

1937

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS

ORD. PROFESSOR DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

HUGO SUOLAHTI

ORD. PROFESSOR DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

SHL
WITHDRAWN

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN
IN HELSINGFORS (HELSINKI)

HELSINKI, HELSINGFORS, 1937
DRUCKEREI-A.G. DER FINNISCHEN
LITERATURGESELLSCHAFT

Inhaltsverzeichnis

I. Aufsätze

Seite

Ariste, P., Mots étrangers en allemand balte 250
Auerbach, E., Remarques sur le mot *passion* 218
Bazell, C. E., The Roumanian Neuter 273
Collinder, B., Über Quantität und Intensität 97
Draper, J. W., Robert Shallow, ESQ., J. P. 257
Forster, L., Four Poems by Opitz in MS. Sloane 1021 in the British Museum 82
Kolsen, A., Das Lied des Trobadors Arnaut de Tintignac, *Lo jois comens' en un bel mes* 120
—»— *Lo sanhs vas* und einiges andere bei dem Trobador Giraut de Bornelh 398
Lewent, K., Bemerkungen zur provenzalischen Sprache und Literatur ..... (vgl. S. 398) 1
Lozinski, G., Gautier de Coinci, glanures bibliographiques ... 321
Mäkeläinen, O., Fr. *crapaudine* et quelques parallèles sémantiques 209
Öhmann, E., Zur Geschichte des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache, I: Die Vertretung der mit *c* (bzw. *ç*) bezeichneten frz. Affrikata und Spirans im Deutschen 70
II: Über einige frz. Suffixe im Deutschen 305
—»— Nachlese zu Simon Roths Fremdwörterbuch 269
Petersen Dyggve, H., Le manuscrit français 1708 de la Bibliothèque nationale, I 335
Reuter, O., Some Notes on the Origin of the Relative Combination *the which* 146
Scheludko, D., Über die religiöse Lyrik der Troubadours 224
Straka, J., D'où viennent les traîtres et les mauvais, dit satirique du XIII^e^ siècle 131

II. Besprechungen

Alminauskis, K., Die Germanismen des Litauischen (*V. Kiparsky*) 393
Back, Elisabeth, Wesen und Wert der Lehnübersetzung (*E. Öhmann*) 193
Caflisch-Einicher, Emma, Die lateinischen Elemente in der mittelhochdeutschen Epik des 13. Jahrhunderts (*H. Suolahti*) 276

Seite
Craig, Hardin, The enchanted Glass. The Elisabethan Mind in Literature (*Y. Hirn*) 396
Ekwall, E., The Concise Oxford Dictionary of English Place-names (*U. Lindelöf*) 394
Gutenbrunner, S., Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften (*H. Suolahti*) 275
Hartmann, W., Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf (*H. Suolahti*) 189
Heiss, H., Schürr, F., Jeschke, H., Jäckel, K., Wartburg, W. von, Die romanischen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts, I (*A. Långfors*) 199
Jäckel, s. *Heiss*.
Jeschke, s. *Heiss*.
Larousse (Grammaire) du XX^e siècle (*A. Långfors*) 397
Lejeune, Rita, Jean Renart, Le Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole (*A. Långfors*) 89
Lombard, A., La prononciation du roumain (*O. J. Tuulio*) ... 200
Renart, Jean, s. *Lejeune*.
Richter, Elise, Beiträge zur Geschichte der Romanismen, I (*N. Lindholm*) 195
Roques, M., Recueil général des lexiques français du moyen âge, I (*A. Långfors*) 281
Scheid, P., Studien zum spanischen Sprachgut im Deutschen (*H. Suolahti*) 278
Schürr, s. *Heiss*.
Vigneras, L.-A., Notes sur Guillaume de Dole (*A. Långfors*) 92
Walberg, E., Quelques aspects de la littérature anglo-normande (*H. Petersen Dyggve*) 93
Wartburg, W. von, Évolution et structure de la langue française (*A. Långfors*) 88
—»— s. *Heiss*.

III. Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins

Protokolle des Neuphilologischen Vereins vom 2. Mai 1936 bis 15. März 1937 283

IV. Eingesandte Literatur

Zur Besprechung eingesandte Arbeiten 290
Schriftenaustausch 203, 300

V. Mitteilungen 96, 208, 304

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINGFORS

REDAKTION

A. LÅNGFORS
Professor der romanischen Philologie

H. SUOLAHTI
Professor der germanischen Philologie

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk. 35, bei der Redaktion Fmk. 30 (nur für Finnland). Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. LÅNGFORS (Myntgatan 3 B), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früherer Jahrgänge an den Schriftführer der Redaktion, mag. phil. ÅKE FURUHJELM (Bergmansgatan 23 b A) einzusenden.

XXXVIII. JAHRGANG 1937

Bemerkungen zur provenzalischen Sprache und Literatur[1]

1. Prov. *acomordre*

In seinem Liede Gr. 242, 20 (Kolsen Nr 46) spricht Giraut von der untreuen Geliebten, die ihm einst versichert hatte: »*Amics, be siatz encertatz Que ja per me no seretz galiatz!*» (v. 77—78). Er fährt dann fort:

E donc si galiars
t'es beus ni l'acomortz,
greu sera que no·n portz
las penas e·ls afans!

[1] Die hier vorgelegten Untersuchungen stehen alle in irgendeinem Zusammenhang mit dem Trobador Giraut de Bornelh und sind durch das Erscheinen des 2. Bandes der Kolsenschen Ausgabe (1935) veranlasst. Dem Herausgeber sei deshalb herzlichst gedankt für die Anregungen, die seine unermüdliche Arbeit auch mir gegeben hat.

Der Herausgeber übersetzt die hier verwendete 2. Pers. Sg. mit »einem» und »man», lässt den Dichter also irgend eine unbestimmte Person anreden. Da aber in den voraufgehenden Versen vom Betrug der Dame die Rede ist, so wird sie es sein, an die er sich in Gedanken wendet, wenn er auch später (v. 85 ff.) von ihr in der 3. Person spricht. Denn in Nr 33 (Gr. 242, 58) verfährt Giraut in gleicher Weise (vgl. v. 13 gegen v. 28 ff.). Da es sich in diesen beiden Fällen demnach nur um eine innere Zwiesprache mit der Geliebten handelt und nicht um eine direkte Anrede an sie, so liegt hier auch kein Verstoss gegen jene poetische Regel vor, nach der es als unschön empfunden werden muss, wenn ein Dichter die Dame anredet und dann von ihr in der 3. Person spricht (vgl. Kolsens Anmerkung zu 33, 14; Bd II S. 68).

Doch ist die Frage, wer in den oben zitierten Versen angeredet wird, für die Auffassung des in v. 80 erscheinenden *acomortz* gleichgültig. Dies betrachtet Kolsen als Substantiv und übersetzt es unter Hinweis auf *comordre*, das Levy im *Pet. Dict.* mit »ergreifen» wiedergibt, und auf *comorsa* (in der Wendung *faire comorsa* »handgemein werden» im *Pet. Dict.*) mit »Zank, Streit». Schon die Bildung dieses Substantivs *acomort* erregt Bedenken. Es ist aber auch sonst kaum anzunehmen, dass hier ein Substantiv vorliegt. Denn es ist auffällig, dass das Abstraktum hier einen Artikel bei sich hat, um so auffälliger, als das ihm koordinierte *galiars* einen solchen Artikel nicht aufweist. Wenn also schon ein sonst nicht belegtes Wort an unserer Stelle festgestellt werden muss, so ist es wohl richtiger, das Kompositum eines schon bekannten Verbums (*comordre*) anzusetzen, das hier in der 2. Pers. Sg. vorläge und etwa »packen, etwas festhalten, an etwas festhalten» bedeuten würde.

Im übrigen ist dieses Verbum nicht ganz so unbekannt, wie es nach dem soeben Gesagten scheinen könnte. Zwar verzeichnet Levy *acomordre* im *Pet. Dict.* nicht; er hat es aber in das *S. W. B.* (I, 13) aufgenommen, ohne sich für oder wider die Daseinsberechtigung des Wortes zu äussern. Er

verweist auf Stichel, aber auch dieser lässt die Frage unentschieden.

Die einzige bisher bekannt gewordene Stelle, an der es auch nur von einigen Handschriften verwendet wird, ist schon von Raynouard (*Lex. Rom.* IV, 280) verzeichnet worden und stammt aus Arnaut Daniel Gr. 29, 5, *v. 57*: *Amors m'afrena la guauta, Que fols gaps non l'acomorda.* Bei Canello (Nr. VIII) lautet die Stelle: *C'amors l'afrena la gauta, Que fols gabs no la·ill comorda.* An diesem Text ändert Lavaud (*Ann. Midi* 22, 162) nichts. Während nun Raynouard das Verb *acomordre* mit *émouvoir, agiter* übersetzt, eine Bedeutung, gegen die Stichel mit Recht Einspruch erhebt, versteht Canello *far fallo* und Lavaud *saisir.* Nun erscheint das Verbum aber schon vorher im gleichen Text (v. 54): *Anz sui brus Et estrus Als* (Lavaud mit *A* und besser: *Ad*) *autras e·l cor teing prems, Mas pel sieu joi trepa e sauta: No vuoill c'autra m'o comorda.* Hier deutet Canello *rubare*, Lavaud *confisquer.* Beide beziehen das *o* vor *comorda* auf *joi;* aber dann sollte man *lo* erwarten. Das *o* ist also verdächtig, und so haben hier *ADN macomorda* (bezw. *N* mit Schreibfehler *maconorda*). Für diese Handschriften bestand also ein Verbum *acomordre*, und Canello-Lavaud hätten, da sie sonst *A* den Vorzug geben, eigentlich *m'acomorda* in den Text setzen sollen.

Etwas anders liegt die Sache in dem zuerst zitierten Verspaar (v. 57). Der Text beruht nur auf *A*. Andere Handschriften haben *la comorda.* Nichts hindert, diese Variante als *l'acomorda* zu lesen, wie Raynouard es tut. Mag es also hier immerhin zweifelhaft sein, ob *acomorda* oder *comorda* das Richtige ist, so kann man m. E. nach v. 54 ohne weiteres die Existenz des Verbums *acomordre* annehmen, und diese Stelle aus Arnaut Daniel und die uns hier beschäftigende aus Giraut stützen sich gegenseitig. Auch für die beiden Stellen bei Arnaut Daniel liesse sich mit der für *comordre* jetzt allgemein angesetzten Grundbedeutung »packen, fassen» auskommen.

2. Zu einigen Verwendungsweisen des Verbums *aver*

a) »*aver*» *mit Objekt und Personen bezeichnender, prädikativer Ergänzung:* »*jem. zu* (*als*) *etwas haben, an jem. etwas haben*». Von dieser Wendung sprechen, soweit ich sehe, die provenzalischen Wörterbücher nicht. Dagegen verzeichnet Tobler-Lommatzsch I, 763, 36: »*avoir* mit pers. Obj. und präd. Subst.» und ebenda 40: *avoir aucun a aucune rien* »jem. zu etw. haben». Das Provenzalische kennt nun ausser diesen beiden Formen des Prädikativums noch das mit *per* eingeführte. So sagt Peire Vidal Gr. 364, 13 (Anglade XXXVIII) II, 2: *Et aura·i gran honor, Si m'a per servidor* oder Giraut de Bornelh Gr. 242, 8 (Kolsen Nr 6) III, 6: *Ans m'agra jois per servidor.* In der Anmerkung zu dieser Stelle weist Kolsen darauf hin, dass die Handschriften *E* S^g hier *a servidor* haben. Diese Konstruktion kommt auch sonst im Provenzalischen vor: *Folquet, tal*[*s*] *m'ac a servidor Que anc companhon no m'atrais* Folquet-Totztemps Gr. 155, 24 (Selbach S. 122) VI, 1; *Na Maria, soven M'agratz a bendisen, Mas d'altres aves tanz Que no·i es ops mos chanz* Gui d'Uisel Gr. 194, 6 (Napolski, *Pons de Capd.* 104) VI, 2. Eine dritte, wie mir scheint, weit häufigere Konstruktion ist dann die mit dem doppelten Akkusativ: *Aqel volri' aver espos* Fides (ed. Hoepffner) v. 311; *Tan m'a ferm fizel servidor* Blacasset Gr. 96, 7 a (*Studj fil. rom.* VIII, 450) III, 4; *Et aura·m ses cor tric Servidor et amic* Peire Vidal Gr. 364, 13 (Anglade XXXVIII) I, 11; *E pus tan leyal amador M'avetz, belha dona, en ver . . .* Gauc. Faidit Gr. 167, 58 (Kolsen, Dicht. d. Trob. S. 182) IV, 1—2; *Per c'oi mais d'enemic mortal M'auretz amic fin e leial* Gausb. de Poicibot Gr. 173, 11 (Shepard S. 35) II, 12. Das Prädikativum kann auch ein Adjektiv sein: *E a·m leial e fizel E just plus que Deus Abel* Peire Vidal Gr. 364, 11 (Anglade XVI) III, 9; *Que si·m fai mal, ja no·m n'aura pejor* derselbe Gr. 364, 36 (l. c. XVIII) V, 2; *Per c'Amors, si tot no·m val, No·m fai mal Tan coral C'umil no m'ag'e lial* Guill. Tor Gr. 236, 2 (Kolsen, *Arch. f. d. St. d. N. Spr.* 136, 166 = Blasi

VIII) IV, 16; *Paga los ben: enaysi los auras Bons et leyals* Anon. Gr. 461, 133 b (Pellegrini S. 32) v. 59—60. Endlich kann das Adjektiv, wie nicht selten in der alten Sprache, auch in seiner prädikativen Funktion durch eine präpositionale Bestimmung mit *de* ersetzt werden: *Tant es doussa per amar E bela per remirar E cortez' e conoissens, Si qu'a·ls pros et a·ls valens de bela paria* Peire Vidal Gr. 364, 43 (Anglade XXII) VII, 4 (*de bela paria* = freundschaftlich).[1]

b) unpersönlich: »a alcuna ren en alcu» oder »en alcuna ren».

Die Redewendung ist im Afz. sehr häufig und wird von Tobler-Lommatzsch I, 773, 4 ff. mit zahlreichen Beispielen belegt. Da die provenzalischen Wörterbücher nicht von ihr sprechen, ist es vielleicht angebracht, hier einige Fälle zusammenzustellen. Peire d'Alvernhe sagt in seiner Satire Gr. 323, 11 (Zenker Nr XII; Appel, *Chr.*[6] Nr 80) IV, 3: *E·l ters: Bernartz de Ventadorn, Qu'es menres de Bornel un dorn; En son paire ac bon sirven Per trair' ab arc manal d'alborn.* In der »Flamenca» (ed. P. Meyer) v. 1089 heisst es: *Malvaz pastor ha en aital Qu'a sos obs noz, ad autres val.* Im »Jaufre» begegnet die Wendung mehrere Male; doch verzeichnet der Herausgeber Breuer in seinem Glossar nur zwei dieser Stellen (v. 1328 und 3604): *E dic vos que, si Dieu m'aiut, Fort aura en vos bel pendut O bel orb o bel escasan* v. 3604; *»Cal cavalier e cal preizan Baron», dis el, »ac en Dovon* v. 684—5. Mit Ersatz der präpositionalen Bestimmung durch ein Adverb: *Car tant i a pro cavallier, E mout m'a fat onrat presen* v. 1328. Das Objekt kann auch ein

[1] Im Glossar (Bd II seiner Girautausgabe) s. v. *aver* verzeichnet Kolsen ebenfalls Stellen, wo das Verb mit doppeltem Akkusativ verbunden ist, aber nur drei mit persönlichem Objekt. Von diesen hat Nr 24, 28, wie ich an anderer Stelle zu zeigen hoffe, auszuscheiden, da in *can m'aura forfach* das *aura* Hilfsverb ist. Nr 29, 45 *que m'aia brau ni orgolhos* scheint mir nicht sicher, da der Text m. E. nicht ganz klar ist. Endlich weist *tro que m'ac lonh de joi sobregabars* (Nr 30, 26), wo das Prädikativum von einem Adverb (*lonh*) dargestellt wird, einen Sinn auf, der von dem hier behandelten stark abweicht. Vgl. auch Tobler-Lommatzsch I, 743, 65 ff.

sachbezeichnendes Substantiv sein: »*Dieus aiuda! Santa Maria!*» *Dis lo rei,* »*con gran vilania a en aquesta e can laia!*» v. 6462—3; *Car mout a gran mal en orgoill* v. 6487. Auch hierbei erscheint natürlich statt *en* + Substantiv ein Ortsadverb, *aisi* oder *aqui* [1]: *Mout a aici feir' aventura* v. 5053; »*Per Dieu, domna*», *so dis Jaufres* (nachdem die Fee ihm ein wertvolles Zelt geschenkt hat), »*Mout a aici onrat presen*» v. 10551. In einem dem Raïmbaut d'Aurenca zugeschriebenen Liebesbrief (ed. Appel, *Mél. Jeanroy* S. 364) heisst es v. 40: *Fort mal ioc partit a aici,* und folgende Fides-Stelle (ed. Hoepffner v. 194) zeigt das Alter der Wendung: *Q'intz en enfern, ell major poz, Mals lur venra per aqest oz, Q'aqi a molt amara doz.*[2]

Endlich glaube ich die hier behandelte Redensart auch in einem Liede des Giraut de Bornelh Gr. 242, 25 (Kolsen Nr 32) erkennen zu dürfen, wo es heisst (v. 17—20):

> E dobla·m del voler la fam,
> per que s'esvertuda l'amors,
> qu'era·n sui plus enamoratz
> de leis, sembla, que l'amiralh.

Hier ist im letzten Vers das handschriftliche *E* statt *De* wiederherzustellen und zu lesen: *E* (= *En*) *leis sembla que·i a miralh* [3].

c) *unpersönlich; »a» nebst einem von einem Adjektiv begleiteten Infinitiv.*

---

[1] Zu dieser übertragenen Verwendung von *aici* und *aqui* vgl. Schultz-Gora, *Zfrom. Phil.* 43, 215. Diese Adverbien verbinden sich in gleichem Sinne auch mit anderen Verben als *aver;* s. Schultz-Gora, a. a. O. (auch *Litbl.* 14, 331) und etwa noch: *Aici non dises vos jes ver* Jaufre 3582; *Aissi disses vos gran orgoill,* l. c. 8962; *Guillem, be·us dic ses faill(i)a, Mal avetz chauzit; Aqui m'avetz enriquit* Oste-Guill. Gr. 313, 1 (Kolsen, *Trob. Ged.* S. 44) III, 3.

[2] Auch hier ist *aqi* m. E. nicht im wörtlichen Sinne zu nehmen, wie die Übersetzung (II, 110) es zu tun scheint: *Car là est une source très amère,* sondern es ist zu verstehen: »Denn darin liegt eine sehr bittere Quelle, eine Quelle der Bitternis.»

[3] Diese meine Auffassung des Textes hoffe ich an anderer Stelle eingehender darlegen zu können.

Diese Verwendung von *aver* bildet ein Gegenstück zu der von *faire*, wie sie Tobler in den *Verm. Beitr.* I², 216 ff. unter dem Kennwort *il fait cher vivre à Paris* behandelt. Auf sie hatte ich bereits 1920 bei Gelegenheit der Ausgabe des Sirventes des Arnaut de Cumenge Gr. 28, 1 durch Kolsen (*Dicht. der Trob.* p. 218) hingewiesen (*Litbl.* 41, 334). Die Stelle lautet bei Kolsen:

> Ab mas coblas vai, Bec d'Austor,
> vas cal que part que a ti mezeis plaia;
> qu'eu non sai luoc on bon' enviar t'aia.

Zur Erklärung verweist Kolsen (Anm. S. 220) auf lat. *missurus sim*, sieht also in *enviar t'aia* eine jener Futurbildungen, bei denen der Infinitiv und das Präsens von *aver* durch ein Pronomen getrennt werden. Mir ist aber nicht bekannt, dass man in der alten Sprache vom Futurum den Konjunktiv bilden konnte. Das *bon'* übersetzte Kolsen s. Zt. mit »in angemessener Weise», was es aber kaum heissen kann, und erklärt es jetzt (Giraut-Ausgabe Bd II, S. 61 zu v. 21) als »*sous d'heureux auspices, heureusement*», hält also offenbar an seiner früheren Deutung der Konstruktion fest. Trotzdem ist mir nicht zweifelhaft, dass wir es hier mit der oben gekennzeichneten Verwendung von *aver* zu tun haben und dass die wörtliche Übersetzung lauten muss: »Denn ich weiss nicht, wo es ein gutes Dich-Hinschicken gibt», d. h. wo es angebracht ist, dich hinzuschicken. Da Jeanroy (*Jongleurs et Troubadours Gascons, Paris 1923*, Cl. fr. du moy. âge, p. 76) *bon enviar t'aia* liest, so scheint er meine Auffassung der Stelle zu teilen. Diese findet eine weitere Stütze dadurch, dass die Konstruktion inzwischen auch im Afz. belegt worden ist, allerdings nur mit einem Beispiel (Tobler-Lommatzsch I, 772, 32 -34); doch könnten manche Fälle mit persönlichem *avoir*, die ebenda 759, 27 ff. verzeichnet sind, auch unpersönlich aufgefasst werden. Endlich aber liegt die gleiche Verwendung von *aver* m. E. an folgender Stelle des Giraut de Bornelh (Gr. 242, 30 = Kolsen Nr 72, v. 73 ff.) vor:

Bo proar m'agr'a sort
un dels melhors letratz
si ja venra vertatz
ni viures ses engan
ni si ja cobraran
'jois, deportz ni barnatz
lor ancian estatge,
no·n metria ges gatge!

Zunächst eine Bemerkung zu den letzten vier Versen. Der Herausgeber lässt v. 77—79 von v. 80 abhängen und übersetzt: ». . . und ich würde nichts dafür verpfänden, dass Freude, Lust und Ritterlichkeit je ihren alten Stand wiedererlangen werden!» Mir scheint es natürlicher, v. 77—79 zum Voraufgehenden zu ziehen und *ni si ja cobraran* usw. mit *si ja venra vertatz ni viures ses engan* (v. 75—6) zu koordinieren. Der Satz würde dann mit *estatge* (v. 79) enden und die in v. 80 (»Ich möchte mich dafür nicht verbürgen») ausgedrückte, etwas verzweifelte Skepsis in ihrer grammatischen Isolierung stärker hervortreten.

Die ersten beiden der oben zitierten Verse übersetzt Kolsen ungefähr zutreffend: »Eine gute Untersuchung gäbe es vielleicht für einen der besten Gelehrten usw.» Da die Stelle im Glossar s. v. *aver* nicht erwähnt wird, so ist nicht ersichtlich, wie der Herausgeber ihren syntaktischen Aufbau aufgefasst hat. Nach meinem Dafürhalten haben wir es mit der hier behandelten Konstruktion von *aver* zu tun. Allerdings würde ich dann aber *agra sort* lesen. Damit erscheint die genannte Konstruktion in erweiterter und in ihrem eigentlichen Wesen bereits veränderter Gestalt (s. Tobler a. a. O.), indem nämlich zu dem Infinitiv noch das Akkusativ-Objekt *sort* — wie im ersten Beispiel übrigens auch das *t(e)* — tritt. Da nun die ganze Wendung ausserdem von einem Obliquus in Dativfunktion (*un dels melhors letratz*) begleitet ist, so erregt der bei *agra* stehende Dativ *me* einiges Bedenken. Zwar könnte man diesen Dativ als einen ethischen fassen, etwa mit dem Sinne »für mich, in meinen Augen, nach meiner Meinung».

Aber die beiden Dative wirken doch recht schwerfällig, und so darf man vielleicht den Handschriften *A B C D E U* folgen und *agra* statt *m'agra* lesen (oder *n'agra* mit *I K*). Allerdings haben diese gleichen Handschriften, bei denen das *m(e)* fehlt nicht *agra sort*, sondern *agr' ab sort*. Je nachdem, welche der beiden Lesarten man anerkennt, wird man dem Worte *sort* eine verschiedene Rolle im Satze zuweisen. Ist es Objekt zu *proar*, so bedeutet es »Schicksal», d. h. die Zukunft; ist es von *ab* begleitet, so wird man es eher mit »Zauberei» übersetzen [1], und in diesem Falle ist der mit *si ja venra* beginnende indirekte Fragesatz das Objekt zu *proar*. In jedem Falle aber bedeutet der Kern der beiden ersten Verse: »Ein gutes Untersuchen würde es für einen der besten Gelehrten abgeben», d. h. »es wäre gut für einen der besten Gelehrten zu untersuchen . . .»

3. prov. *doptar* »Ehrfurcht hegen vor, achten, verehren»

In Gr. 242, 58 (Kolsen Nr 33), v. 67—70 sagt Giraut de Bornelh:

> E pois a que diras que m'ams,
> si, can m'auras gran be promes,
> me falhs e·m ditz qu'eu sui mespres?
> E que? No·m doptas ni no·m blans?

Die drei ersten Verse sind klar; den letzten übersetzt Kolsen: »Und wie? Du misstraust mir nicht und machst dir dennoch nichts aus mir?» Diese Auffassung scheint mir gezwungen, und ich bezweifle, dass *doptar alcu* »jemandem misstrauen» bedeuten kann. Es dürfte sich deshalb empfehlen, in v. 70 einen einzigen *que*-Satz zu sehen, der mit dem einleitenden *E* an das Vorhergehende geknüpft und dem *qu'eu sui mespres* koordiniert wird. Es wäre dann zu verstehen: ». . . wenn du

[1] Die Deutung, die Kolsen für *a sort* gibt (»vielleicht»), vermag ich nicht anzuerkennen.

mir sagst, dass ich mich geirrt habe und dass du mich weder achtest noch wertschätzt?» Hierbei bedarf allerdings die Deutung von *doptar* einer Rechtfertigung. Das Verbum hat auch den Sinn von »fürchten» und ist dadurch synonym mit *temer*. Dies nun kann seinerseits wieder »Ehrfurcht hegen vor, achten, verehren» bedeuten. So bei Bernart von Ventadorn Gr. 70, 15; VII, 1 nach Levy, *S. W. B.* VIII, 110, 4 [1], so auch an zwei Stellen des Peire Raimon de Toloza: *Qu' amors me fai tan temer Lieys qu'als non am guaire* Gr. 355, 10 (ed. Cavaliere Nr IX) II, 8 und *Tan tem son pretz e sa fina valor E tant ai cor de far tot son talen, Mas tan mi fan lausengier espaven* . . . Gr. 355, 16 (Cavaliere Nr XIV) II, 1. Vgl. dazu die Anmerkung das Herausgebers S. 66 und lat. *timor Dei*.

Angesichts dieser Tatsachen dürfte es nicht allzu kühn sein, die Parallele *doptar* = *temer* auch auf die uns hier beschäftigende Bedeutung auszudehnen, und diese Gleichung wird durch eine andere Stelle bei Giraut de Bornelh bestätigt, an der er es rühmt, dass die in Verfall geratene Ritterschaft sein kleines Haus nicht behelligt habe (Gr. 242, 55 = Kolsen Nr 65; VIII, 4):

D'aitan me posc vanar
c'anc mos ostals petitz
no fo d'els envazitz;
que·l vei per totz *doptar*
ni no·m fetz mas onrar
lo volpilhs ni l'arditz.

Hier kann *doptar* nicht »fürchten» bedeuten; denn die Raubritter hätten dieses Gefühl angesichts des gewiss bescheidenen Wohnsitzes des Dichters sicherlich nicht empfunden. So übersetzt denn Kolsen auch »mit Scheu behandeln», und ich glaube, man kann auch hier ruhig »ehrfürchtig behandeln, achten» einsetzen, um so eher, als das folgende *onrar* in dieselbe Richtung weist.

[1] Appel übersetzt allerdings, auch noch in der Auswahl aus Bernart von 1926: »fürchten».

4. prov. *cau* »Tau».

Giraut de Bornelh behauptet (Gr. 242, 79 = Kolsen Nr 28), er fürchte seine Feinde nicht, selbst wenn sie sich mit Mauern umgeben, und fährt dann fort (v. 65—66):

Que l'obr' es de fanha
c'ans dechai c'us *chauls* vertas.

Kolsen übersetzt dies: »Ein Werk von Lehm ist es, das eher umfällt als ein echter Kohlstengel (?).» In der Anmerkung (Bd II der Ausgabe S. 66) ersetzt er *vertas* unter Hinweis auf Levy, *S.W.B.* 8, 560 durch *vairas* »schwankend». Aber der »schwankende» Kohlstengel scheint mir nicht annehmbarer als der »echte». Die Form *chauls* steht wohl in keiner der sieben Handschriften; in den Varianten erkennt man aber nur die Lesarten von fünf von ihnen. Hiervon haben H: *chaus*, C: *caus*, S^g *cautz*. Darf man hierin aprov. *cau* »Tau, Strick» erkennen, das Gamillscheg, *Zfrom. Phil.* 40, 141 namhaft macht, allerdings ohne eine Belegstelle anzugeben, und auf griech. *κάλος* zurückführt? Zwar verzeichnen weder Raynouard noch Levy das Wort; doch findet es sich bei Mistral, und als Berufswort wird es wohl alt sein und mag schon im Aprov. bestanden haben. Etwas wenig Sicheres mit einem schwankenden Tau zu vergleichen, ist keineswegs unangemessen. Freilich bleibt *vairan* »schwankend» problematisch, und Levy, *S.W.B.* 8, 560 hält Form und Bedeutung des Wortes keineswegs für gesichert.

5. prov. *comandamen, comanda* »Diener».

Dass dem Worte *coman* die angegebene Bedeutung zukommt, ist bekannt. Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 136 bietet zwei Beispiele dafür, Levy verzeichnet diesen Sinn im *Pet. Dict.*, und Schultz-Gora handelt darüber *Zfrom. Phil.* 50, 291—3. Für *comandamen* ist der gleiche Sinn bisher noch nicht nachgewiesen worden; ich glaube ihn aber an folgender Giraut-Stelle erkennen zu dürfen (Gr. 242, 41 = Kolsen Nr 61, v. 49—51):

Pos chars es comandamens,
conve, mentr'om viu ni dura,
c'a Deu si'obediens.

Übersetzung des Herausgebers: »Da es nun ein strenges Gebot ist, so muss man, so lange man lebt und besteht, Gott gehorsam sein». Von einem Gebot ist nirgends die Rede, und soll damit der Gehorsam gegen Gott gemeint sein, so ist die mit *Pos* eingeleitete Begründung nicht recht verständlich. Ich glaube nun, dass *chars* (v. 49) = *charns* ist (vgl. *cor(s)* in M Q) und an die vorhergehenden Verse anknüpft, in denen das Wort ebenfalls im religiösen Sinn[1] erscheint (v. 45—48):

Que l'engan
e la pen' e·l maltalan
e·l vila chaptenemen
colhem de la charn creissen.

Ist diese Deutung von *chars* als »Fleisch» richtig, so ergibt sich für *comandamens* wie von selbst der Sinn »Diener», und das passt vortrefflich in den Zusammenhang. Denn nun darf man übersetzen: »Da das Fleisch der Diener ist, so muss es, solange man lebt und besteht, Gott gehorsam sein.» Zwar ist, wie gesagt, *comandamen* in der hier angenommenen Bedeutung noch nicht belegt; doch wird im Afz. *comandement* personenbezeichnend gebraucht (vgl. Tobler-Lommatzsch II, 577, 29 ff.).

Auch für aprov. *comanda* glaube ich die gleiche Art der Verwendung nachweisen zu können. Bei Bernart von Ventadorn Gr. 70, 26 (Appel S. 151) V, 3 heisst es:

Mal o fara, si no·m manda
venir lai on se despolha,
qu'eu sia per sa *comanda*
pres del leih, josta l'esponda,
e·lh traga·ls sotlars be chaussans,
a genolhs et umilians,
si·lh platz que sos pes me tenda.

[1] So schon bei Wilhelm IX.; vgl. Scheludko, *Z/fS.u.L.* 59, 408.

Appel übersetzt: »nach ihrem Befehl»; aber von einem Befehl kann nicht gesprochen werden, da der Dichter, wie die beiden letzten Verse zeigen, demütig um die Gunst bittet, der Dame die Schuhe von den Füssen ziehen zu dürfen. Das ist eigentlich Sache der Zofe, und so bedeutet denn *comanda* hier m. E. »Dienerin» und *per sa comanda* »anstelle ihrer Dienerin, als ihr(e) Diener(in).» Ob nun *comanda* das abstrakte Substantiv ist, das wie *coman* und *comandamen* konkreten Sinn angenommen hat und vielleicht gewählt worden ist, weil dem Dichter ein weibliches Wesen als dienend vorschwebte, oder ob es eine aus gleichem Grunde vorgenommene Neubildung zum Maskulinum *coman* ist, wage ich nicht zu entscheiden.

6. prov. *demanes* »von nahem»

In der zweiten Strophe seines Spottgedichtes auf den Spielmann Cardalhac spricht Giraut von dessen früherem Beruf als Armbrustschützen und sagt (Gr. 242, 27 = Kolsen Nr 75, v. 13—14):

> Auch dir que fotz arbalesters,
> c'anc no·us plaguen colp demanes.

Kolsen übersetzt: »Ich höre sagen, dass ihr ein Armbrustschütze gewesen seid, aber ohne dass eure Schüsse wohl je von vornherein verwunden.» Hier stimmt einiges nicht: von »eure» Schüsse steht nichts im Texte, statt »verwunden» sollte man »verwundeten» erwarten, und *demanes* heisst nicht »von vornherein». Für *plaguen* (C D) haben die anderen Handschriften: *plaignen* (H), *plagrem* (I K), *plagront* (A), so dass schwer zu entscheiden ist, ob die Form von *plazer* (Perf.) oder von *plagar* (Konj. Präs.) kommt. Beides gibt einen annehmbaren Sinn; aber dieser ist m. E. anders, als Kolsen ihn annimmt. Die Entscheidung hierüber liegt bei dem Worte *demanes*. Die provenzalischen und die altfranzösischen Wörterbücher geben hierfür nur den Sinn »sogleich». Nur Tobler-

Lommatzsch macht eine Ausnahme. Hier wird (II, 1362) eine Stelle aus Chrestiens »Perceval» (v. 201) zitiert:

Nenil, vaslez, tu es toz soz,
einz an fiert an tot *demanois*.

Es ist die Antwort des Ritters auf des Knaben Frage, ob jener seine Lanze ebenso schleudere wie er selbst seine Wurfspiesse. Hier kann das Wort nicht »sogleich» bedeuten, und Tobler-Lommatzsch glossiert es denn auch mit »unmittelbar von Hand». Man könnte wohl auch sagen: »aus unmittelbarer Nähe».[1] Denselben Sinn hat m. E. *demanes* (oder *de manes*?) auch an unserer Girautstelle. Der brave Cardalhac ist Armbrustschütze geworden, weil ihm die aus der Nähe geführten Hiebe nicht gefielen (*plagron*) oder damit solche Schläge ihn nicht verwunden (*plaguen*). Denn als Armbrustschütze wurde er im Nahkampf nicht verwendet. Dazu stimmen denn auch die beiden folgenden Verse: *Mas pero si fotz entrepres, Ja fossetz lonh entre·ls derrers*. Trotzdem er als Armbrustschütze in den hinteren Reihen kämpfte, wurde er doch gefangen.

7. Faënza oder Fayence?

Der provenzalische Trobador Uc de San Circ richtete zur Zeit der Belagerung der italienischen Stadt Faënza durch Friedrich II. (1240—41) ein heftiges Sirventes gegen den deutschen Kaiser. Es besteht kein Zweifel, dass der in v. 2 des Gedichtes (Gr. 457, 42 = Jeanroy-Salverda de Grave Nr XXIII) vorkommende Name *Faiensa* die soeben genannte italienische Stadt Faënza bezeichnen soll, und so findet sich das Gedicht Ucs auch im *Onomastique des Troubadours* von Chabaneau-Anglade S. 121 unter *Faensa* verzeichnet. Nicht

[1] Hilka bemerkt zu dieser Stelle nichts. In der 2. Auflage des Kristian-Wörterbuchs glossiert Breuer auch diese Stelle mit »sofort».

ganz so sicher scheint es mir, dass auch das zweite dort genannte Lied, Giraut de Bornelh Gr. 242, 79 (= Kolsen Nr 28), den gleichen Namen aufweist. Die betreffenden Verse (37– 40) auten in Kolsens Ausgabe:

Mas s'eu fos dins de Milas
ni deves Faensa,
no·m degra levar tal bruda,
s'ela s'es mal chaptenguda.

Giraut hat keinerlei Beziehungen zu Italien gehabt, und was sollte ihn veranlasst haben, gerade hier und gerade diesen, seinem Denken doch völlig fernliegenden Ortsnamen zu verwenden? So glaube ich denn im Gegensatz zum *Onomastique* und zu Kolsen, der sich in Band II, S. 273 seiner Giraut-Ausgabe auf ihn beruft, dass der Dichter hier eher die südfranzösische Stadt Fayence [1] gemeint hat. Wie *Milas*, in dem Kolsen richtig die südfranzösische Stadt Millas erkennt – der *Onomastique* reiht das Gedicht unter diejenigen ein, in denen von *Milan* »Mailand» gesprochen wird – in dem Département Pyrénées-Orientales, also hart an der spanischen Grenze liegt, so Fayence im Département Var unweit der italienischen. Giraut will also mit diesen beiden äusseren Punkten das gesamte Südfrankreich bezeichnen. Derartige geographische Angaben, bei denen ein Gebiet durch zwei extreme Punkte gekennzeichnet wird, sind ja bei den Trobadors nicht selten anzutreffen. Auch Giraut bietet dafür noch ein zweites, wenn auch nicht ganz gleichgeartetes Beispiel: *De lai on s'abriva·l Nils Tro sai*

[1] Hier stände demnach der Name der italienischen Stadt für den der südfranzösischen; es ist hier also das Umgekehrte eingetreten wie bei der mit fr. *faïence* bezeichneten Tonware (s. v. Wartburg, *Frz. Et. Wb.* III, 366 Anm. 1). Anderseits steht im ms. D^a, dem einzigen, das für die oben erwähnte Stelle aus dem Sirventes des Uc de San Circ in Betracht kommt, für die italienische Stadt der Name *Faiensa*, der eigentlich der südfranzösischen zukäme. Die beiden so ähnlich klingenden Namen werden also schon im Mittelalter, nicht erst im Nfz. miteinander verwechselt und vertauscht.

on sols es colgans Gr. 242, 49 (Kolsen Nr 19) VII, 4 –5. Hierzu verweist Kolsen (a. a. O. S. 47) auf die von Stimming *B. Born* [1] zu 14, 76 gebotenen Beispiele.

8. Eine prov. Anspielung auf den byzantinischen Kaiser Constans II.?

In Lied Gr. 242, 62 (Kolsen Nr 44) erhebt Giraut de Bornelh eine seiner häufigen Klagen über den Verfall höfischen Lebens. Er sagt (v. 118—121):

C'anc, pos s'estreis Costans
ni·s viret als maiors,
no s'alevet valors
ni s'aerc largetatz.

Der Herausgeber übersetzt: »Denn seit Constans ermordet wurde und zu den Ahnen einging, richtete sich Wert nimmer auf noch hob sich Freigebigkeit.» Im Eigennamenverzeichnis (Bd II, 272) erscheint *Costans* als »Constans II., der byzantinische Kaiser, der 668 in Sizilien ermordet wurde.» Dass Giraut oder irgend ein Trobador diesen Kaiser auch nur dem Namen nach kannte, halte ist für ganz unwahrscheinlich. Und was hätte der Tod dieses wenig rühmlichen Herrschers mit dem Untergang von *valor* und *largetat* zu tun? Auch grammatisch betrachtet ist die Deutung bedenklich. Zugegeben selbst, *estrenher* könnte »ermorden» bedeuten, so könnte das mediale *s'estreis* wohl kaum für dass Passiv eines so deutlich den Täter erkennen lassenden Tuns, wie es das Ermorden ist, stehen. Dagegen wäre gegen ein *s'esteis* »erlosch, starb» — und von einem Sterben ist ohne Zweifel die Rede — nichts einzuwenden, und diese Form müsste, obwohl sie in den Handschriften nicht steht, m. E. in den Text gesetzt werden. Denn der *Costans*, dessen Tod hier angezeigt wird, ist gar kein wirklicher Mensch, sondern verdankt einer jener Namenserfindungen sein Dasein, von denen Tobler, *Verm. Beitr.* II, 205 ff.

spricht und bei denen der Hörer oder Leser »nicht wirklich an eine Person, sondern an die Sache zu denken hat, deren Bezeichnung er in dem Stamm des Namens ohne Mühe findet.» Um diese Wirkung auszuüben, muss natürlich der gewählte Name ein den Hörern vertrauter, geläufiger sein. Dass dies bei *Costans* der Fall ist, geht aus den drei Stellen hervor, an denen Marcabrun den Namen zur Bezeichnung eines Durchschnittsmenschen verwendet (s. das Eigennamenverzeichnis in Dejeannes Ausgabe[1]), und Raïmbaut d'Aurenca lässt ihn in der gleichen Funktion aufftreten (Gr. 389, 22, her. von Appel, *Raïmbaut von Orange* S. 86, V, 2; Appel übersetzt S. 91: »Hinz und Kunz»). Auch der Stamm des Wortes, dessen Inhalt der Träger des Namens verkörpern soll, ist klar: es ist *costar* »kosten». Eine *res costans* war eine Sache, die viel Geld kostete (vgl. Tobler-Lommatzsch II, 938, 42: *costant* »kostspielig»), wie etwa die grossen Hoffeste, besonders zur Pfingstzeit, deren Kostspieligkeit die Dichter gern betonen (vgl. Tobler-Lommatzsch II, 937, 26 ff.). Wenn also Giraut sagt, dass der Herr *Costans* gestorben ist, so meint er damit, dass niemand mehr Geld ausgibt, dass kein Aufwand mehr getrieben wird, der als Grundlage von *largetat* und *valor* und damit des gesamten höfischen Lebens zu betrachten ist.

Giraut wählt hier eine humoristische Ausdrucksweise, wenn der Humor auch etwas bitter ist. Dieser Humor nun trifft den Hörer nicht unvorbereitet. Denn schon in der vorhergehenden Strophe ist der Dichter von der tatsachenmässigen Darstellung seiner Gedanken abgewichen. Er sagt, nachdem er die Hilfsbereitschaft der früheren Zeit gepriesen hat, v. 106—109:

> Er es l'afars chamjatz
> de pretz e de domnei,
> c'un non auch ni no vei
> que mezura·n trassalha.

[1] Zu der Stelle im 37. Liede ist Pillets Bemerkung heranzuziehen (*89. Jahresbericht der Schlesischen Ges. für vaterländ. Cultur*, 1911, Sonderdruck S. 17).

Der Herausgeber übersetzt die beiden letzten Verse: »Ich sehe oder höre nämlich von keinem, dass er darin ein Übriges täte», und erläutert (Bd I, 271 Fussnote 1): »Ich höre und sehe niemand, der darin das (übliche) Mass überschritte.» Das ist gewiss der Sinn der Sache, der stilistische Wert der Stelle kommt aber bei dieser Übersetzung nicht zur Geltung. Das Wahren der *mezura* ist ja eines der Haupterfordernisse mittelalterlicher Höfischkeit, das *trassalhar mezura* ein schwerer Verstoss gegen dieses Ideal. Wenn also Giraut sagt, dass niemand das rechte Mass überschreite, so ist dies ein Lob, allerdings ein ironisches, da man sich ja gerade in der Ausübung von *pretz* und *domnei* kein Mass auferlegen sollte. Und die ersten Verse der folgenden Strophe (v. 113—117), die Verse nämlich, die der hier behandelten *Costans*-Stelle unmittelbar voraufgehen, setzen, wie ich glaube, die ironische Redeweise fort:

A tort s'esmol
qui·l seu esdui
ni se
d'avinens fachs prezans
ni s'i para doptans.

Gewiss trifft Kolsens Übersetzung: »Übel verfährt wer . . .» ungefähr das Richtige, wenn auch wieder nicht den stilistischen Wert der ersten Zeile. Die Erläuterung (Bd. I, 271 Fussnote 3): »In übler Weise vervollkommnet sich» kommt ihm schon näher. Der Gegensatz von *a tort* »auf unrechte, falsche Weise» und *s'esmol* »schleift sich ab, verfeinert sich» zeigt den ironischen Sinn, in welchem das Verbum gebraucht ist.

So ist denn der Witz mit dem Tode des Herrn Costans stilistisch gut vorbereitet und wird infolgedessen gewiss sofort verstanden worden sein.

9. *Sanh-Sere(n)*

Zu den zahlreichen Anspielungen auf das Heilige Land, die man in den Dichtungen Girauts von Bornelh findet, gehört nach der Meinung ihres Herausgebers auch die folgende (Gr. 242, 28 = Kolsen Nr 38, v. 91—95, d. i. das Geleit):

Razo s'*en*ten,
si·l mante
vas sanh terre,
car trop mais conquis
sobre Sarrazis.

Übersetzung: »Der Billigkeit gibt er Gehör (?), wenn er ihn (den Wert) gegenüber dem heiligen Lande aufrecht erhält, denn er hat (schon) viel Tüchtigere besiegt als die Sarazenen!»

Der erste der hier zitierten Verse beruht auf einer kühnen, dem Sinne nach nicht recht befriedigenden Konjektur Kolsens. Hschr. S^q hat *Razos e be*, die übrigen, elf an der Zahl, haben *Ben es razos*. Der Reim erfordert im Versausgang ein Wort auf *-en* (mit festem *n!*). Was im Original gestanden haben mag, ist kaum auszumachen. Vielleicht ist der Vers ein unberechtigter Zusatz, und das Geleit begann ursprünglich mit *Si·l mante*. Dann wäre *Si* »und», während derjenige, der den vermeintlichen Zusatz machte, das Wort als »wenn» gedeutet und dazu den fehlenden Hauptsatz mit *Ben es razos* ergänzt haben mochte. Sehr inhaltsreich ist der Vers nicht; er könnte, wie gesagt, fehlen, stört aber den Sinn des Ganzen nicht.

Das Geleit knüpft grammatisch und dem Zusammenhang nach an die vorhergehenden Verse, die letzten des eigentlichen Gedichts, an. Hier versichert der Dichter, dass er dem König Alfons (VIII. von Kastilien ?), da dieser vortrefflichen Wert aufrechterhält, auch jenseits des Meeres, d. h. in Palästina, ein ergebener Diener bleiben wolle. An diese Versicherung schliesst sich mit fast wörtlicher Wiederaufnahme von v. 87 (*E mante*) der Anfang des Geleits: *Si·l mante*. Aber was besagen die folgenden Verse? Zunächst sind die beiden letzten Zeilen wohl anders zu verstehen, als es Kolsen tut; sie bedeuten m. E.: »Denn er hat schon viel mehr von den Sarazenen erobert (oder: über die Sarazenen gesiegt).» Hiernach kann es wohl berechtigt erscheinen, dass man auf dem anderen Kriegsschauplatz gegen die Sarazenen, dem Heiligen Lande, diesem Manne, wie der Dichter es vorher versichert hat, ein treuer Diener bleiben will.

Was ist nun aber *sanh terre?* Kolsen meint, es sei das Heilige Land. Dass diese Bezeichnung für Palästina sonst im

Provenzalischen m. W. nicht begegnet, mag noch hingehen. Aber bedenklicher ist, dass keine Handschrift *terre* aufweist. Sieben Handschriften haben *sere* (bezw. *sre*), drei, *D I K*, die ja eng verwandt sind, scheinen *tere* zu lesen [1], *N* tut es gewiss (wenigstens nach *M G.* 949), und *Q* schreibt *te erem*. Demnach dürfte wohl *sanh sere* das Ursprüngliche sein. Ist dies der Fall, so darf man dieses *sanh sere* wohl kaum von dem *Sanh-Sere* in Lied 50 (Gr. 242, 19) v. 88 trennen, wie es Kolsen in der Anmerkung (Bd. II, S. 77) vorschlägt. Denn es wäre doch sehr seltsam, wenn bei demselben Dichter dieselbe Ortsbezeichnung nur zweimal vorkäme und jedes Mal etwas anderes bedeutete. Leider steht das Geleit, dem v. 88 angehört, nur in zwei Handschriften, *a* und *S*^{g}. Es lautet bei Kolsen:

E si lai on fo mortz o pres
me conduisses,
sobre totz eu virera·l fre
vas lo senhor de Sanh-Sere.

Ms. *S*^{g} hat *sere*, ms. *a* dagegen *sere* aus *fere* verbessert. Es ist wohl denkbar, dass der Schreiber der letzteren Handschrift durch das Reimwort des vorhergehenden Verses (*fre*) irre geführt wurde, dann aber seinen Fehler bemerkte und *fere* in *sere* berichtigte. Jedenfalls darf man *Sanh-Sere* als gesichert ansehen.

Wer ist der Herr von *Sanh-Sere*? Kolsen (Anm. Bd. II, 91 in Verbindung mit S. 77) meint, dass es sich um dasselbe *Saint-Cere* handele, das bei Uc de San Circ Gr. 457, 23 (Jeanroy-Salverda de Grave Nr 40), v. 41 vorkommt und mit dem heutigen Saint-Céré (arr. Figeac) identisch ist. In dem Herrn dieses

[1] Die Variantenverhältnisse sind nicht ganz klar. Chabaneau-Anglade, *Onomastique* S. 262 macht darauf aufmerksam, dass keine Hschr. *terre* habe. Kolsen (Anm. Bd. II, S. 77) verteidigt sich, indem er auf ms. *Q* verweist, das mit seinem *te erem* doch den *t*-Anfang biete. *D I K* vermag ich nicht nachzuprüfen. Jedenfalls — und das meint vielleicht Chabaneau-Anglade — scheint ein Doppel-*r* nirgends vorzukommen.

Ortes will Kolsen Alfons II. von Aragon erkennen, der, wie er meint, dort vielleicht eine Besitzung hatte. Zu diesem sei der Dichter zuerst gereist — wofür Kolsen sich auf Nr 70, 86 und 51, 62 beruft —, um sich dann dem König Alfons VIII. von Kastilien für die Kreuzfahrt anzuschliessen. Aber das alles sind Vermutungen, die einer Nachprüfung nicht standhalten. Wie sollte Alfons II. zu einer Besitzung in Saint-Céré kommen? Dass Giraut Beziehungen zu ihm gehabt hat, mögen die angezogenen Belegstellen beweisen; sie haben aber mit der Kreuzfahrt Girauts nicht das mindeste zu tun, und von einem Zuge Alfons' VIII. von Kastilien ins Heilige Land, den dieser Herrscher geplant hätte und dem Giraut sich hätte anschliessen können, ist mir nichts bekannt. Es ist also kaum möglich, den südfranzösischen Ort Saint-Céré mit einem spanischen Gönner oder den Kreuzzugsabsichten unseres Dichters in Verbindung zu bringen. Von letzteren ist nun aber in den oben zitierten vier Versen aus Lied 50 — und wahrscheinlich und andeutungsweise schon vorher in v. 75: *Ja si Dieus me do tornar sai* — ohne Zweifel die Rede. Kolsen hat dies auch erkannt, indem er in einer Übersetzungsanmerkung (Bd. I, 321) als Subjekt zu *lai on fo mortz o* (lies *e* mit S^g gegen ms. *a*) *pres* »Christus» ansieht. Aber dieser wird nirgends genannt. Zwar heisst es in den voraufgehenden vier Versen, den Schlusszeilen des eigentlichen Gedichtes (Nr 50, v. 81—84):

Que·m valgra molt, s'a Deu plagues,
qu'ela·m parces
tans tortz com eu l'ai fach ancse,
don ges encara no·m recre.

Aber aus dieser beiläufigen Erwähnung Gottes in einem nebensächlichen Versfüllsel, das mitten in die Liebeserwägungen des Dichters eingesprengt ist, das Subjekt zu der wichtigen Ankündigung des Geleits zu beziehen, ist wohl selbst für die alte Zeit, die an einem nicht angezeigten Subjektswechsel geringen Anstoss nahm, kaum angängig. Das Subjekt zu *on fo mortz e pres* kann deshalb m. E. nur der *senhor de Sanh-Sere* sein.

Ist diese grammatische Feststellung richtig, so muss der *senhor de Sanh-Sere* mit Gott, bezw. Christus identisch sein, da er ja im Heiligen Lande gefangen und getötet wurde.

Wie kommt nun aber Gott zur Bezeichnung des Herrn von *Sanh-Sere?* Im Aprov. bedeutete *sere(n)* »Helle, Tageslicht, heiterer Himmel» (Levy, *S. W. B.* VII, 604). Es muss aber auch einfach »Himmel» bedeutet haben, wie aus der von Levy, *a. a. O.* unter Nr 2 ohne Glossierung aus der Novelle des Peire Guillem nach Bartsch, *Chrest.* zitierten Stelle hervorgeht:

> Que l'aver de trenta ciotatz
> val lo carboncles qu'es al fre,
> que la nueg escura al *sere*
> viratz cum pel jorn d'estiu.

Die neueren Auflagen der Chrestomathie ändern *viratz* in *vira* und verderben damit den an sich klaren Sinn der Stelle: »Der Edelstein am Zügel leuchtet so hell, dass man selbst in dunkler Nacht wie an einem Sommertage bis zum Himmel hätte sehen können (eigentlich: dass ihr . . . gesehen haben würdet).» Objektloses *vezer* ist auch sonst belegt; vgl. das von Levy, *S. W. B.* VIII, 728 unter Nr 19 zitierte *veder en pot l'om per quaranta ciptatz.* So möchte ich denn in dem *Sanh-Sere* das »Himmelreich» sehen, dessen Herr natürlich Gott ist, und die Tornada von Nr 50 folgendermassen übersetzen: »Und wenn er mich dorthin geleitete, wo er gefangen und getötet wurde, so würde ich mich vor allen [1] zum Herrn des Himmels begeben.»

[1] Es mag hier noch auf die Möglichkeit hingewiesen werden, dass mit *sobre totz* (v. 4 des Geleites) der bei Giraut so oft begegnende Versteckname für seinen Gönner gemeint sein könnte. Dann wäre *Sobre-Totz* Subjekt zu *conduisses.* Aber es fragt sich, ob *Sobre-Totz* ohne Beifügung eines Titels denkbar ist. Auch würden sich erhebliche sachliche Schwierigkeiten ergeben. Denn dann wäre Giraut nicht mit Ademar von Limoges, sondern mit *Sobre-Totz*, d. h. mit Raimon Bernart von Rovinha ins Heilige Land gezogen, oder aber *Sobre-Totz* wäre gar nicht der Versteckname für den letztgenannten Edelmann, sondern für Ademar von Limoges. Ersteres würde den Angaben der *Razo* IV und

Dabei darf aber nicht verhehlt werden, dass das zweite Geleit, wenigstens in der Form, die es bei Kolsen zeigt, zu dieser Deutung nicht zu passen scheint:

> Qu' entre·ls Espas vai jois e ve
> e·i guid' e·i chabdel' e·i chapte.

Diese Worte deuten eher darauf hin, dass es sich bei *Sanh-Sere* um irgendeinen spanischen Ort, bei dem Herrn von Sanh-Sere um irgendeinen spanischen Herrscher handelt. Aber da die spanischen Fürsten mit einem Kreuzzug in das Heilige Land nichts zu tun hatten und man von ihnen wohl auch keinen erwartete, ist es unverständlich, warum Giraut, um nach Palästina zu ziehen (wie er es im ersten Geleit ankündigt), sich erst nach Spanien begeben sollte. Zudem ist zu beachten, dass *Espas* nur in einer der beiden Handschriften steht, und zwar in *S*^{q}, dessen katalanischer Schreiber vielleicht absichtlich, vielleicht unabsichtlich ein Lob der Spanier aus seiner Vorlage herauslas, wo gar keines beabsichtigt oder am Platze war. Die andere Handschrift (*a*) hat *es patz*. Sollte im ersten Vers des zweiten Geleits so etwas wie: *Qu'entr'el s'es patz, vai jois e ve* gestanden haben? Dabei wäre dann *el* = Gott, und für *entre* »bei« (in seinem Schosse) könnte man auf *entre se* »bei sich, in seinem Innern« (Levy, *S. W. B.* III, 75 Nr 3) und auf Du Cange IV, 389 a *inter* = *apud* verweisen.[1]

Übertragen wir nun die mutmassliche Bedeutung von *Sanh-Sere* auf das Geleit von Nr 38, von dem wir ausgingen,

---

Lied Nr 77 (s. Abschn. 11), letzteres denen der *Razo* III widersprechen (s. Kolsens Ausgabe Bd. II, S. 7). Man könnte diese Widersprüche allerdings aus der Welt schaffen, indem man annimmt, dass Giraut zur Zeit, als er Lied Nr 50 verfasste, noch hoffte, mit *Sobre-Totz* (= Raimon Bernart von Rovinha) hinüberzuziehen, und dass er diesen mit dem Geleit zur Kreuzfahrt anregen wollte, dass er sich dann aber später, als er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen erkannte, Ademar von Limoges anschloss.

[1] Auch an *Qu'entr'el ses patz* (unaufhörlich») *vai jois e ve* oder mit Verlassen der handschriftlichen Überlieferung an *Qu'en cel* (»Himmel») *es patz, vai jois e ve* wäre vielleicht zu denken.

so können wir v. 92—93 übersetzen: »Und er hält ihn (= *pretz*) auch dem Himmel gegenüber aufrecht», indem er nämlich tapfer gegen die spanischen Mauren kämpft.

10. *Lo solatz dels Galics*

Giraut de Bornelh wendet sich gegen die Zwischenträger, die ihm so viel Schaden zugefügt haben; er gibt es aber auf, sie zurechtzuweisen, weil sie doch nicht besser werden:

E pos no m'i val chastics
c'ades no sian peior,
ges no m'a tan de sabor
lor solatz com dels Galics.

Diese Verse stammen aus Gr. 242, 72 (Kolsen Nr 27) und wären ohne weiteres verständlich, wenn man wüsste, was es mit dem *solatz dels Galics* auf sich hat. Kolsen übersetzt *Galics* mit »Walliser» und meint in der Anmerkung (Band II, S. 59), dass, da die Walliser meist von Ackerbau und Viehzucht leben, mit dem Ausdruck *solatz dels Galics* die bäuerische Gesellschaft zu verstehen sei. Er verweist auf Arnaut Daniel ed. Canello XII, 51 (Anm. S. 236), wo es sich aber um *Galecs*, d. i. Galizier handelt, und auf eine Stelle aus Bernart Marti, der zwar von *pageza* und *pagesia* spricht, diese Vorstellungen aber in keinerlei Beziehung zu den Wallisern setzt.

Die Bezeichnungen der beiden Völkerschaften, Walliser und Galizier, werden von den Trobadors nicht sorgfältig unterschieden.[1] Während wir bei Arnaut Daniel (s. o.) die *Galecs* als »Galizier» finden, haben wir es bei Peire Cardenal Gr. 335, 5 (Kolsen *Trob. Ged.* Nr 21) v. 2 mit den »Wallisern» unter der Bezeichnung *Gales* (Reim *-es*) zu tun. Ebenso benennt sie

[1] Den Nachweis der Stellen entnehme ich dem *Onomastique des Troubadours* von Chabaneau-Anglade S. 135 (*Gales*) und S. 136 (*Galics*).

Peire del Vilar Gr. 361, 1 (Mahn, *Werke* III, 267 [1]) II, 6, der sie neben den Engländern, Schotten und Iren unter den das Inselreich bewohnenden Völkerschaften aufzählt. Anderseits erscheinen die Walliser bei Peire d'Alvernhe Gr. 323, 15 (Zenker Nr VI) III, 7 in der gleichen Zusammenstellung mit den Schotten als *Galics*. Gavaudan endlich stellt in seinem Kreuzlied Gr. 174, 10 (Jeanroy, *Rom.* 34, 534) VI, 6 die *Galicx* unter die Völker der Pyrenäenhalbinsel, kann also mit diesem Namen nur die Galizier meinen.

An unserer Girautstelle nun erscheint die *Galics* benannte Völkerschaft mit einer typischen, symbolhaften Bedeutung. Somit darf man die Galizier ausser Betracht lassen, da diese die beiden Male, wo sie uns begegnen, in ihrer wirklichen, rein ethnographisch-historischen Bedeutung auftreten. Anders steht es mit den Wallisern. Allerdings haben auch sie an zwei von den Stellen, wo sie uns begegnen, keine andere Funktion als die Galizier. Peire del Vilar nennt sie im Zusammenhang mit Ereignissen des Jahres 1242 [2], während bei Peire d'Alvernhe mit dem Könige der Walliser und Schotten nach Zenker der englische König Heinrich II. gemeint ist. Dagegen erscheinen die Walliser bei Peire Cardenal in — wenn man so sagen darf — übertragener Bedeutung. Die Stelle lautet:

Anc no vi Breto ni Bavier
ni Grec ni Escot ni Gales
cui tant mal entendre fezes
com fai home lag messorguier;
qu'a Paris non a latinier,
si vol entendre ni saber
quora ment ni cora di[3] ver,
c'us devis non l'aia mestier.

Die Strophe ist, soweit sich das aus den Fussnoten erkennen lässt, vom Herausgeber in ihrem Sinn nicht ganz richtig auf-

[1] Die Ausgabe Jeanroys in dem Couture-Band war mir leider nicht zugänglich.

[2] Vgl. Jeanroy, *Poés. lyr. des troub.* I, 187 und II, 226 7.

[3] Kolsen verändert hier *di* in *dic;* schon Pillet, *Zfrom. Ph.* 49. 366 hat das berichtigt.

gefasst worden. Denn zu v. 3 wird vermerkt: »so schlecht wie einen Franzosen» und zu v. 4: »j. als Lügner entlarven». Beides wird anders zu verstehen sein. In v. 3 liegt die bekannte Wendung von unpersönlichem *faire* nebst einem von einem Adjektiv begleiteten Infinitiv vor (Typus: *Il fait cher vivre à Paris;* s. Tobler, *Verm. Beitr.* I², 216 ff.), und der Vers bedeutet: »den man so schlecht verstehen kann.» Das *fai* in v. 4 dagegen ist verbum vicarium, und der Vers zu übersetzen: »wie einen gemeinen Lügner». Peire Cardenal will also sagen: »Weder ein Bretone noch ein Bayer noch ein Grieche noch ein Schotte noch ein Walliser ist so schwer zu verstehen wie ein gemeiner, lügnerischer Mensch. Denn, so fährt er fort, in Paris (der Stadt der Gelehrten!) gibt es keinen Sprachkenner, der nicht, wenn er erkennen will, wann jener Mann lügt und wann er die Wahrheit spricht, einen Hellseher nötig hätte.» Die Sprache des Lügners ist also ebenso unverständlich wie die der genannten Völkerschaften, die eine vom Romanischen so abweichende Sprache sprechen, dass eine unmittelbare Verständigung mit Angehörigen dieser Völker unmöglich ist.

Wir könnten uns also bei der Erklärung des *solatz dels Galics* mit dem Hinweis begnügen, dass Giraut den Verkehr mit den »Unbelehrbaren», die nicht begreifen wollen, was er an ihnen zu tadeln hat, einem solchen mit den Wallisern gleichsetzt, mit denen ja eine Verständigung ebenfalls unmöglich ist. Aber dass Giraut im Gegensatz zu Peire Cardenal nur und gerade die Walliser nennt, hat doch vielleicht noch einen anderen Grund, eine mehr literarische Veranlassung. Im Anfang seines »Perceval» lässt Chrétien der Troyes den noch knabenhaften Helden die ihm begegnenden fünf Ritter nach allem Möglichen fragen, bis einer von ihnen die Geduld verliert und den Führer auffordert, den einfältigen Gesellen sich selbst zu überlassen, mit der Begründung, dass alle Walliser, also auch Perceval, Narren seien (ed. Hilka v. 242 -5):

> Sire, sachiez bien antreset
> que Galois sont tuit par nature
> plus fol que bestes an pasture:
> cist est aussi come une beste.

Der Herausgeber zitiert hierzu (Anm. S. 620—1) Aussprüche einiger mittellateinischer Schriftsteller (Walter von Châtillon, Galfried von Monmouth, Walter Mapes) und weist für die spätere Zeit auf Meyers Anmerkung zu Guillaume le Maréchal III, 87 hin. Guillaume erzählt einen kleinen Zwischenfall, der sich bei der Zusammenkunft Heinrichs II. mit Philipp-August in Gisors (1188) zutrug: *Uns chevaliers de France vint Qui n'esteit mie bien corteis; Si se gaba trop des Galeis. Li Galeis en furent hunteus.* Einer der Walliser schiesst dem Franzosen einen Pfeil in den Kopf usw. (v. 7409 ff.). Paul Meyer bemerkt dazu III, 87 Anm. 5: *Soit à cause de leur langage, soit à cause de leurs manières un peu primitives,* zitiert die obige Stelle aus dem »Perceval» und weist darauf hin, dass Heinrich II. seit dem Anfang des Jahres 1187 wallisische Söldner in seinem Heere hatte.

Aus alledem geht hervor, dass auf die Walliser eine jener klischeemässigen Kennzeichnungen von Völkerschaften angewendet wurde, die zu allen Zeiten beliebt waren und es vielfach auch heute noch sind. Die Walliser hielt man danach für einfältige Menschen, mit denen sich zu unterhalten zwecklos war. Diese »Charakterisierung» der Walliser ist, wie sich gezeigt hat, auch literarisch ausgemünzt worden, und auch Giraut hat sie sich zu eigen gemacht, wenn er die Unterhaltung mit den Verleumdern und die mit den Wallisern auf eine Stufe stellt.

11. *Lo sanh vas*

Konnte mit diesen Worten (»das heilige Grab») die letzte Ruhestätte eines gewöhnlichen Sterblichen bezeichnet werden, eines Menschen, der weltlich in dieser Welt gelebt hat? Kolsen, der Herausgeber des Giraut de Bornelh, glaubt es im Hinblick auf folgende Verse seines Dichters, die dem Klagelied auf Ademar von Limoges entnommen sind (Gr. 242, 56 = Kolsen Nr 77, v. 71—6):

Qu'el (= Gott) denh auzir
cels que·lh querran
c'a l'arma do repaus e patz,

74 e·l sanhs vas en qu'el fo pauzatz —
qu'eu·l vi baizar molt umilmen —
76 li si'en loc de bo guiren!

Kolsen übersetzt v. 74—76 folgendermassen: ». . . und das Grab, in welches er (Ademar) gelegt ward, das heilig ist — sah ich es doch sehr demütig küssen —, möge ihm zu gutem Schutze dienen!» Die Anmerkung (Bd II, 132) stellt fest, dass das *sanhs vas* (v. 74) das verehrungswürdige Grab Ademars sei, und erwähnt nicht, dass hier auch eine andere Auffassung möglich und bereits vertreten worden ist. Mit dieser Feststellung und der etwas gekünstelt scheinenden Übersetzung (man beachte, wie darin *sanhs* von seiner natürlichen Stellung entfernt wird!) will Kolsen seine von Lowinskys (*Zff. S. u. L.* XX, 176 Anm. 64) und meiner Auffassung (*Kreuzlied* S. 96) abweichende Interpretation erhärten. Er hat sie in der Tobler-Festschrift von 1905, S. 224 angedeutet und sie im *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 116, S. 455—6 begründet. Danach wäre *lo sanhs vas* (»das heilige Grab») das Grab Ademars von Limoges und nicht, wie man doch ohne weiteres vermuten sollte, das heilige Grab, das den Leib Christi birgt und in Jerusalem verehrt wurde. Ademars Grab ist also heilig, weil der Dichter es demütig küssen sah. Wer hat es geküsst? Offenbar sehr viele, etwa als eine Art Wallfahrtsziel, denn sonst würde es der Dichter nicht zum Range eines heiligen Grabes haben erhöhen können. Aber man stelle sich die Lage einmal vor! Giraut widmet seinem Herrn eine Totenklage. Das kann doch nicht lange nach dem traurigen Ereignis geschehen sein. Eine Verehrung des Grabes mit Küssen kann doch aber erst erfolgen, wenn es fertiggestellt ist. Soll man annehmen, dass der Künstler des Steins schneller gearbeitet hat als der des Wortes, so dass dieser die von ihm beobachtete Verehrung des Grabes schon in sein Lied hätte aufnehmen können? Und das Grab soll Ademar schützen! Wovor denn? Es kann doch nur seinen Leib schützen. Der Dichter aber betet zu Gott um seines Herren Seelenheil (v. 71—73), das *guiren* zum Schluss kann infolgedessen nur seelisch-religiös gemeint sein. Das Grab soll

ein guter Bürge für den Seelenfrieden des Verstorbenen, ein Fürsprecher bei Gott sein. Diesen Dienst kann ihm das eigene Grab, das Grab eines irdischen Menschen und weltlichen Fürsten nicht leisten, wohl aber das Grab Christi. Wenn Kolsen (*Arch.* 116, 455) daran zu zweifeln scheint, dass dem Grabe Christi eine solche Wirkung zukommen könnte, so mögen hier die Worte des deutschen Pilgerliedes angeführt werden (nach Kugler, *Geschichte der Kreuzzüge*, 2. Aufl., Berlin 1891, S. 21—2), das im 12. Jh. in aller Munde war und von dem allgemein verbreiteten Glauben an die schützende Kraft des heiligen Grabes Zeugnis ablegt:

In gotes namen vare wir,
sîner gnâden gere wir.
Nû helfe uns diu gotes kraft
und das heilige grap,
dâ got selbe inne lac.
Kyrieleis.

Klingen die provenzalischen Worte *e·l sanhs vas en qu'el fo pauzatz* nicht wie eine Wiedergabe des 4. und 5. Verses dieser Strophe?

So spricht alles für die Deutung von *sanhs vas* auf das Grab Christi. Sie scheint mir die einzig natürliche und hat z. B. auch die Billigung von Shepard (*Mod. Phil.* 27, 230) gefunden. Auch Audiau legt sie dem Texte seiner *Nouvelle Anthologie* (S. 221) zugrunde, indem er das *el* in v. 71 mit grossem Anfangsbuchstaben druckt — allerdings nicht das in v. 74 — und in der Übersetzung an beiden Stellen ein *Il* einsetzt. Auch der Wortlaut der Übersetzung von v. 74—76: *et que le tombeau où Il fut mis, ce tombeau sacré (que je l'ai vu embrasser humblement) soit un témoignage en sa faveur!* lässt an seiner Auffassung keinen Zweifel.[1]

[1] Deshalb ist es erstaunlich, in der Anm. S. 361 die gegenteilige, der Übersetzung völlig widersprechende Auffassung vorgetragen zu finden: *le saint tombeau, parce qu'il a été béni par les prêtres, et parce qu'il est en grande vénération: le poète a vu des gens le baiser fort humblement et dévotement.*

Nun hat Kolsen (a. a. O. S. 456 Anm. 1) darauf hingewiesen, dass auch Peire Bremon in seinem Klagelied auf Blacatz den Leib dieses Mannes als *cors san* bezeichne (v. 6, 23, 33). Aber hier liegt die Sache ganz anders. Nachdem Sordel und Bertran d'Alamanon in ihren Liedern auf den Tod des genannten Edelmannes das Herz des Toten verteilt hatten, jener unter die Fürsten der Zeit, damit sie mehr Mut bekommen (Gr. 437, 24; De Lollis Nr V), dieser unter die edlen Damen, um sie für den Verlust des Toten zu trösten, schlachtete Peire Bremon Ricas Novas diesen Gedanken zum dritten Male aus und verteilte den Körper unter die verschiedenen Völker (Gr. 330, 14; Boutière Nr XX). Hier wird der Leichnam wie der eines Heiligen angesehen, dessen Teile in den betreffenden Ländern wie Reliquien verehrt werden sollen. *Le corps est traité ici en »cors sanh», une sainte relique*, sagt deshalb auch Hoepffner (*Rev. d. l. rom.* 66, 379) in seiner Anzeige der Boutièreschen Ausgabe. Hier ist die poetisch-symbolische Bezeichnung »heilig» berechtigt; es ist aber kaum anzunehmen, dass es im Mittelalter jemandem eingefallen wäre, das Grab eines gewöhnlichen Sterblichen, sei es auch das eines Fürsten wie des Vizgrafen von Limoges, heilig zu nennen.

Ist nun aber *lo sanhs vas* wirklich das Grab Christi, dann erhält v. 75 seine Bedeutung für die Bestimmung von Girauts Lebenslauf zurück. Denn dieser Vers besagt, dass der Dichter gesehen hat, wie Ademar jenes Grab demütig küsste. Daraus ergibt sich, dass Giraut und sein Herr in Jerusalem gewesen sind, und das kann nur nach dem 1. September 1192 gewesen sein, dem Tage, an dem Richard Löwenherz und Saladin einen dreijährigen Waffenstillstand abschlossen, während dessen es den Christen freistand, Jerusalem als Pilger zu besuchen. Damit würden dann die Berechnungen wieder in Kraft treten, die ich über Girauts Aufenthalt im Heiligen Land angestellt hatte (*Kreuzlied* S. 96—7). Sie zeigten, dass die Angaben der provenzalischen Lebensnachricht, deren Richtigkeit Kolsen (a. a. O. 456- 7) auf Grund seiner Auslegung von v. 74—5 unseres Liedes zu beweisen versuchte, in einigen Einzelhei-

ten sich nicht mit den aus den Liedern Girauts abzuleitenden Tatsachen deckten.

12. Von den Assassinen

Nach Ausweis des *Onomastique des Troubadours* S. 23 und S. 33 wird diese orientalische Sekte von zwei Trobadors erwähnt. Der eine ist Aimeric de Pegulhan, der in Gr. 10, 42 (M. G. 518—20), Str. IV sagt:

Car mielhs m'avetz ses duptansa
que·l Vielhs l'ansesina gen,
que van, neis s'era part Fransa,
— tan li son obedïen! —
aucir sos guerriers mortals.
So no m'es greu pauc ni gaire,
tan vos sui ieu plus leials!
Qu'ieu m'auci per vos aman,
doncs ben fatz plus qu'ilh no fan.

Der andere ist Bernart de Bondelhs. Der Anfang des einzigen von ihm überlieferten Liedes, einer Kanzone, lautet (Gr. 59, 1; Appel, *Inedita* S. 22):

Tot aissi·m pren com fai als assessis,
qe fan tot so qo lurs seinhers lur di,
qe no·n pensan failhir ser ni mati,
tant lo crezon e tant ll'es chascus fis;
e le seinhers, qar conois certamen
qe chascus fai de grat son mandamen,
fa·ls comensar tal re, segon q'aug dir,
don prendon mort, ans q'o puescan complir.

Tot eissamen hai ieu estat aclis
e fins e francs vas amor, so·us afi,
en tot qan puec, qez anc non y failhi,
antz totas ves outra poder m'enmis.
E qan conoc qe ses tot trichamen
ll'era obligatz per far tot son talen,
fes mi tal re comensar don sospir
e don breumen crei qe m'er a morir.

Beide Dichter vergleichen sich mit den Abgesandten des »Alten vom Berge». Während Aimeric de Pegulhan seinem Vergleich die tatsächlichen Verhältnisse der Assassinensekte zugrunde legt und sich bewusst über deren Mitglieder stellt, indem er nicht nur andere, sondern sich selbst in seiner Liebe tötet, bringt Bernart de Bondelhs ein neues Motiv hinzu, insofern nämlich, als er behauptet gehört zu haben, der Herr der Assassinen gebe seinen Anhängern solche Aufträge, dass sie sterben, ehe sie sie ausführen können. Dieses Motiv scheint mir so sehr mit der Vorstellung, die man sich von den Assassinen zu machen hat, im Widerspruch zu stehen, dass ich fast glauben möchte, der Dichter habe es trotz seines *segon q'aug dir* selbst erfunden, um in dem Vergleich seinen eigenen Liebestod besser anbringen zu können. Das hat, wie wir sahen, Aimeric auf andere Weise und ohne sich von den Tatsachen zu entfernen, zuwege gebracht.

Ist an diesen beiden Stellen der Liebhaber vergleichsweise mit dem Assassinen identisch, so hat Giraut de Bornelh (Gr. 242, 45 = Kolsen Nr 48, v. 73 ff.) dem Bilde eine andere Wendung gegeben. Zwar erwähnt der *Onomastique* unseren Dichter nicht, und auch der Herausgeber scheint an die Assassinen nicht gedacht zu haben. Trotzdem glaube ich, dass Giraut die Mördersekte im Auge hatte, als er schrieb [1]:

Ren als no·lh sai comtar
mas que s'amors m'auci.
Ai! plus mal assessi
noca·m saup envirar!

Kolsen übersetzt (v. 75—76): »Ach, einen schlimmeren Mörder konnte ich mir gar nicht ausersehen.» Aber wer sucht sich seinen Mörder selber aus? Wenn *envirar*, das sich von 16 Handschriften nur in *I K* findet (*T* hat: *an virar*), während alle übrigen Handschriften *enviar* o. ä. aufweisen, wirklich im Prov. bestanden hat, wie Kolsen aus dieser Stelle schliesst, so

[1] Ich interpungiere ein klein wenig anders als der Herausgeber.

kann es hier nicht reflexiv sein, sondern muss wie afz. *avirer*, auf das Kolsen sich im Glossar beruft, »bestimmen« bedeuten. Dann ist *saup* nicht 1., sondern 3. Person, und Subjekt ist die in v. 72 mit dem Verstecknamen *Bel-Senher* bezeichnete Geliebte. Damit wird, mag man nun *envirar* oder *enviar* lesen, die Beziehung zu den Assassinen klar. Die Geliebte ist das Haupt der Sekte; sie sendet (oder bestimmt) den Mörder. Dieser erscheint in der Gestalt der Liebe, während der liebende Dichter dieses Mal die Rolle des Opfers spielt.

13. Aprov. *lor*, Possessivum der Mehrzahl, *ad sensum* konstruiert

In einem an dunklen Stellen reichen Liede des Giraut de Bornelh (Gr. 242, 72 = Kolsen Nr 27) findet sich auch folgende Stelle (v. 28 -31), deren Sinn bisher nicht enträtselt worden ist:

E qui se fenher' enics
per espaventar l'os lor?
Can plas volers no·i acor,
pauc li val precs ni chantics.

Kolsen übersetzt: »Und wer würde sich grimmig stellen, um sie im Innersten zu schrecken? Wenn sie eben nicht wollen, hilft ihm Schimpfen (?) ebenso wenig wie Huldigen.« Wer sind in dieser Übersetzung die verschiedenen »sie«? Wer ist mit »ihm« gemeint? Was soll *l'os* »Knochen« an dieser Stelle, selbst wenn man es mit »das Innerste« wiedergibt? Jeanroy fördert zwar das Verständnis dadurch, dass er das Fragezeichen tilgt und die vier Verse als ein einziges Satzgefüge auffasst, aber die von ihm vorgeschlagene Verbindung von *lor* (v. 29) mit *can* (v. 30) = *alors que* scheint mir nicht angängig. Ich glaube, dass *los lor* zu lesen ist, dass *lor* den üblichen Sinn des Possessivums der 3. Pers. Pl. »die Ihrigen« hat und dass das *qui* (v. 28), das schon Jeanroy richtigerweise = *si quis* setzte, der Besitzer ist. Zwar ist *qui* Singular; aber der Dichter, der

dabei nicht nur an einen denkt, erlaubt sich hier eine *constructio ad sensum*.

Er bietet Ähnliches auch sonst. Dass er Wörter wie *rassa* und *gen* mit dem Plural des Verbums verbindet, steht mit den Gepflogenheiten der alten Sprache durchaus im Einklang: *C'un' avols rassa menuda Lai m'an baralha moguda* Gr. 242, 79 (Nr 28) VI, 9—10. Vgl. die Anm. des Herausgebers Bd II, 61. Bemerkenswert aber ist schon ein Fall, wo auf *gens* bezogen ein Sg. (*s'eslais*) und ein Pl. (*sion*) unmittelbar nebeneinanderstehen (Gr. 242, 33 = Nr 52, VIII, 3):

> E ja, Senher, no consentatz
> que l'avols gens vas me s'eslais,
> anz sion chassat part Roais!

Doch weist unser Dichter Stellen auf, die der eingangs zitierten erheblich näher kommen. So heisst es Gr. 242, 77 (Kolsen Nr 67) V, 6—8:

> Qu'encontra sarrazina gen
> no vei baro que s'opona,
> ans an per lor malvolen
> qui d'aisso mot lor sona.

Hier wendet Giraut zwar die singularische Form *baro* an und bezieht darauf korrekterweise den Singular des Verbums *s'opona;* aber schon in der nächsten Zeile steht ihm vor Augen, dass es sich um viele Barone handelt, die denjenigen für ihren Feind halten, welcher mit ihnen davon (d. i. vom Kampf gegen die Sarazenen) spricht, und so verwendet er das Verbum im Plural (*an*) und das Possessivum der Mehrzahl (*lor*).

Auch auf *om* bezogen erscheint der Plural *lor*, diesmal als Personalpronomen, und zwar an zwei Stellen.

1) Gr. 242, 68 (Kolsen Nr 36), v. 30—37:

> C'aitals vens ses onors
> entre fis amadors
> e ses engan,

car, si be·s torn' a dan,
lor es pois benestan
can om fai
so qu'en amor s'eschai
ni tanh a ben-apres.

Das *lor* (v. 34) kann sich auch auf *aitals* (v. 30) beziehen; grammatisch näher aber liegt *om* (v. 35), mit dem das *lor* (v. 34) identisch ist. Denn der Sinn der Stelle ist doch der: Wenn man (*om*) in der Liebe das tut, was sich schickt, dann mag es zwar anfänglich zum Schaden ausschlagen, später aber wird es einem (*lor*) zur Freude gereichen.

2) Gr. 242, 27 (Kolsen Nr 75), v. 17. Von dem verspotteten Cardalhac, der zwar als Armbrustschütze in den hintersten Reihen gekämpft, aber doch das Unglück gehabt hat, gefangen genommen zu werden, sagt Giraut:

E cui creis aitals encombrers,
li val trop melhs que·l pe o·l ponh lor tenda,
que·lh fass' om peitz ni l'esglaie ni·l penda.

Kolsen erklärt zwar *lor* »ihnen» (v. 17) mit »den Feinden» (Übersetzung Bd. I, 475 Fussnote 4); aber nirgends ist dieses oder ein ähnliches Substantiv im Plural vorhanden, auf das sich *lor* beziehen könnte, und es bleibt nichts übrig, als *lor* mit dem folgendem *om* zusammenzustellen.

Zwar muss man sagen, dass in diesen beiden Fällen der Plural *lor* wohl das Primäre, der Singular *om* das Sekundäre war, doch bleibt der Gegensatz *lor* (Plural) *om* (Singular) bestehen. Ähnliche Diskrepanzen finden sich natürlich auch bei anderen Dichtern: *Que tals cuiatz si'amicx C'aura gaug de vostres destricx, O si Dieus vos creys d'onor En lor cor n'auran dolor* G. de l'Ol. d'Arle Gr. 246, 66 (Schultz-Gora, *Prov. St.* S. 40 Nr 18) v. 8 (vgl. Anm. ebenda S. 64). Hier steht *lor cor* und *auran* gegen *tals*. *E pueis* (*lo dart*) *resorti Tan aut que anc negus no·l vi Ni sabron on era casutz* Jaufre (ed. Breuer) v. 1788—9. Ähnlich wie *rassa* in dem oben zitierten Beispiel

aus Gr. 242, 33 hat hier der Singular *negus* das erste Verbum *vi* im Singular, das zweite (*sabron*) im Plural nach sich. *Ez a sonatz dos escudiers. E cascun pres un gran brandon E van s'en lai as esperon* Jaufre 3214—16. Vgl. auch afz. *Cascuns d'aus les glaves baissent* Perceval 39280 (dagegen *Cascuns d'aus se paine de respondre*, R. Alix. 7, 5); *Que que chascuns dient*, Ruteb. II, 478.[1]

Kehren wir nunmehr zu unserem Ausgangspunkt zurück, so wird man es nach den angeführten Beispielen nicht als zu kühn betrachten, wenn bei Giraut ein *los lor* auf das beziehungslose Relativum *qui* bezogen wird, das zwar formal ein Singular ist, aber psychologisch doch ein pluralisches Element enthält. Ob *chantics* (v. 31), das Kolsen gegen alle Handschriften in den Text setzt, oder *canzics* (mss. *a* und *c*), das nach Jeanroy ein Pejorativum von *canson* wäre, oder endlich das von den meisten Handschriften geführte *castics* (trotz des gleichen Reimworts in v. 64!) ursprünglich das Schlusswort von v. 31 war, ist für den Sinn des Ganzen nicht wesentlich. Dagegen scheint mir im gleichen Vers das *i* der Handschriften *A B I K N* weit eher am Platze als das *li* der übrigen, das in Kolsens Text steht.

So wären die vier Verse etwa folgendermassen zu übersetzen: »Und wenn einer sich grimmig stellte, um die Seinigen (eig. die Ihrigen) zu erschrecken, dann nutzen, falls der gute Wille (des Grimmigen) dabei nicht mithilft, Bitten und Vorstellungen hierin nur wenig.» Es liegt diesen Versen der oft anzutreffende Vergleich der Liebe (oder der Geliebten) mit einem Lehensherren zugrunde: die Liebe (Geliebte), die die treuen Liebhaber nicht erhört, ist wie ein Herr, der seine Getreuen schlecht behandelt.

---

[1] Diese Beispiele sind Tobler-Lommatzsch II., 294, 43 und 46 sowie II, 295, 19 entnommen. Das letzte Beispiel steht allerdings unter *chascun* als Plural. Das kann es aber doch seiner Form nach im Afz. nicht sein. Jedenfalls steht es dem *Cascuns* des Percevalsbeispiels vollkommen gleich.

14. Fragendes *qui* als Nominativ des Neutrums: »Was?»

Dieser Gebrauch von *qui* ist im Afz. und Nfz. gar nicht selten. Von der nfz. Verwendung des *qui* in Beispielen wie *Qui vous amène?* »Was führt euch her?» sprechen die meisten ausführlicheren Schulgrammatiken, von den deutschen etwa Lücking S 254 oder Engwer-Lerch 1926, § 262. Für das Afz. biete ich ein paar Beispiele aus Toblers Syntaxkolleg (Sommersemester 1902): *Et li prie . . . Que li die qui la fet rire*, Cligés 1574; *Et savez qui mout l'abeli? Qu'ele ot descouvert son visage*, Guill. Dole 4523; *Qui vous fait ainsinc sospirer?* Rose 17340 und verweise, wie s. Zt. Tobler, auf Ebeling, *Auberee* zu v. 483.

Für das Provenzalische ist, soweit ich sehe, bisher der Nachweis für den neutralen Nominativ *qui* »was» nicht erfolgt (vgl. Meyer-Lübke, *Gramm. d. Rom. Spr.* III, 515). Er erscheint aber allein im »Jaufre», mehrere Male, wie ich glaube. Der Held des Romans führt im Kampf mit seinem Gegner Estout einen gewaltigen Schlag auf dessen Helm. Aber das Schwert zerspringt, und der Helm des Feindes bleibt unverletzt:

»E Dieus», dis Jaufre, »ço qui es?
Maleçete sia qui fes
aital elme aissi tenprat
que mon brant i ai peceiat!»
(v. 1109).

Zunächst ein Wort über das *ço* vor *qui*. Es ist nicht etwa determinatives Stützwort zu folgendem relativen *qui*, sondern, wie oft im »Jaufre», als affektisch gebrauchtes Demonstrativum dem Fragesatz vorangestellt. Bei schlichter Rede würde es ihm folgen. Beispiele des vorangestellten *so:* »*Dieus, dis el, so quina gent es?*» v. 3544; »*E Dieus, dis Jaufre, per ta vertut, So que pot esser d'aquest crit?*» v. 4399; »*Ez aisso con? Digatz m'en ver!*» v. 5123; »*Domna, dis Jaufre, e so con?*» v. 5248 und

5611; »*Pulcella*», *dis el, Diens aiuda! So qu'es de vos? Con es aici?*» v. 5781; »*Taulat, dis lo rei, e so con?* v. 6361, »*Sainta Maria, e so consi?*» v. 8517. Die Tatsache, dass auf *so* Fragewörter wie *quina, con* und *consi* folgen, bestätigt die hier vorgetragene Auffassung von der Funktion des *so*.

So ist denn *ço qui es?* (affektische Frage) = *qui es ço?* (ruhige Frage), und hinter *ço* ist in ersterem Falle eine Pause zu denken. Was nun das *qui* anlangt, so sei zunächst festgestellt, dass es nicht etwa »wer» bedeutet, also nicht eine Frage nach demjenigen darstellt, mit dem Jaufre kämpft. Denn letzterer kennt den Namen und das Besitztum seines Gegners ganz genau. Erwägenswert bliebe nur, ob es nicht als *qu'i* aufzufassen ist. Das ist aber wenig wahrscheinlich. Denn ein hinweisendes, schwachtoniges Adverb (*i*) neben dem so nachdrücklich vorangestellten Demonstrativum (*so*) wäre kaum am Platze, und so hat denn die (sonst bessere) Hschr. *A* an unserer Stelle *que*, zeigt also ebenso wenig ein *i* wie etwa das oben zitierte Beispiel *so quina gent es?* v. 3544. Gänzlich ausgeschlossen erscheint mir die Zerlegung von *qui* »was» in *qu'i* an folgender Jaufre-Stelle (v. 5815). Der Held rettet ein junges Mädchen, bei dessen Vater er vor einiger Zeit freundlich aufgenommen worden ist. Das junge Mädchen erkennt ihn nicht wieder, und so hält ihr denn Jaufre einen kleinen Vortrag darüber, dass es immer gut ist, anderen zu dienen, da ein einziger Mensch Lohn für hundert andere bieten kann und man nie weiss, was einem noch zustossen mag:

»Pulçella, ar podez saber,
dis Jaufre, qual pro pot tener,
qui voluntier ser tota jen;
c'uns hom gizardona per cen.
Non sap hom qui va ne qui ven
ni cant a mal ni cant a ben
ne que l'es ades a venir.
Per que fai ades bon servir
o d'acoilir o de parlar
o de son aver a donar.

Übersetzung (v. 5815 ff.): »Der Mensch weiss nicht, was[1] sich ereignen (gehen und kommen) mag, wie sehr es zum Bösen oder zum Guten (ausschlägt) noch was ihm zustossen wird.» Und so dürfte denn auch an folgenden beiden Jaufre-Stellen *qui* »was» (Nom.) vorliegen: »*Bel Segner pueisantz, So qui es ni quals aventura?* v. 4349; »*Baron, dis el, aiso qui es?*» v. 4684. Auch an diesen beiden Stellen hat ms. *A* das üblichere *que*.[2]

Denn dass *qui* in der Funktion des neutralen Nominativs erheblich seltener ist als *que*, unterliegt keinem Zweifel. Vielleicht war es zeitlich, dialektisch oder auch sozial in seinem Auftreten begrenzt. Man könnte sich wohl denken, dass es mehr der Alltagssprache angehörte und dass es infolgedessen in den dieser Alltagssprache angenäherten Dialogen des »Jaufre» eher auftauchte als in der immer etwas auf Stelzen gehenden Trobadorsprache. Wenn Meyer-Lübke (a. a. O.) den Ersatz von lat. *quis* durch *qui* mit dem Streben nach einer möglichst scharfen lautlichen Verschiedenheit zwischen dem persönlichen und nichtpersönlichen Fragepronomen begründet, so kann man das Aufkommen des neutralen Nominativs *qui* wohl mit dem Wunsch erklären, den Nominativ und den Akkusativ des neutralen Fragepronomens zu differenzieren.

Aber auch in der Sprache der Minnedichter scheint mir das hier behandelte *qui* nicht ganz zu fehlen. An zwei Stellen glaube ich es feststellen zu können. Die eine ist einer Strophe des Sirventes Gr. 231, 1 a entnommen, das Guillem Rainol etwa im Jahre 1216 gegen Simon von Montfort richtete (her. von Stimming, *B. Born*[1] S. 136; vgl. S. 82–84). Die sechste Strophe hat den Tod Peters II. von Aragon bei Muret (1214) zur Grundlage:

[1] Es liegt die Möglichkeit vor, das *qui* hier als »wer» aufzufassen. Der Sinn des Ganzen aber und die Koordinierung des *qui* mit dem *que* in v. 5817 lassen es mir ratsam erscheinen, das *qui* hier ebenfalls mit »was» wiederzugeben.

[2] Der einzige Hinweis, der sich in der Breuerschen Ausgabe in bezug auf die Doppelerscheinung, affektisch vorangestelltes *so* und *qui* = »was», findet, ist der Vermerk s. v. *que* im Glossar: *aiso qui es »was ist das?» 4684.*

Ara·m digatz, Catalan escamus,
on es lo pretz que soliatz aver?
Qu'aunit viuretz, tro guerra vos escus
ves lo bon rei que us sol onrat tener [1];
lui mal plangetz e de ren no·l venjatz,
e qui l'a mort, si dorm'a vostre latz!
Qui fo ni es? Cel que ben s'o recort,
ades pot melhz blasmar vostre comport.

Das Glossar setzt für das *Qui* (v. 47) dieselbe Bedeutung wie für das in v. 46 an: »derjenige, welcher». Das ist doch aber angesichts des Fragezeichens hinter *es* ganz unmöglich. Auch meiner Meinung nach haben wir es hier, wie die Interpunktion Stimmings andeutet, mit fragendem *qui* zu tun. Dass dieses Pronomen hier nicht »wer» bedeuten kann, geht aus folgender Überlegung hervor. In der Strophe ist nur von zwei Personen die Rede, dem gefallenen König und dem Unbekannten, der ihn getötet hat. Nach beiden kann das *qui* nicht fragen; nach dem König nicht, weil er nicht mehr am Leben ist und infolgedessen das *es* (Präsens) auf ihn nicht bezogen werden kann, nach dem Unbekannten nicht, da die Frage nach seiner einstigen und jetzigen Lage völlig gleichgültig ist und keinesfalls die Folge haben kann, die in v. 47–48 ausgedrückt wird. Auch eine Beziehung auf Simon von Montfort scheint mir ausgeschlossen, zunächst schon des Sinnes wegen, dann aber auch, weil von ihm in v. 35/6 zuletzt die Rede war.

So bleibt m. E. nichts anderes übrig als in *qui* den Nominativ des neutralen Fragepronomens zu sehen. Und das passt auch vorzüglich in den Zusammenhang. Der Dichter tadelt die Katalanen, dass sie ihren alten Wert verloren hätten.

[1] Der Vers lautet in den drei Handschriften (*I K a*): *veous lo bon rei queous soli o. t.* Stimming streicht, um zur richtigen Silbenzahl zu gelangen, das *bon;* das ist wegen der Zäsur nicht angängig. So ist denn Toblers Vorschlag, *sol* statt *soli' onrat tener* zu lesen, vorzuziehen. Stimming erkennt dies auch an (Anm. S. 242); sein Text lautet aber trotzdem: *ves lo rei que·us soli' o. t.*

Statt ihren trefflichen König zu rächen, der sie stets zur Ehre geführt habe, sind sie so lässig, dass derjenige, der Peter II. tötete, jetzt ungestraft an ihrer Seite schlafen könnte. Man braucht sich nur die Frage zu stellen: »Was war einst und was ist jetzt?», d. h. man braucht nur die ruhmreiche Vergangenheit mit der ehrlosen Gegenwart zu vergleichen, so hat man reichliche Veranlassung, die Katalanen zu tadeln. Bei dieser Auffassung der Strophe ist es gleichgültig, ob man *Qui fo ni es?*, wie Stimming es tut, als direkten Fragesatz betrachtet oder aber als indirekten Fragesatz enger mit dem Folgenden verbindet.

Der zweite Fall, wo das uns hier beschäftigende *qui* in der Trobadorpoesie anzutreffen ist, liegt in einem anonymen, von der einzigen Hschr. *P* dem Giraut de Bornelh fälschlich zugeschriebenen Liebeslied (Gr. 242, 35 = Kolsen Nr 34) vor. Der Anfang dieses Gedichtes lautet[1]:

Gen m'estava e suau et en patz
lo jorn c'amor[s] entret en mo coratge;
qu'eu non amava ni non er' amatz
ni·m sentia d'amor mal ni damnatge.
Era no sai qu'i s'es ni se deve,
qu'eu am cela quez ilh no m'ama re.

Kolsen übersetzt v. 5 richtig: »Jetzt weiss ich nicht, was es damit für eine Bewandtnis hat und was daraus werden soll.» Aber die Stellung der beiden Pronomina zueinander, erst *i* und dann *se*, scheint mir unmöglich. Es ist gewiss *qui s'es* zu lesen, und da dieses *qui* hier nach einer Person nicht fragen kann, bleibt wiederum nichts anderes übrig, als es mit »was» (Nom.) wiederzugeben.

[1] In den beiden ersten Versen weicht Kolsen unnötig von der handschriftlichen Überlieferung ab; ich stelle im obigen Text die letztere wieder her und begründe meine Buchstabentreue an anderem Ort.

15. Das Perfekt im Sinne eines Konditionalis

Diese Erscheinung ist auch für das Provenzalische schon wiederholt nachgewiesen worden, und die folgenden Ausführungen sollen das bisher darüber Gesagte, soweit es mir bekannt geworden, nur zusammenfassen.

Schon die Fides liefert ein Beispiel dafür (v. 45):

Bella fo·il gentz, si fosson san.

Nicht ganz so einleuchtend ist die Stelle aus Sordel Gr. 437, 11 (De Lollis Nr XXXIV) v. 11—14, die der Herausgeber für die Erscheinung in Anspruch nimmt (Anm. S. 291 zu v. 11 und 13):

Plus no·m poc amors honrar,
qan me fez ves vos atraire,
qe anc Deus no volc formar
gensor dopna, a mon vejaire.

Mag man für *poc* (v. 11) De Lollis' Übersetzung *avrebbe potuto* noch gelten lassen, für das *volc* (v. 13) lässt sich konditionaler Sinn dagegen nicht anerkennen. Deutlicher erkennbar ist die Erscheinung an zwei Stellen des Peire Raimon de Tolosa, auf die der Herausgeber Alfredo Cavaliere S. 49 und 85 seiner Ausgabe gebührend hinweist:

Per qu'eu amar
la voill, qar en valor
m'a fait estendre e poiar en honor,
et encara, si·ll plaz, donar mi poc.
Gr. 355, 8 (Cavalieri VII), v. 30.

Übersetzung des letzten Verses: »Und sie hätte mir, wenn es ihr gefällt, noch (mehr) geben können (oder: könnte . . . geben).«[1]

[1] Das Strophenenjambement, das Cavaliere nach *dec* annimmt, halte ich nicht für nötig; vgl. meine Besprechung der Ausgabe Cavalieres, die in der *Zschr. f. rom. Phil.* erscheinen soll.

Don prec midonz que no m'avil,
se mos cors vol mais que non dec.
Gr. 355, 14 (Cavaliere Nr XII), v. 40.

»Drum bitte ich meine Dame, sie möge mich nicht erniedrigen, wenn mein Herz mehr verlangt, als es dürfte.»

Zwei weitere Fälle glaube ich in einem Liede des Giraut de Bornelh Gr. 242, 17 (Kolsen Nr 30) feststellen zu können, mit dem das soeben erwähnte Gedicht des Peire Raimon (Gr. 355, 14) die meisten seiner zahlreichen Reimwörter auf *-ec* gemeinsam hat:

E si·t fetz mais que no·n dec,
peier que cilh de Bezers,
tu, cals merces l'en refers?
(v. 46).

»Und wenn sie dir mehr gewährt hat, als sie hätte tun dürfen, welchen Dank stattest du ihr dafür ab . . . ?»

Qu'era no·m letz, can me valgra preiars,
querre merce? Si fai, que mos trobars,
pos tan s'es m'amors africha
c'altra no volh ni·n deman,
clama·lh merce, qui que·l chan,
celeis cui deschauzir lec! —
Fols trascudatz e despers,
tot trobaras so que quers!
(v. 38).

In der Auffassung dieser Strophe weiche ich erheblich von Kolsen ab; die eingehende Begründung dafür wird man an anderer Stelle finden. Wichtig für uns hier ist das *lec* von v. 34. Des Dichters Lied soll, wer immer es ihr vorsingt, diejenige um Gnade bitten, die zu schmähen ihm »frei stünde». Die ungeheuerliche Anmassung, die in diesen Worten eines Liebhabers liegt, rückt Giraut selbst in den beiden letzten Versen zurecht, indem er sich einen überheblichen und hem-

mungslosen Narren nennt und ironisch meint, dass er auf diese Weise schon finden werde, was er sucht (nämlich die Gnade)!

Zu der im Anfang zitierten Fides-Stelle verweist Hoepffner in der Anmerkung auf Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* III. § 689 und betont, dass zwar der Indikativ im bedingten Satze ziemlich häufig, das Perfektum dagegen sehr selten sei. In der Tat bringt Meyer-Lübke unter seinen Beispielen, bei denen sich kein provenzalisches findet, nur eines, und zwar ein italienisches, mit dem Perfekt. Die Erscheinung ist aber nicht ganz so selten, wie Hoepffner nach den Beispielen bei Meyer-Lübke annehmen zu müssen glaubte. So weist Schultz-Gora im Voretzsch-Band S. 240 auf die afz. Stellen hin, die Bischoff, *Der Conjunctiv bei Chrestien* S. 118 zusammengetragen hat — es sind, soweit ich sehe, fünf an der Zahl mit den Perfekten *ot* (< *habuit*, 2 Fälle), *vi* (< *vidit*), *pot* (< *potuit*), *plot* (< *placuit*) — und fügt ihnen noch einige aus dem *Folque de Candie* hinzu. Zählen wir zu diesen Beispielen noch die oben vereinigten provenzalischen hinzu, so ergibt sich doch eine ziemlich stattliche Anzahl für eine Erscheinung, die beim ersten Anblick etwas Überraschendes hat.

De Lollis (a. a. O.) erklärt sie, indem er von dem *poc* der Sordelstelle ausgeht und in dem Inhalt dieses Verbums den wesentlichen Grund für diese Verwendung des Perfekts sieht: in *poder* sei die Vorstellung der Möglichkeit so stark, dass ein blosses Vergangenheitstempus genüge, um das Konditionalis auszudrücken. Diese Erklärung ist angesichts der vorkommenden anderen Perfekta nicht stichhaltig. Bischoff kommt der Wahrheit gewiss näher, wenn er meint - und Meyer-Lübke ist ähnlicher Ansicht -, dass, wer das Perfekt in dieser Weise braucht, in einer Art von »rhetorischem Nachdruck« eine Tatsache, die unter gewissen Bedingungen eingetreten wäre, als eine wirklich eingetretene hinstellt. Das Nfz. verfährt ja ähnlich, wenn es sagt: *Sans lui j'étais perdu*, nur dass es statt des Tempus der vollendeten Handlung (Perfekt) das anschaulichere, den Verlauf der Handlung kennzeichnende Imparfait wählt. Vgl. das lat. *Imperfectum de conatu*.

16. Zu einigen Reimen auf *-ec*

Im vorigen Abschnitt war schon die Rede von einem Gedichte des Giraut de Bornelh, das eine Reihe von Reimwörtern auf *-ec* aufweist. Es ist Gr. 242, 17 (Kolsen Nr 30). In den Anmerkungen (Bd. II, 63) stellt der Herausgeber fest, dass diese Reimwörter — es sind acht an der Zahl — meist ein geschlossenes *e* haben, dass in einem (*parec*) *ẹ* und *ẹ* vorliegen könne, während in *ec* (v. 6, von *egar*), *eissec* (v. 23, von *eissegar*) und *lec* (v. 38, das Kolsen von *legit* ableitet) offenes *e* anzusetzen sei. Das letztgenannte Wort hat aber auszuscheiden, da es, wie schon im vorigen Abschnitt angedeutet wurde, von *lezer* kommt und deshalb *ẹ* hat. Da nun auch *parec* gleichfalls mit *ẹ* angesetzt werden kann, so bleiben inmitten einer Überzahl von *-ẹc*-Reimen schliesslich nur zwei Wörter mit *-ẹc* übrig: *ec* von *egar* und *eissec* von *eissegar*. Beide Verben entspringen der gleichen Wurzel: *egar* < *aequare*, *eissegar* < *exaequare* (vgl. *R E W*³ 2930). Nun hat es gerade mit diesem Stamm eine besondere Bewandtnis. Dass er seiner Herkunft nach *ẹ* haben sollte, ist klar; aber die bisher bekannt gewordenen Fälle seines Vorkommens weisen ihm ein solches *ẹ* durchaus nicht immer zu. Es kann doch kein Zufall sein, dass Peire Raimon de Toloza, der in dem im vorigen Abschnitt erwähnten Lied Gr. 355, 14 (Cavaliere Nr XII) unseren Giraut noch übertrumpft und in jeder Strophe zweimal den Reim *-ec*, im ganzen also zwölfmal bringt, elf Wörter [1] mit sicherem *ẹ* verwendet und als einzige Ausnahme *ec* < *aequet* unter sie mischt.[2] Ähnliches gilt von dem Gedichte des Raïmbaut d'Aurenca Gr. 389, 36 (Bartsch, *Chr.* 69), das acht *-ec*-Reime aufweist, die, gerade wieder mit Ausnahme von *azec* von *azegar* (< *adaequare*) und *desazec* von *de*(*i*)*sazegar* (< *de* + *ex* + *adaequare*), alle ein *ẹ* enthalten. Die »Flamenca» (v. 1036) endlich

[1] Eigentlich nur zehn, da *sec* < *siccet* zweimal vorkommt.

[2] Vgl. meine Besprechung der Cavaliereschen Ausgabe in der *Zschr. f. rom. Phil.*

reimt *eissega* mit *brega*, das ebenfalls geschlossenes *e* besitzt.[1]

Wenn man nun bedenkt, dass das Verb *egar* auch in der Form *igar* vorkommt, ja das Substantiv *ega* (*iga*) von Levy im *Pet. Dict.* mit *ẹ* angesetzt wird, so muss man zum mindesten sagen, dass der Stamm *aequ-* in der Natur seines *e* im Provenzalischen schwankt. Das ist nicht besonders erstaunlich, da das klass.-lat. *æ* sich auch sonst nicht einheitlich zum Romanischen hin entwickelt hat (vgl. Meyer-Lübke, *Einführung* § 87; Schwan-Behrens § 17 c Anm.). So brauchen wir also Giraut und den anderen oben erwähnten Dichtern nicht den Vorwurf zu machen, dass sie *ẹ* und *ẹ* im Reime gebunden haben.

Ein solcher Verstoss wäre ja auch überraschend bei einem Dichter wie Giraut, der sonst die lautlichen Erfordernisse des Reims gewissenhaft beachtet, ja, man kann fast sagen, sich mitunter einen Sport daraus macht, Reimendungen ähnlichen Klanges im gleichen Gedicht zu verwenden, sie aber streng auseinanderzuhalten und jede Endung nur an der ihr von der Reimordnung vorgeschriebenen Stelle der Strophe auftreten zu lassen. In Gr. 242, 4 (Kolsen Nr 20) folgen in der 2.–4. Zeile jeder Strophe die Reime *-ẹs*, *-ẹs*, *-ẹs* aufeinander. Gr. 242, 16 (Nr 25) hat in v. 6, 7, 8, 9 jeder Strophe *-ẹs*, *-ẹs*, *-ẹs*, *-ẹs*. Gr. 242, 79 (Nr 28) zeigt in v. 1 *-ạs*, in v. 6 und 7 *ạs*. Gr. 242, 19 (Nr 50) reimt in v. 4—5 *-ẹs* : *ẹs*, in v. 9—10 *-ẹs* : *-ẹs* (dazu in v. 11—12 *-ẹ* : *-ẹ*). Gr. 242, 74 (Nr 51) hat neben *-ans* (v. 3 und 5) die Endung *-an* in v. 14 und 15, den Reim *-ẹr* in v. 4 neben *-ẹr* in v. 6 und 7 und *-ẹrs* in v. 12 und 13, während *-ar* in v. 8 und 9 neben *-ars* in v. 10 und 11 erscheint.

Einem die Reimkunst so virtuos beherrschenden Dichter kann man wohl zutrauen, dass er, wenn *egar* und seine Ableitungen wirklich offenes *ẹ* gehabt hätten, es vermieden haben würde, sie mit Wörtern, die *ẹ* im Stamme aufweisen, zu binden. In Wahrheit scheinen sich ausser den oben genann-

[1] Vgl. Levy, *S.W.B.* II, 333, der diesen angeblich unreinen Reim erörtert und meint, dass die endungsbetonten Formen die Natur des *e* beeinflusst haben könnten.

ten Fällen Formen dieses Stammes im Reime überhaupt nicht zu finden, und man möchte fast sagen, dass eigentlich die offene und nicht die geschlossene Natur des *e* in den mit lat. *aequare* zusammenhängenden prov. Wörtern nachzuweisen wäre.

17. Zu einigen Sprichwörtern in der provenzalischen Dichtung

Die Trobadors fühlen sich oft als Lehrmeister. Kein Wunder, dass sie ihre Betrachtungen gern mit allerhand Lebensweisheiten schmücken und unterbauen, die sie dem Spruchschatz des »gemeinen Mannes», den schulmässig fortgepflanzten Aussprüchen antiker Schriftsteller oder endlich der heiligen Schrift entnehmen. Nicht immer kennzeichnen sie die Herkunft solcher Lebensweisheiten, sondern verarbeiten sie oft in ihre eigenen Gedankengänge, für deren richtige Auffassung es infolgedessen mitunter nützlich ist, jene fremden Sentenzen herauszuschälen und zu erkennen Hierzu kann die bekannte Arbeit von Cnyrim, *Sprichwörter etc. bei den provenzalischen Lyrikern*, Marburg 1888, vortreffliche Dienste leisten.

a) Unter Nr 89—92 und 91 a 91 c führt Cnyrim eine Reihe von Stellen auf, die besagen, dass ein Freund sich erst in der Not bewährt. Die knappste Form hat diesem Gedanken wohl Amanieu de Sescas in seinem von Schultz-Gora, *Prov. Stud.* S. 1 ff. herausgegebenen Liebesbrief v. 154 gegeben: *Bos amicx en cocha par*, nachdem er schon drei Zeilen vorher den Ausspruch getan hat: *qui amic vol de cocha·s gart*, der das nämliche Sprichwort zur Voraussetzung hat und zeigt, wie solche Sentenzen verarbeitet und umgemodelt werden.

So wird es nicht überraschen, wenn wir das Wort von dem sich in der Not bewährenden Freund auch an folgender Stelle des Giraut de Bornelh wiederzuerkennen glauben (Gr. 242, 4 = Kolsen Nr 20, v. 38—42):

E ja res de que cudes
a cocha no paregues,

40 be·s deu om d'aisso servir
voler e jauzir
ans que·s n'abais.

Kolsen übersetzt: »Und doch soll man, obwohl etwas, wovon man es erwarten konnte, nicht schnell sichtbar werden sollte, lieber (nur) den Wunsch hegen, es sich zu nutze zu machen und es zu geniessen, als dass man sich deshalb wegwirft!» Das ist schwer zu verstehen. Zudem dürfte eine Konstruktion, wie der Herausgeber sie für v. 40–41 annimmt: *Be·s deu om voler servir e jauzir d'aisso . . .*, recht unwahrscheinlich sein. Da *servir* und *jauzir* hier reflexiv gebraucht und mit *de* verbunden sind, wird wohl in *voler* ein gleich konstruiertes Verbum vorliegen, und ich glaube, dass die beiden Handschriften, die das Gedicht überliefern und sich sehr nahe stehen, sich geirrt und *voler* statt ursprünglichem *valer* in ihren Text gesetzt haben. Es läge dann *se valer de alcuna re* »Nutzen ziehen aus» vor, und wir hätten drei koordinierte, sinnverwandte Verben, die von *deu* abhängen.

Den Kern der Stelle macht aber v. 39 aus, der, wie die Wörter *cocha* und *paregues* zeigen, den oben erwähnten Spruch verarbeitet, nur dass das Wort *amicx* durch ein allgemeineres, *res* »das Wesen», ersetzt ist, das dann in v. 40 durch *aisso* wiederaufgenommen wird. Für *sé abaissar* möchte ich den Sinn »sich verringern» (Levy, *Pet. Dict.*), vielleicht auch »versagen», vgl. Tobler-Lommatzsch I, 37, 4 ff. »sich legen (vom Schmerz)», ansetzen und die ganze Stelle übersetzen: »Und etwas, von dem man annehmen könnte, dass es sich in der Not nicht bewährte, dessen soll man sich bedienen, es benutzen und geniessen, ehe es sich verringert (ehe es versagt).»

b) In der Tenzone zwischen Simon Doria und Lanfranc Cigala Gr. 436, 4 (Bertoni, *Trov. d'Italia* 396) sagt der erstere (V, 3–4): *Ieu ai auzit q'a bos conortadors no dol lo caps.* Diese äusserst knappe und anschauliche Wendung, die durch das einleitende *Ieu ai auzit* als Sprichwort gekennzeichnet wird, übersetzt Bertoni zwar mit: *. . . chi consiglia altri deve aver fior di senno;* ich glaube aber, im *Litbl.* 36, 362 die richtige

Deutung gegeben zu haben: Den freundlichen Trösten schmerzt der Kopf nicht (wie dem, der von ihnen getröstet wird), d. h. der Tröster hat gut reden, er fühlt den Schmerz des anderen nicht.

Wiederum glaube ich, eine Stelle bei Giraut de Bornelh mit Hilfe dieses Sprichworts aufklären zu können. Der aussichtslos liebende Dichter erwägt den Plan, sich einer anderen Dame zuzuwenden, und sagt in Kolsens Text (Gr. 242, 68 = Kolsen Nr 36, v. 58—64):

E si m'en vauc lonhan,
pot esser que diran
'Tan no sai!'
cilh que s'estan de lai
e no s'en dolon ges:
»Non i fai que cortes,
s'era s'en vol partir . . . ?»

Schon Jeanroy hat das *tan no sai* (v. 60) als Rede beseitigt und gedeutet: *une foule de gens, je ne sais lesquels.* Da das eigentliche Subjekt zu *diran* (v. 59) das *cilh* von v. 61 ist, so muss man v. 60 als Parenthese fassen: »So viele (sind es), (dass) ich nicht weiss (wie viele es sind)!» Zu dieser Auffassung der Stelle kann man auf Nr 42 (Gr. 242, 47) IV, 5 ff. verweisen: *Que fol tenhatz celui Que se mezeis destrui Ni·s vira malanans Per no sai cans Cui jois par nesciatges.*

Diese Deutung Jeanroys nimmt Kolsen zwar an, will aber dann auch in v. 62 von seinem früheren Text abweichen und lesen: *Que no se deslonh ges!* Ich halte das nicht für glücklich. Die vier von elf Handschriften, die diesen Typus aufweisen (*deslonges A, delonges V, esluynhes* CM), haben sich gewiss von dem *lonhan* (v. 58) und dem ganzen Sinn der Stelle, die vom Weggehen handelt, verleiten lassen, statt des ursprünglichen *no se dolon ges* ein Verbum des Sichentfernens einzusetzen. Ausserdem würde bei dem Vorschlage Kolsens v. 64 den Inhalt von v. 62 eigentlich nur wiederholen. Ich glaube also, dass Kolsens ursprünglicher Text zu bewahren ist, dass aber die

Übersetzung nicht das Richtige trifft. Kolsen beginnt mit v. 62 einen Fragesatz, der erst hinter der mit v. 63 beginnenden und in v. 68 schliessenden Rede zu Ende ist. Das hier stehende Fragezeichen ist aber zu streichen; das Ganze ist vielmehr eine Aussage und *E no s'en dolon ges* die Fortsetzung des in v. 61 (*que s'estan de lai*) beginnenden Relativsatzes.

In diesem *no s'en dolon ges* nun glaube ich jenes eingangs erwähnte Sprichwort von dem freundlichen Ratgeber, dem der Kopf nicht schmerzt, wiederzuerkennen: die zahlreichen Leute, die ihm, falls er die Dame verlässt, den Vorwurf der Unhöfischkeit machen, haben gut tadeln; sie fühlen den Schmerz nicht, der ihn zu einem solchen Schritt veranlassen würde.

Von hier aus fällt auch Licht auf das *que s'estan de lai* (v. 61). Kolsen übersetzt: »welche an dem anderen Ort (also wohl bei der Dame) sind.» Ich glaube, dass dem *estar de lai* ein anderer Sinn zukommt. Ich erinnere zur Erklärung an eine Stelle bei Giraut de Calanson Gr. 243, 10 (Ernst, *Rom. Forsch.* 44, 314) V, 10:

Car no m'es gen
qu'estranh dompneiador
per lor ricor
aio·ls belhs digz e·ls plazers e·ls solatz,
que valon mais c'us jazers car compratz,
e·l fis amans, que s'an de luenh sezer!

Hschr. *a* hat im letzten Vers *lai* statt *luenh*, und in *R* lautet der Vers: *e fassan ar fin aman lai sezer*. Der Sinn der Verse ist der, dass es dem Dichter wenig gefällt, wenn die reichen Liebhaber die Freuden der Liebe geniessen, der treu Liebende aber beiseite stehen muss (vgl. *Zschr. f. f. Spr. u. Lit.* 57, 428). Denselben Sinn des Abseitsstehens, des Unbeteiligtseins möchte ich auch an unserer Girautstelle erkennen. Diejenigen, die abseits stehen (unbeteiligt sind) und den Schmerz des Dichters über die hartherzige Dame nicht empfinden, die mögen wohl sagen, dass er unhöfisch handelt, wenn er die Unerbittliche verlässt.

c) Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.

Wollte Schiller, als er in diesen letzten drei Versen der »Resignation» von den Weisen sprach, andeuten, dass der hier ausgedrückte Gedanke von der ungenutzten und daher auf ewig unwiederbringlichen Gelegenheit nicht seinem Geiste entsprungen ist? Jedenfalls finden wir Ähnliches vielfach bei den Trobadors, und Cnyrim bietet unter Nr 855 ff. eine ganze Reihe von Beispielen in verschiedenster, meist sprichwortartig aufgemachter Form. Man könnte etwa noch hinzufügen:

E no•m dari'us ans
so que•m tolc us jors breus.
Gir. de Born. Gr. 242, 20/1 (Kolsen Nr 46) IV, 5—6.

Qui de bon cor no•n tray la pen'e•l fays,
no sap que•s fay ni es l'amor[s] veraya;
quar si tan es que s'enuey ni s'estraya,
en un jorn pert mais que non cobr'en cen
e selh que ser Amor ses cor byays.
Qu'ab belh servir et ab humil semblansa
cossec hom be guiardo, qui l'aten.[1]
Gauc. Faidit Gr. 167, 30 a (Kolsen, *Zff S.u.L.* 58, 61) IV.

Ursprünglicher jedoch als dieser negative Gedanke vom erlittenen Verlust, vom unwiederbringlich Versäumten ist vielleicht dessen positive Umkehrung, die davon spricht, dass ein (wohl genutzter) Augenblick höchste Schicksalsentscheidung bringen kann. Denn für diese letztere Vorstellung berufen sich zwei von den Trobadors, die sie bringen, auf Vorbilder, der

[1] Gegenüber dem Kolsenschen Text fasse ich manches anders auf. V. 2 übersetze ich: »weiss nicht, was sich schickt, noch ist die (d. h. seine; lies: *s'amors?*) Liebe echt.» V. 3 hat Kolsen *s'envey*. In v. 7 habe ich *qu'il aten* durch *qui l'aten* ersetzt: »wer ihn (den Lohn) erwartet.» V. 5 scheint mir auch nach Kolsens Erklärung *E* (*mais que*) *selh* nicht ganz befriedigend.

eine, Cadenet, wie Schiller, auf den Weisen, der andere, Bernart von Ventadorn, auf die heilige Schrift (Cnyrim Nr 858 und 859):

Mas lo savis retrai
c'us jors val mais c'us anz.
Cadenet Gr.106, 3 (Appel S. 27) III, 4—5.

Que so mostra l'escriptura:
causa de bon' aventura
val us sols jorns mais de cen.
Bern. de Vent. Gr. 70, 30 (Appel S. 180) VI, 5—7.

Zu der ersten dieser Stellen bemerkt Appel (S. 99), dass er hier eine sprichwörtliche Wendung für vorliegend erachte[1]; zur zweiten verweist er (S. 185) nach Suchiers Vorgang auf Psalm 83, 11: *quia melior est dies una in atriis tuis super milia.*

So mag denn diese ganze Reihe, sei der Gedanke nun positiv oder negativ gewendet, auf die angeführte Bibelstelle zurückgehen, und auch Giraut hat in zwei Liedern eine Reminiszenz an sie[2]:

Car si sofranh
un lonc tems bon amors
als fis entendedors[3],
tot o restaur'un mes.
Gr. 242, 40 (Kolsen Nr 47) III, 10 —13.

E pois adob'us sers
la corelha d'un an
a cels que ben i van.
Gr. 242, 74 (Kolsen Nr 51) III, 13—15.

[1] Aus Anlass einer anders gearteten Stelle bei Bermon Rascas kommt Appel auf diese Verse Cadenets zurück, zitiert folgende Parallele aus Bédiers Tristan (I, 92): *Quand Tristan eut fini sa plainte, le roi lui dit: C'est grande folie à toi, beau neveu, de poursuivre ainsi ta propre mort. Un seul jour peut apporter tel conseil que l'on a vainement cherché douze mois* und findet damit seine Ansicht, es handele sich bei Cadenet um ein Sprichwort, bestätigt.

[2] Beide Stellen fehlen bei Cnyrim. Zu einer weiteren Stelle betr. die versäumte Gelegenheit verweise ich auf *Zff S.u.L.* 57, 436—7.

[3] Die Wortgruppe *als fis entendedors* scheint mir *ἀπὸ κοινοῦ* zu stehen.

d) *Per estanh do mon aur*, sagt Giraut de Bornelh Gr. 242, 40 (Kolsen Nr 47) v. 86—87. Dazu gibt Kolsen die Übersetzungserläuterung (Bd. I, 297 Fussnote 1): ich schenke meiner Dame mein Gold, meine reine, aufrichtige Liebe, um dann vielleicht von ihr mit Zinn, mit Untreue belohnt zu werden. In den Anmerkungen des zweiten Bandes (S. 87) verweist der Herausgeber auf Raimon de Miraval: *prenda l'aur e lais l'estanh*. Er hätte auch seinen Dichter selbst heranziehen können, der Gr. 242, 33 (Nr 52) IV, 1—3 sagt: *E·m fetz cudar Que menhs valgues Fis argens esmeratz qu'estanhs*. Cnyrim hat die sprichwörtliche Verwendung des Zinns als eines wertlosen Metalls richtig erkannt und bringt unter Nr 826 –29 eine Reihe von Belegen, bei denen auch die beiden Girautstellen nicht fehlen. Man könnte noch hinzufügen: *Et ai lo plom e l'estanh* (Symbole der minderwertigen Liebe) *recrezut E per fin aur mon argent cambiat, Qu'autreiat m'a una de las gensors Donas del mon . . .* Guill. Ademar Gr. 202, 9 (M W III, 186) V, 3—6; *Qu'em breu no valgr'argenz estanh, Tan lo meti'a gran plantat*[1] *Que tornat l'avi' en menut* Bertran de Born, Klagelied auf Rassa, Gr. 80,

---

[1] Der Wortlaut dieser Verse geht auf Tobler zurück (Prov. Übungen des Berliner romanischen Seminars, Wintersemester 1903/4). Die einzige Hschr. (a^1) hat: *Tan lo men nagron plantat.* Stimming lässt diesen und den folgenden Vers frei und kommt in der Anmerkung (S. 107), nachdem er Bertonis Vorschläge verworfen hat, zu dem Ergebnis, dass die Stelle unverständlich sei. Appel liest *Tan l'om en agron en plantat;* aber das ist wenig befriedigend, zudem wird ein Wort ergänzt. Toblers prachtvoller Einfall, in den beiden Balken des *n* von *men* ein verschriebenes *ti* zu sehen, schafft die fehlende Silbe herbei und erleuchtet die dunkle Stelle mit einem Schlage. Im folgenden Vers, wo die Hschr. *qe tornat lauien ruirut* liest und Tobler *qe tornat l'avi'om miei nut* besserte, folge ich lieber Appels Text. Die Stelle wäre also zu übersetzen: »Denn binnen kurzem wäre Silber nicht so viel wie Zinn wert gewesen; in so grosser Fülle gab er es aus, dass er es (das Silber) zu einem häufigen (Metall) gemacht (Tobler: dass man ihn, d. h. Rassa halb nackt gemacht) hatte.«

Vielleicht ist es angebracht, noch andere Stellen dieses Liedes in Toblers Auffassung hier anzuführen, da sie ja nirgends gedruckt

6 a (Stimming, *Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 134, 104; Appel, *Die Lieder Bertrans von Born*, Halle 1932, Nr 25) IV, 6—8; *Mas ges be non se taing Maracdes en estaing, . . . De domna es antressi Com del maracde fi: Can se met en viltat, Envilis sa beltat* Garin lo Brun, Ensenhamen (Appel, *Poés, prov.* S. 7 ff.) v. 502. In diesen Zusammenhang, allerdings dem letzten Beispiel entge-

vorliegen und der Text sowohl in Stimmings wie in Appels Ausgabe manche Lücke aufweist.

v. 19. Auch Tobler ergänzt wie Stimming am Anfang des Verses *On* und streicht das überflüssige *e* vor *Raols*.

v. 20. Hschr: *Rolantz ab las uertut;* Stimming: *Rotlans . . . ab sa vertut*, Appel setzt nur *Rolantz* und lässt den Rest des Verses frei. Tobler: *Rolantz ab la s*[*ua*] *vertut* mit richtiger Silbenzahl und der Annahme, dass das Auge des Kopisten von dem *u* von *sua* auf das *u* von *uertut* abgeglitten sei.

v. 21. Hschr.: *Et oliuiers son ceizinat.* Tobler (wie Stimming): *son aizinat.*

v. 22. Hschr.: *Estols de nem pie norestain;* Stimming: *Estols de . . .*; Appel *Estols . . . Oristanh;* Tobler erkennt in der ersten Persönlichkeit *Estoutz de Lengres.*

v. 26. Hschr.: *Ni del paroci enuai;* Stimming und Appel: *Ni . . .* (Rest des Verses frei); Tobler nimmt eine geographische Nordsüdlinie an und schreibt kühn: *Ni del Far tro a Doai*, d. h. vom »Far de Messina» bis nach Douai.

v. 50: *rai* »Strahl, Sonne», hier nach Tobler »höchster Glanz»

v. 41—48 Die Strophe (VI) setze ich ganz hierher:

Sa honor fara si l'acoil
en sa cort; car anc non (*Tobler:* no·i) ac mai
tan ric ni aitan bon eschai
ni tant a ia (*Tobler:* aia) de pretz agut,
que si don eron descuidat
e soen e sobrier e main;
el retenia doble grat
d'aqelz qi l'avion vezut.

Ms: 41. *fam.* — 43. *ac*] *hai.* — 44. *ara; pres.* — 45. *dont.* — 46. *Escen.*

Zum Sinn: V. 43—4 hielt Tobler selbst für nicht ganz klar; ich glaube, man kann getrost übersetzen: »Denn nie wieder gab es einen so reichen noch so guten Anteil (sc. an den Freuden

gengesetzt, kann noch folgende Stelle aus Giraut de Bornelh gestellt werden (Gr. 242, 53 = Kolsen Nr 11; V, 8—12):

C'a l'estober
val vil tengutz e mesprezatz;
qu'estanhs folhatz
es mes soven sotz bon azur
par que melhs tenh' e que mais dur.

Hier ist das Zinn, d. h. der Dichter, zwar auch nur wertloses Metall gegenüber dem Lasurstein, d. h. der Dame, aber er dient doch diesem als Folie.

e) Der Gedanke, dass ein Geschehen erst von seinem Ausgang her beurteilt werden könne, wird von dem deutschen Sprichwort in die Form gekleidet, dass man den Tag nicht vor dem Abend loben solle. Er findet sich ins Religiös-Philosophische gewendet bei Jesus Sirach (11, 29): »Du sollst niemand rühmen vor seinem Ende» und wird von den Trobadors gern und in der mannigfaltigsten Weise variiert, oft unter Heraushebung des Gegensatzes von Anfang und Ende eines Geschehens (vgl. die zahlreichen Beispiele bei Cnyrim Nr 335—46). Auch Giraut de Bornelh hat ihn sich zu eigen gemacht und überträgt ihn in die ritterlich-kämpferische Sphäre; dieses Mal kennzeichnet er seine Worte als dem »Weisen» entlehnt, gibt also, was er sonst selten tut, eine Quelle an (Gr. 242, 45 = Kolsen Nr 48, v. 45—50):

des Hofes) und nie hat es eine solche Belohnung (Bezahlung) gegeben.» — V. 45 6: »Seine Gaben waren masslos (unbedacht) und häufig und reichlich und mannigfaltig.» — V. 47 48: »Doppelten Dank erhielt er von denen, die ihn sahen», d. h. die die freundliche Miene wahrnehmen durften, mit der er seine Gaben verteilte.

Man vergleiche den Text dieser Strophe mit dem der beiden Herausgeber, und man wird, ohne das Verdienst der letzteren herabsetzen zu wollen, die Kunst, mit der Tobler Handschriftliches deutete, tief bewundern.

Que lo savis me di
que ges au mech tensar
no dei ome lauzar
per so ben escrimir
ni per colps grans,
que·l pretz pen al finir[1].

Diesen Versen stellt der Dichter einige abstraktere voran (v. 41—44), die mir in der Deutung des Herausgebers des Zusammenhangs mit dem Folgenden zu entbehren scheinen:

E si·lh fach son gentil
a la valor levar,
aissi·s fan a guidar
c'om s'en sen, a la fi.

Übersetzung Kolsens: »Und wenn die Taten trefflich sind, so dass sie den Wert erhöhen, sind sie am Ende (d. h. nach ihrer Ausführung) so geeignet, einen zu leiten, dass man es gewahr wird». Zunächst müsste man, auch bei der Kolsenschen Auffassung, statt des Indikativ *sen* (v. 44) den Konjunktiv *senta* erwarten; auf ihn weisen die Lesarten von AQ (*senta*), I (*set*) und T (*rent*). Es wäre also wohl *sent'* in den Text zu setzen. Ferner möchte ich, eingedenk des oben erwähnten Gegensatzes zwischen Anfang und Ende beim Ausdruck der uns hier beschäftigenden Sentenz, dem *a la fi* (v. 44) das *levar* (v. 42) gegenüberstellen und dies mit »beginnen» übersetzen (Levy, *Pet. Dict.*: »*commencer*»). In den Worten *a la valor levar* sehe ich jene von Tobler, *Gött. Gel. Anz.* 1875 (= *Verm. Beitr.* V, 410) und *Verm. Beitr.* II, 90—91 erörterte Konstruktion, bei welcher ein vom bestimmten Artikel begleitetes Akkusativ-Objekt zwischen die Präposition und den von ihr abhängigen Infinitiv treten kann und dieser dabei den eigentlich zu erwartenden eigenen Artikel einbüsst. Es wäre also *a la valor levar* = *al levar* (»beim Beginnen») *la valor*. Gemäss dieser Auffassung streiche ich das Komma hinter *sen*, bezw. *sent'*, wie m. E.

[1] Diese Verse zitiert Cnyrim als Nr 338.

zu lesen ist, und übersetze die Stelle: »Und wenn auch die Taten edel sind beim Beginn der trefflichen Handlung, so sind sie doch so zu führen, dass man sie (entweder die *fach gentil* oder die *valor*) auch noch am Ende spürt». So erst fügen sich, wie mir scheint, die beiden Teile der Strophe zu einem sinnvollen Ganzen, zu einer Paraphrase der oft und vielerorts gemachten Erfahrung vom wertentscheidenden Ende eines Geschehens.

f) In seinem Liede Gr. 242, 36 (Kolsen Nr 45), v. 31—34 sagt Giraut:

Vers es que s'amor m'estrais
e non o pot escondire;
mas pos la forsa·l prat pais,
que m'i val vertatz?

Das letzte Wort gibt Kolsen mit »Treue» wieder. Ich sehe darin eine Wiederaufnahme des *Vers* (v. 31). Es ist wahr, dass die Dame dem Dichter grundlos ihre Liebe entzog. Aber was nützt die Wahrheit der Gewalt gegenüber? Es ist derselbe Gedanke, den Giraut einige Zeilen später (v. 38—39) mit den Worten ausdrückt:

Que pos forsa vens,
non es drechs valens.

Während der Dichter sich hier einer abstrakten Ausdrucksweise bedient, benutzt er an der ersten Stelle das anschaulichere Sprichwort. Denn dass es sich bei *la forsa·l prat pais* um ein solches handelt, ist gewiss. Tobler, *Prov. au vil.* S. 150—1 (Anm. zu Nr 121 *La force paist le pré*) gibt ausser einer Reihe von eigenen Beispielen Literatur über dieses im Afz. ungemein häufige Sprichwort. Für das Provenzalische kenne ich ausser dem vorliegenden und dem aus *Gir. de Ross.* (ed. Michel p. 259), das Martin-Chabot, *Chans. de la Crois. alb.* I (1931), S. 59 Anm. zitiert: *Grans forssa vens justizia e pais lo prat* nur das, welches Cnyrim S. 60 (Nr 769 a) aus der *Crois. Alb.* v. 506 der Ausgabe P. Meyers anführt:

Ca[r] forsa paihs le prat.

Im Glossar s. v. *forsa* »Kraft» liest man: [*la*] *forsa le prat paihs* nebst Übersetzung: *la force* (*ciseaux*) *tond le pré*, in der Übersetzung des zweiten Bandes (S. 27): *Car les forces paissent le pré* und dazu die Anmerkung (6): *C.-à-d. bon gré mal gré, les forces* (*grands ciseaux*) *tondent le pré.* Zu diesen Angaben Paul Meyers ist zu bemerken: 1) Die Übersetzung *bon gré mal gré* ist etwas matt. Das deutsche: »Gewalt geht vor Recht», ferner die oben zitierten Girautschen Verse (38—39) und endlich die soeben aus dem Gir. de Ross. angeführten Worte kommen dem Sinn des französisch-provenzalischen Sprichworts wohl näher. — 2) Die widerspruchsvolle Angabe des prov. Wortlauts im Text und im Glossar hat seinen Grund in der handschriftlichen Überlieferung; sie lautet nach der Variantenangabe: *Ca la forsa paihs le prat.* Da dieser (Halb-) Vers eine Silbe zu viel hat, so streicht P. Meyer im Text den Artikel *la*, während er das *Ca* richtig zu *Car* ergänzt. Diese Form des Verses (*Ca*[*r*] *forsa paihs le prat*) muss bei Paul Meyer überraschen; denn schon in der *Revue critique* 1868 II S. 138 und 319 hat er in ziemlich heftigen Worten Mary-Lafon dafür getadelt, dass er die falsche Überlieferung der Hschr. nicht geändert habe. Denn diese ist nicht nur vom Standpunkt der Silbenzahl aus zu beanstanden. Der Halbvers, den das Sprichwort füllt, bildet das Ende der 21. Laisse und sollte für die folgende den Reim angeben. Das tut er aber in der überlieferten Form nicht. Denn er endet auf *-at*, Laisse 22 aber ist auf dem Reim *-ais* aufgebaut. Zweifellos sind also Verbum (*paihs*) und Objekt (*le prat*) umzustellen, so dass *paihs* den Schluss des Verses bildet. Nun kann Anlehnung des Artikels *le* an *forsa* eintreten, und die überschüssige Silbe verschwindet von selbst. Jetzt lautet der Vers: *Car la forsa·l prat paihs;* das Sprichwort weist also in der *Crois. Alb.* dieselbe Form auf wie bei Giraut, und sie ist es auch, die P. Meyer a. a. O. Mary-Lafon gegenüber gefordert hatte und die Martin-Chabot in den Text seiner neuen Ausgabe aufgenommen hat. — 3) Der hier eingeschlagene Weg, dem Halbvers die richtige Silbenzahl zu verschaffen, scheint mir noch aus einem anderen Grunde besser als das

von P. Meyer in seinem Text geübte Verfahren der Streichung des Artikels *la*. Dieser Artikel ist gar nicht zu entbehren, wenigstens dann nicht, wenn man, wie Paul Meyer es tut, *forsa* mit »Schere» übersetzt. Dazu ist man allerdings eigentlich nicht berechtigt. Zwar ist es wohl richtig, dass afz. *force* in dem frz. Sprichwort diese Bedeutung hat. Aber während die lautliche Entwicklung von lat. *forfice(m)* im Afz. zu demselben Ergebnis führte wie lat. **fortia*, nämlich zu *force*, gingen die beiden Grundwörter im Aprov. auseinander und ergaben, das eine *fórfetz* (*fórfes*), das andere *forsa*. Zwar zitiert Raynouard, *Lex. Rom.* III, 173 ein Beispiel, in dem *force* »Schere» erscheint [1], aber Levy, *S. W. B.* III, 540 erkennt es nicht an. Auch prov. *forsa* verzeichnet Raynouard (a. a. O.) für »Schere»; aber das einzige Beispiel, das er bietet, ist gerade die uns hier beschäftigende Stelle. Levy äussert sich dazu im *S. W. B.* nicht, hat aber *forsa* »Schere» in sein *Pet. Dict.* nicht aufgenommen. Auch Mistral unterscheidet streng zwischen *forço* »Stärke» und *forfe* »Schere».

So dürfte *forsa* »Schere» für das Aprov. nicht anzuerkennen sein. Aber auch die Übersetzung *tondre*, die P. Meyer für *paisser* (afz. *paistre*) wählt, scheint mir nicht ganz zutreffend. Zwar schnitt man, wie Meyer (a. a. O. S. 319) an literarischen Beispielen zeigt, im mittelalterlichen Frankreich die Wiese auch mit der Schere. Das berechtigt aber nicht, dem Verbum *paisser* (*paistre*) den Sinn von »abschneiden, scheren» beizulegen. Es bedeutet — und wurde gewiss auch im Sprichwort noch so empfunden — »abweiden», nur dass hier die grausame Schere an die Stelle des friedlichen Viehs getreten ist. Die Übersetzung »scheren» nimmt dem Sprichwort ein Stück seiner Eigenart.

Es ergibt sich also, dass *forsa* in dem prov. Sprichwort zu Unrecht steht, da es das nicht bedeuten kann, was es bedeuten soll. Legt man dem Wort aber seine für das Prov. allein

[1] In der Girautstelle bieten zwei (*Va*) von den 17 Handschriften *forcel*. Dies mag man als *force·l* lesen. Da aber ms. *P* ein *forza el* hat, so haben auch *Va* vielleicht *forc'el* verstanden. Das *e* in diesen beiden Handschriften kann auch ein einfacher Fehler sein.

mögliche Bedeutung »Gewalt» bei, so würde das Sprichwort seine Anschaulichkeit verlieren, gewissermassen auseinanderbrechen, da dann von einem Abstraktum (*forsa*) etwas Konkretes (*paisser lo prat*) ausgesagt werden würde. Zudem wäre der bestimmte Artikel *la* bei diesem Abstraktum ganz und gar nicht am Platze. Man vergleiche die folgenden Sprichwörter: *Force n'est droit; Force n'est drois, ains fait a rapeler; Ou force vient, justice pr(i)ent*, die Morawski, *Proverbes français*, Class. fr. du m. â. Nr 47, entnommen sind (Nr 758, 759, 1567) und die alle die zu erwartende Artikellosigkeit von *force* zeigen. Nur konkretes *force* »Schere» hat, wie das *pré* (*prat*) desselben Sprichworts, den bestimmten Artikel zu beanspruchen.

Erwägt man nun endlich, dass das Sprichwort im Afz. so ungemein häufig war, im Prov. dagegen bisher nur an drei Stellen nachgewiesen ist, von denen eine, die aus Gir. Ross., als nicht rein-prov. vielleicht sogar wieder auszuscheiden hat, so darf man auf Grund dieser und der vorher erwähnten sprachlichen Tatsachen sagen, dass das Sprichwort im Provenzalischen ursprünglich nicht heimisch war, sondern aus dem Französischen eingeführt wurde. Dabei wurde das im Afz. doppelsinnige *force* missverständlich als *forsa* »Gewalt» gedeutet, wie denn auch mancher Franzose, der das Sprichwort hörte oder gebrauchte, demselben Irrtum verfallen sein mag.[1] Bei diesem Übertritt vom frz. in das prov. Sprachgebiet wurde auch der bestimmte Artikel, der, wie wir sahen, vor prov. *forsa* eine Daseinsberechtigung nicht hat, mechanisch mit übernommen.

---

[1] Martin-Chabot, der die Stelle in der *Crois. Alb.* mit *car les forces paissent le pré* übersetzt, scheint danach anzunehmen, dass prov. *forsa* die »Schere» bedeutete. Auf dieser Deutung von *forsa* gründet sich seine Bemerkung (S. 59 Anm. 5), dass das Beispiel aus dem Girart *confirme l'idée d'un jeu de mots entre la Force qui prime le Droit et les forces* (*ciseaux*) *qui tondent une prairie*. Ein solches Wortspiel war aber, wie gezeigt, nur im Frz. möglich.

18. Zu den Angaben provenzalischer Lebensnachrichten

a) Die Biographie des Giraut de Bornelh sagt von dessen Lebensweise (Kolsens Ausgabe Bd II, S. 2, 9—12): *E la soa vida era aytals que tot l'ivern estava en escola e aprendia letras e tota l'estat anava per cortz e menava dos chantadors que chantavon las soas chanços.* Die letztere Bemerkung über die beiden Sänger, mit denen Giraut durch die Länder zog, benutzt Kolsen zur Erhärtung seiner Auffassung einer Stelle in Lied Gr. 242, 1 (Nr 14), v. 52—55:

52 Que la bona 'speransa·m pais
e m'acompanh' ab chantadors
54 e m'a donat solatz en trobar,
don m'era toltz, cobrar de cors.

Der Herausgeber übersetzt: »Mich nährt die gute Hoffnung, und sie begleitet mich zugleich mit Sängern und hat mir gestattet, schnell wieder Freude zu finden am Dichten, dem ich mich entzogen.» Dazu die Anmerkung (Bd II, 38): »Nach der Biographie, waren es zwei Sänger.» Aber die Koppelung der Hoffnung und der Sänger als gleichberechtigte Begleiter des Dichters muten doch etwas gar zu seltsam an. Ich glaube, dass v. 53 anders aufzufassen ist. Das Verbum *acompanhar* hat hier m. E. den Sinn von »zugesellen» (vgl. Levy, *Pet. Dict.* »*associer*» und Tobler-Lommatzsch I, 98, 22). Die Hoffnung, die der Dichter auf Erfüllung seiner Liebe hegt, gesellt ihn den Sängern zu, macht ihn wieder zum Sänger, lässt ihn seine Tätigkeit als Dichter, von der er abgekommen war, wiederaufnehmen.

Ist diese Auffassung der Stelle richtig, so wird die Berufung Kolsens auf die Biographie gegenstandslos. Aber was bei dem so sorgfällig arbeitenden Herausgeber möglich war, konnte das dem weit oberflächlicheren Biographen nicht ebenfalls geschehen sein? Ich möchte nämlich annehmen, dass letzterer

den v. 53 einst in gleicher Weise missverstanden und aus diesem Irrtum seine Nachricht von den beiden Sängern, die den Dichter begleiteten, abgeleitet hat. Es wäre nicht das erste Mal, dass man den provenzalischen Biographen den Vorwurf derartiger Berichterstattung zu machen hätte.

b) Noch ein zweites Mal kann man, glaube ich, den Biographen am Werke sehen. Es handelt sich um die *Razo* VI (Kolsen II, S. 9—10) zu dem Liede *Per solatz revelhar* G. 242, 55 (Kolsen Nr 65). Diese ist eigentlich nichts weiter als eine Umschreibung des Liedinhalts. Nur im Anfang bringt sie die überraschende Nachricht, dass Gui, der Vizgraf von Limoges, also Girauts Landesherr, das Haus des Dichters seiner Bücher und seiner Einrichtung habe berauben lassen: . . . *qan Guis, lo vescoms de Lemotges, l'ac fait raubar la sua maiso de sos libres et de tot son arnes* . . . Chabaneau hat dies Ereignis mit der Plünderung Essidolhs, des Heimatsortes unseres Dichters, durch Gui im Jahre 1211 in Verbindung gebracht. Kolsen wendet sich in den Anmerkungen (Bd. II, S. 117) gegen diese Datierung des Liedes, in der Sache mit Recht, aber, wie mir scheint, nicht mit stichhaltiger Begründung. Er beruft sich auf v. 71 ff. unseres Liedes, wo es von den heruntergekommenen Adligen heisst:

D'aitan me posc vanar
c'anc mos ostals petitz
no fo d'els envazitz;
que·l vei per totz doptar
ni no·m fetz mas onrar
lo volpilhs ni l'arditz.

Insofern wenigstens, so meint der Dichter, kann er diese Adligen loben, dass man sein kleines Haus nicht überfallen, sondern dass ihm jedweder stets nur Ehre erwiesen hat. Diese Verse sieht nun Kolsen als Beweis dafür an, dass die Behauptung der *Razo* von der Plünderung des Hauses im Jahre 1211 und mithin Chabaneaus Datierung des Liedes nicht richtig sein kann. Wie kommt aber der Biograph zu seiner Behauptung?

Um dies zu erkennen, müssen wir die den oben zitierten Versen folgenden Zeilen (v. 77 80) näher betrachten. Sie lauten:

Don mos Senher chauzitz
se deuria pensar
que no l'es ges pretz ni laus ni bobans
qu'eu, que·m laus d'els, sia de lui clamans.

»Weshalb mein kluger »Gebieter» erwägen sollte, das es ihm durchaus nicht zum Ruhm, Lob und Preis gereiche, wenn ich, der ich von jenen Gutes spreche, mich über ihn beklagen muss.» Der Dichter wendet also geschickt sein Lied von der Verurteilung der moralischen Verkommenheit des Adels der Geliebten zu, indem er ihr zeigt, dass er diese schlechten Barone wenigstens in etwas noch loben könne, von ihr aber nur Schlechtes sagen zu müssen fürchte. Denn dass auch hier *mos Senher* die Geliebte bezeichnet, die unter diesem Namen in so vielen Liedern Girauts erscheint, darin hat Kolsen gewiss recht. Anders aber hat der Verfasser der *Razo* offenbar die Stelle aufgefasst. Er erkannte in dem *Senher* Girauts wirklichen Herrn, den Vizgrafen von Limoges. Indem nun in den oben besprochenen Versen (v. 71—76) alle Ritter von einem etwaigen Raube an des Dichters Hause freigesprochen und gelobt werden, sein »Herr» aber von diesem Lobe ausgenommen und angeklagt wird, so ergab sich aus einer Kombination dieser beiden Umstände für den Biographen der Schluss, dass der Dichter diesen seinen »Herren» der Tat habe beschuldigen wollen, von der er die anderen freigesprochen hatte: des Raubes an seinem Häuschen.

Wenn nun der Verfasser der *Razo* von Gui von Limoges spricht als demjenigen, der angeblich den Überfall auf Girauts Haus unternommen habe, eine Tat, die nach Chabaneau ins Jahr 1211 gefallen sein müsste, so war der Verfasser vielleicht Zeuge jener Einnahme von Essidolh des Jahres 1211 oder hatte irgendwie von ihr gehört und sie infolge jenes oben dargelegten falschen Schlusses mit dem Gedichte Girauts in Verbindung gebracht. Jedenfalls scheint er Genaueres von

dem Vizgrafen Gui von Limoges, der 1199—1230 regierte, gewusst zu haben, da er ihm jene Tat sonst nicht hätte zuschreiben können, und wir dürfen wohl annehmen, dass er die *Razo* noch zu Lebzeiten Guis oder nicht allzu lange nach dessen Tode verfasst hat.[1]

Also nicht etwa, weil die Verse 71—76 des Gedichts den Angaben der *Razo* widersprechen, ist eine Verbindung unseres Liedes mit Ereignissen des Jahres 1211 abzulehnen (Kolsen), sondern weil der Verfasser der *Razo* irrtümlich aus den Versen des Gedichts ein Ereignis, die Plünderung des Girautschen Hauses, herauslas, das vermutlich niemals stattgefunden hat. Auch vom Standpunkt der Lebensgeschichte Girauts dürfte es zu billigen sein, dessen dichterisches Schaffen nicht bis 1211 auszudehnen, da dies spätestens 1165 begann und die letzten datierbaren Lieder in das Jahr 1199 fallen. Es sind Nr 73 mit den Betrachtungen über den Tod Richards Löwenherz und Nr 77, das Klagelied auf Ademar V. von Limoges. Beide Herrscher starben 1199.

c) Sind die hier dargelegten Zweifel an der Richtigkeit mancher Angaben der provenzalischen Lebensnachrichten berechtigt, so dürfen und müssen wir auch die anderen einer Prüfung bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit unterziehen. Kein historisches Ereignis spielt in Girauts Liedern eine solche Rolle wie der 3. Kreuzzug und des Dichters Aufenthalt im Heiligen Lande. Auch hierfür weiss der alte provenzalische Biograph ganz genaue Angaben zu machen: *Giraut de Borneil si passet outra mar com lo rei Richart e com lo vescomte de Lemotges, lo cals avia nom n'Aimars. E fo al setge d'Acre. E qan la ciutatz ne fon presa e tuic li baron s'en torneron, Girautz de Borneil si s'en anet al bon prince d'Antiocha, q'era trop valens hom. Mout fo honratz per lui e servitz. Et estet ab lui tot un yvern, attenden lo passatge, qe se devia far al pascor* (Kolsens Ausgabe

[1] Über die Zeit, wann die Biographie verfasst sein mag, vgl. Kolsens Notiz in den »Berichtigungen und Nachträgen» des zweiten Bandes (S. 290) seiner Ausgabe.

Bd. II, 7—8). Aber schon unter Abschnitt 11 war gezeigt worden, dass des Dichters Aussprüche sich mit den Darlegungen des provenzalischen Biographen nicht in Einklang bringen lassen. Selbst die Behauptung, dass Giraut mit Richard Löwenherz hinübergefahren sei, dürfte nicht zutreffend sein. Denn in einem im Abendland gedichteten Liede (Gr. 242, 15 = Kolsen Nr 70, v. 52—55) kündigt Giraut die Ankunft des englischen Königs im Heiligen Lande an:

Pos lo reis Richartz es passatz
e pos el es lai aribatz
ni a tans valens companhos,
derga so chap crestiandatz!

Zwar unternimmt Kolsen (*Arch. f. d. St. d. n. Spr.* 116, 156; vgl. auch Bd II, 123 der Ausgabe) eine Ehrenrettung des provenzalischen Biographen, indem er die Beweiskraft der soeben zitierten Verse zu entkräften und nachzuweisen versucht, dass man aus ihnen keineswegs die schon vollzogene Ankunft des englischen Königs im Heiligen Lande zu entnehmen brauche. Aber der Wortlaut lässt m. E. einen Zweifel an der Vollendung der Überfahrt, die also ohne Giraut stattgefunden hätte, nicht zu. *Lo reis Richartz es passatz* kann doch nur heissen »der König ist drüben.» Noch klarer besagt dies v. 53. Ist *pos* temporal (»wenn») und liegt das Ankommen, wie Kolsen meint, in der Zukunft, so müsste auch das Verbum im Futurum stehen und es zum mindesten *er aribatz* heissen; alle fünf Handschriften haben aber *es*. Ist *pos* kausal (»da»), was in Anbetracht des dem *pos*-Satz koordinierten, mit *ni* eingeleiteten Nebensatzes (v. 54) durchaus anzunehmen ist, so ist des Dichters Absicht, Richards Ankunft im Heiligen Lande als vollzogen zu melden, nicht minder gewiss. Kolsens Bemerkung (a. a. O.), der Dichter habe vielleicht nur sagen wollen, dass Richard »vermutlich» drüben eingetroffen sei, rettet die Situation nicht, und von einem »vermutlich» steht nichts im Text.

So scheint mir Kolsens Versuch (a. a. O.), die Angaben des prov. Biographen mit den aus des Dichters Worten abzu-

leitenden Tatsachen in Einklang zu bringen, nicht geglückt. Nur ein Punkt, auf den Kolsen aufmerksam zu machen nicht versäumt, erheischt Aufmerksamkeit. Im Liede Gr. 242, 57 (Kolsen Nr 39) VII, 3 heisst es: *Can passei vas Eschalona.* Hieraus kann man eine Beziehung des Dichters zum Kreuzzug Richards Löwenherz entnehmen, da die Erwähnung der Stadt Askalon es als möglich erscheinen lässt, dass Giraut den Marsch des englischen Königs auf diesen Ort mitgemacht hat. Aber selbst wenn dies der Fall gewesen wäre[1], so könnte der Trobador im Beginn des Sommers 1191 noch in Europa geweilt haben und doch zu jenem Zuge noch zurecht gekommen sein, da sich Richards Heer erst Ende September 1191 der Stadt Askalon näherte, der Einzug in die von Saladin zerstörte Stadt sogar erst 1192 erfolgte (Kugler, *Gesch. der Kreuzzüge*[2], Berlin 1891, S. 243 und 246). Ja, wenn man den soeben zitierten Vers wörtlich deutet, so wäre Giraut direkt nach Askalon, dessen Wiederaufbau Richard in die Wege leitete, hinübergefahren, und von einer Teilnahme des Dichters an Richards Überfahrt könnte erst recht keine Rede sein. Aber ich glaube, dass man es mit den Worten Girauts hier nicht so genau zu nehmen braucht. Das *vas Escalona* soll wohl nur im allgemeinen die Richtung nach dem Heiligen Lande andeuten, und hierzu ist der Name der Stadt Askalon gewählt worden, wohl lediglich weil der Dichter einen Reim auf *-ona* brauchte.

Auch bei diesen scheinbar so genauen Angaben des prov. Biographen könnte man nachprüfen, ob sie nicht auch nur den Liedern des Dichters entnommen sind. Dass Giraut mit Ademar von Limoges ins Heilige Land gezogen ist, konnte jener, wie wir, dem Liede Gr. 242, 56 (Kolsen Nr 77) entnehmen (s. o. Abschnitt 11). Dass er sich dabei gleichzeitig im Gefolge Richards Löwenherz befand, mochte der Biograph fälschlich aus der Tatsache schliessen, dass der Dichter in

[1] Nach mancherlei höchst unkriegerischen Äusserungen des Dichters zweifle ich, ob er überhaupt Kriegsdienste geleistet hat und nicht vielmehr als einfacher Pilger nach Palästina gefahren ist.

seinem Liede Gr. 242, 73 (Kolsen Nr 73) den englischen König verherrlicht und gerade auf dessen Erfolge in Palästina hinweist. Stellte er Giraut aber erst einmal in Richards Gefolgschaft, so war der weitere Schritt gegeben, dass er den Dichter auch an der Belagerung Akkons teilnehmen lässt. Die Angabe dagegen, dass Giraut einen Winter bei dem Fürsten von Antiochia geweilt habe, um den Frühling für die Heimfahrt abzuwarten, lässt sich nicht ohne weiteres aus dem Liede Gr. 242, 51 (Kolsen Nr 40), dessen *Razo* wir oben zum grössten Teil zum Abdruck gebracht haben, ableiten; ganz und gar nicht die weitere Behauptung, dass dieses Gedicht, die Ausdeutung eines Traumes, auch in Antiochia entstanden ist. Die einzige Spur, die bemerkbar ist, ist der Umstand, dass es in dem Liede (v. 38/9) heisst: *C'apres nostre passatge Sai que·l somnhes sera vertatz* und dass auch die *Razo* von dem *passatge* spricht. Aus den beiden Versen des Gedichts ist wohl zu schliessen, dass es im Heiligen Lande entstanden ist.[1] Denselben Schluss mochte der Biograph gezogen haben, und von hier zu der Behauptung zu gelangen, dass Giraut es am Hofe von Antiochia gedichtet habe, gehörte wohl nicht eine übergrosse Phantasie für jemanden, der, wie der Biograph, sich mit den Verhältnissen des 3. Kreuzzuges einigermassen vertraut zeigt. Der Gelegenheiten für einen Trobador, seine Kunst im Heiligen Lande an den Mann zu bringen, waren gewiss nicht viele, so dass sich der Hof von Antiochia fast von selbst bot. Es sei aber betont, dass dieser Versuch, die Angaben des Biographen über die Antiochia-Episode aus dem Lied Nr 40 herzuleiten, in der Tat nichts ist als ein Versuch. Es ist wohl möglich, dass dem Verfasser der *Razo* noch eine andere Quelle, etwa eine mündliche Tradition, zur Verfügung stand.

[1] Einwandfrei lässt sich das aus dem Wortlaut nicht ableiten. Es wäre auch möglich, dass mit dem *passatge* die Hinfahrt ins Heilige Land gemeint ist.

Verzeichnis der behandelten Textstellen

a) Trobadorlieder.

Aimeric de Pegulhan Gr. 10, 42: S. 31-2.
Arnaut de Cumenge Gr. 28, 1: S. 7.
Arnaut Daniel Gr. 29, 5: S. 3.
» » Gr. 29, 8: S. 24.
Bernart de Bondelhs Gr. 59, 1: S. 31-2.
Bernart de Ventadorn Gr. 70, 26: S. 12-13.
Bernart de Ventadorn Gr. 70, 30: S. 52.
Bertran de Born Gr. 80, 6 a: S. 53-4; S. 53 Anm. 1.
Cadenet Gr. 106, 3: S. 52.
Folquet-Totztemps Gr. 155, 24: S. 4.
Gaucelm Faidit Gr. 167, 30 a: S. 51.
Gaucelm Faidit Gr. 167, 58: S. 4.
Gausbert de Puicibot Gr. 173, 11: S. 4.
Gavaudan Gr. 174 10: S. 25.
Gui d'Uisel Gr. 194, 6: S. 4.
Guillem Ademar Gr. 202, 9: S. 53
Guillem Rainol Gr. 231, 1 a: S. 39-41.
Guillem de la Tor Gr. 236, 2: S. 4.
Guiraut de Bornelh Gr. 242, 1: S. 61-2.
» » 242, 4: » 46; » 47-48.
» » 242, 8: » 4.
» » 242, 15: » 67.
» » 242, 16: » 46.
» » 242, 17: S. 5 Anm 1; » 43. » 45.
» » 242, 19: » 20-23; S. 46.
Guiraut de Bornelh » » 242, 20/1: S. 1; 51.
» » 242, 25: S. 6.
» » 242, 27: » 13-14; » 35.
» » 242, 28: » 18-24.
» » 242, 30: » 7-8.
» » 242, 33: » 34; 53.
» (?) » 242, 35: » 41.
» » 242, 36: » 57-58.
» » 242, 37: » 5 Anm. 1.
» » 242, 40: » 52; 53.
» » 242, 41: » 11-12.
» » 242, 45: » 32-3;
» » 242, 47: » 49 » 55-7.
» » 242, 48: S. 5 Anm. 1.
» » 242, 49: » 15-16.
» » 242, 51: » 67.
» » 242, 53: » 55.
» » 242, 55: » 10. » 62-64.
» » 242, 56: » 27-31. » 66.
» » 242, 57: » 66.
» » 242, 58: » 9-10.
» » 242, 62: » 16-18.
» » 242, 68: » 34-5. » 49-50.
» » 242, 72: » 24-27; » 33-36.
» » 242, 73: » 67.
» » 242, 74: » 46; 52.
» » 242, 77: » 34.
» » 242, 79: » 11. » 15; » 34; 46.

Guiraut de Calanson Gr. 243, 10: S. 50.
Guiraut de l'Olivier d'Arle Gr. 246, 66: S. 35.
Oste-Guillem Gr. 313, 1: S. 6 Anm. 1.
Peire d'Alvernhe Gr. 323, 11: S. 5.
» Gr. 323, 15: S. 25.
Peire Bremon R.N. Gr. 330, 14: S. 30.
Peire Cardenal Gr. 335, 5: S. 24; 25-6.
Peire Raimon de Toloza Gr. 355, 8: S. 42.
» » 355, 10: » 10.
» » 355, 14: » 43; » 15.
Peire Raimon de Toloza » » 355, 16: S. 10.
Peire Vidal Gr. 364; 11: » 4.
» » » 364, 13: » 4.
» » » 364, 36: » 4.
» » » 364, 43: » 5.
Peire del Vilar Gr. 361, 1: S. 25.
Raïmbaut d'Aurenca Gr. 389, 22: S. 17.
» » 389, 36: S. 45.
Simon Doria-Lanfranc Cigala Gr. 436, 4: S. 48-9.
Sordel Gr. 437, 11: S. 42.
» » 437, 24: » 30.
Uc de San Circ Gr. 457, 23: S. 20.
» Gr. 457, 42: S. 14.
Anonymus Gr. 461, 133 b: S. 5.

b) Andere Texte.

Fides v. 45 S. 42.
» » 194 » 6.
» » 311 » 4.
Flamenca v. 1036 » 45.
» » 1089 » 5.
Jaufre v. 684 » 5.
» » 1109 » 37-8.
» » 1328 » 5.
» » 1788-9 » 35.
» » 3214-6 » 36.
» » 3582 S. 6. Anm. 1
» » 3604 » 5.
» » 4349 » 39.
» » 4399 » 37.
» » 4684 » 39.
» » 5053 » 6.
» » 5123 » 37.
» » 5248 » 37.
» » 5611 » 38.
» » 5781 » 38.
Jaufre v. 5815 S. 38-9.
» » 6361 » 38.
» » 6432-3 » 6.
» » 6487 » 6.
» » 8517 » 38.
» » 8962 » 6. Anm. 1.
» » 10551 S. 6.
Liebesbrief (Am. de Sescas) v. 151; v. 154: S. 47.
Liebesbrief (R. d'Aurenca?) v. 40: S. 6.
Ensenhamen (Garin lo Brun) v. 502: S. 54.
Novelle (P. Guillem) S. 22.
Crois. Albigeoise v. 506 S. 57-60.
Girart de Rossilho (Michel p. 259): S. 95.

Berlin KURT LEWENT

Zur Geschichte des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache

I

Die Vertretung der mit c (bzw. ç) bezeichneten frz. Affrikata und Spirans[1] im Deutschen

Obgleich mehrere Einzelheiten dieser Frage bereits in befriedigender Weise klargestellt worden sind, verlohnt es sich, einen Blick über den ganzen Entwicklungsgang zu werfen, um einige Lücken auszufüllen und um das Gesamtbild zu präzisieren.

Der Lautwert des frz. *c* hat sich im Laufe der Zeit verändert, und auch die frz. Mundarten gehen in der Behandlung dieses Lautes auseinander. Im Afrz. wurde *c* während der älteren Periode in den meisten Mundarten als *ts* gesprochen; etwa um die Mitte des 13. Jh. weicht dann in der Aussprache *ts* vor *s*, während in der Orthographie das Zeichen *c* auch weiterhin gebraucht wird. In dieser Weise hat sich die Entwicklung u. a. im Franzischen, aus dem die frz. Literatursprache hervorgegangen ist, abgespielt, und die Aussprache stimmloses *s* für *c* herrscht bekanntlich auch heutzutage in der frz. Schriftsprache. In einigen nordfrz. Mundarten, und zwar im Pikardischen sowie in Teilen des wallonischen und des normannischen Dialektgebietes galt statt dem franzischen *c* (gespr. *ts*) der Laut *ch* (gespr. *tš*), und in diesen Mundarten hat sich der Verschlusslaut vor dem Spiranten teilweise zäher erhalten als in vielen anderen.[2]

In der ältesten Schicht der frz. Wörter im Mhd. steht für frz. *c* vor Vordervokal in der Regel anlautend *z* (mit

[1] Im folgenden spreche ich der Kürze halber nur von (frz.) *c*.

[2] Vgl. z. B. Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen I II (1925) §§ 131 und 279, Meyer-Lübke, Historische Grammatik der französischen Sprache I (1913) § 201.

dem Lautwert *ts*); z.B. mhd. *zimier* < afrz. *cimier*[1]. — Im Inlaut, und zwar sowohl im postvokalischen als auch postkonsonantischen, wird frz. *c* in den Wörtern dieser Schicht ebenfalls in der Regel durch *z*, *tz* (gespr. *ts*) wiedergegeben (z. B. mhd. *puzele* < afrz. *pucele*)[2]. Die Stellung im Auslaut kommt hier selbstredend gar nicht in Frage. Wohl aber kommt der frz. Laut *ts* (geschr. *z*) in dieser Stellung in den Fremdwörtern des Mhd. vor und ist gewöhnlich durch *ʒ* (d. h. den dentalen Spiranten *ʒ*, nicht die Affrikata) vertreten (z. B. mhd. *poſûz* [*: strûz*] < afrz. *bofuz*). Dieser Umstand veranlasst Horn (Zeitschr. für frz. Sprache und Litt. 22, 1, S. 59) zu der Annahme, dass um 1250 auslautendes frz. *ts* zu einem Laut geworden sei, der dem mhd. *ʒ* nahe stand.[3]

Dass der deutsche Laut *ts* in allen diesen Fällen der getreue Vertreter des zentral- bzw. ostfrz. Lautes sein kann, leuchtet ohne weiteres ein. Er braucht es aber nicht unbedingt zu sein, denn auch nordostfrz. *ch* (gespr. *tš*) hätte durch Lautsubstitution dasselbe Resultat ergeben können. Man wende hier nicht etwa ein, dass die Berücksichtigung dieser Möglichkeit nur einen theoretischen Wert habe. Es gibt jedenfalls im Mhd. unzweideutige Fälle, in denen französischem — und zwar ostfranzösischem — *ch* (gespr. *tš*) in der Tat mhd. *ts*

---

[1] Vgl. Kassewitz, Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen (Diss. Strassburg 1890) S. 41 ff. und 89 ff., Horn, Zeitschrift für frz. Sprache und Litteratur 22, 1, S. 56 ff.

[2] Vgl. Kassewitz S. 41 f. und 89 f., Horn, Zeitschrift für frz. Sprache und Litt. 22, 1, S. 57.

[3] Von den frz. Mundarten zeigt das Pikardische tatsächlich bereits im 12. Jh. im Auslaut *-s* (gespr. als stimmloses *s*) für älteres *-ts* (vgl. z. B. Schwan-Behrens § 279), was aber für die Erklärung der mhd. Formen nicht einen Ausgangspunkt abgeben kann, denn pikardisches *-s* hätte das Mhd. wohl als *-s* beibehalten, wie dies sowohl das Mndl. (vgl. Salverda de Grave S. 263), das freilich kein *-ʒ* besass, als auch das Mhd. oft genug (vgl. z. B. *amîs*, *prîs kurteis*) tut. Das mhd. Zeichen *z* wurde hier somit durch den Lautwert des frz. *-z* veranlasst, aber sicher auch durch das frz. orthographische Zeichen gestützt.

entspricht[1] (vgl. etwa mhd. *zevalier*, *tsavelir* < afrz. *chevalier*, mhd. *zzapel* < afrz. *chapel*)[2], so dass diese Lautsubstitution dem Deutschen zu der gegebenen Zeit nicht fremd war; und im Mndl. kommt *ts* für frz. *ch* (gespr. *tš*) häufig vor.[3] Nun wissen wir allerdings, dass das Deutsche frz. Wörter auch aus dem Nordosten Frankreichs bezogen hat, wobei die pikardischen Wörter durch mndl. Vermittlung ins Mhd. gelangten[4], aber eine genauere Abschätzung der Anteile des Nordostfrz. und des Ostfrz. an dem frz. Fremdwörtergut des Mhd. ist nicht möglich. Dieser Umstand warnt davor, allzu sehr mit der Annahme zu operieren, dass das mhd. *ts* auf die nordostfrz. Form *ch* (gespr. *tš*) und nicht auf die zentral- und ostfrz. Form *c* (gespr. *ts*) zurückgehe. Vielmehr dürfen wir nur dann von dem nordostfrz. Laut ausgehen, wenn eindeutige Umstände für ihn sprechen, und solche Fälle sind mir in dem zur Verfügung stehenden Material nicht aufgefallen. — Anderseits besteht auch die Möglichkeit, dass für ein ursprüngliches fremdes *s* unter besonderen Bedingungen im Mhd. *ts* eintreten konnte. Horn (Zeitschr. für frz. Sprache und Litt. 22, 1, S. 56) hat darauf hingewiesen, dass auf deutschem Boden zwischen *n* und *s* sich leicht ein dentaler Übergangslaut entwickelte, so dass in dieser Stellung aus einem ursprünglichen *s* ein *ds* bzw. *ts* entstehen konnte. Hammerich (Zeitschrift für deutsche Philologie 57 [1932] S. 77 f.) hat dann mit Recht darauf hingewiesen, dass dieselbe Neigung auch bei der Lautgruppe *l* + *s* und vereinzelt bei *r* + *s* besteht. Wenn aber Hammerich annimmt, dass diese Entwicklung nur vor dem rein dentalen

[1] Vgl. Kassewitz S. 39.

[2] Das mhd. Wortmaterial entnehme ich, wo nicht anders vermerkt, den alphabetischen Verzeichnissen (Palander-)Suolahti's (12. und 13. Jh.) und Rosenqvist's (erste Hälfte des 14. Jh.), wo die Belegstellen angegeben sind.

[3] Vgl. J. J. Salverda de Grave, De franse woorden in het Nederlands (1906) S. 265.

[4] Vgl. Öhmann, Studien über die französischen Worte im Deutschen (Diss. Helsinki 1918), bes. S. 151.

Zischlaut (*ʒ*) sowie vor fremdem, bes. auch französischem, *s* vorkommt, und betont, es gebe nur die Formen *Hals*, *Gans* usw. mit altem *s*, so übersieht er, dass es deutsche Mundarten (wie z. B. die Rappenauer) gibt, die auch in diesen Fällen einen dentalen Übergangslaut entwickelt haben. Im Vorbeigehen bemerke ich, dass die frz. Fremdwörter im Deutschen, die Nyrop (Grammaire historique de la langue francaise I (1904) § 404) als Zeugen für die Aussprache *ts* im Französischen anführt, sämtlich ohne jede Beweiskraft sind, und zwar teilweise gerade aus der soeben genannten Ursache: so *Prinz*, *Schanze*, *Pelz* (bei dem letztgenannten Wort kommt neben dem afrz. *pelice* auch mlat. *pellicia* als Etymon in Frage; vgl. ahd. *belliz*), *Franz* (falls das Nomen proprium gemeint ist, ist die Quelle mlat. *Franciscus*); *Mütze* scheint auf mlat. *almutium*, *almutia* zurückzugehen, wie verschiedene Umstände zeigen (im 13. Jh. begegnet *almutz* mit neutr. Geschlecht und als Wort der kirchlichen Sphäre mit der Bedeutung »Chorkappe»).

Bevor ich die spätere mittelalterliche Schicht der frz. Fremdwörter behandle, wende ich mich den Entlehnungen der Neuzeit zu, um diesen einige Stützpunkte für die Beurteilung jener abzugewinnen. Das frz. Fremdwörtergut, das die deutsche Schriftsprache im Laufe der Neuzeit aufgenommen hat, entstammt in der Regel der frz. Schriftsprache.[1] Obgleich der Lautwert des frz *c* hier, wie schon erwähnt, stimmloses *s* ist, wird dieser Laut im Deutschen sehr oft durch *z*, gesprochen *ts*, vertreten, neben dem aber auch *s* bzw. *ss* vorkommt. So heisst z. B. frz. *officier* im Dtsch. *Offizier*, frz. *exercer* im Dtsch. *exerzieren*, frz. *cerner* im Dtsch. *zernieren*, frz. *cidre* im Dtsch. *Zider*, frz. *citadelle* im Dtsch. *Zitadelle* (im Frühnhd. auch

[1] Dagegen lassen sich an den Entlehnungen der westdeutschen Mundarten auch dieser Zeit Merkmale ostfranzösischer mundartlicher Herkunft wahrnehmen. So bin ich z. B. geneigt, die im Elsäss. vorkommenden frz. Adjektiva auf *-ûs* (= gemeinfrz.-*eux*) wie z. B. *furjûs* = frz. *furieux*, *khyrjûs* = frz. *curieux*, neben denen z. B. *šənərés* = frz. *généreux* auf den schriftsprachlichen

Cittadel aus dem ital. *cittadella*), frz. *délicieux* im Dtsch. *deliziös*. Dagegen mit *s* gesprochen z. B. dtsch. *Service* aus frz. *service*, dtsch. *Seladon*, *seladongrün* aus frz. *Céladon* (sogar mundartlich gebräuchlich; vgl. z. B. steir. *seladonfarb* 'meergrün' nach Unger-Khull S. 592); für dtsch. *Rasse* (aus frz. *race*) und *Malice* (aus frz. *malice*) bezeugt schon Heynatz (Anweisung zur deutschen Sprache [1785] S. 122) die immer noch heute geltende Aussprache des frz. *c* als *s*. Ferner heisst es etwa dtsch. *Grimasse* aus frz. *grimace*, dtsch. *Fassade* (früher auch *Façade* geschrieben) aus frz. *façade*, dtsch. *Fasson* neben *Façon* (früher auch *facon*, *fazon* geschrieben) aus frz. *façon*, dtsch. *Sauce*, jetzt auch *Sosse* aus frz. *sauce* (im Afrz. sowohl *sause* < lat. *salsa* als auch *sauce* durch den Einfluss von *souz* 'Sülze'), dtsch. *Kaprice*, *Caprice* aus frz. *caprice*, aber *kapriziös*, *kaprizieren*, dtsch. *Chance* aus frz. *chance*, dtsch. *Contenance* aus frz. *contenance*, dtsch. *Complice* aus frz. *complice*, dtsch. *Kommers* neben *Kommerz* aus frz. *commerce*. Die frz. Wörter *farce* und *force* erscheinen beide im Dtsch. mit *s* als *Farce* und *Force*, so auch *forcieren*; dass die Aussprache mit *ts* sich in diesen Fällen nicht gut festsetzen konnte (für *force* gibt Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch I S. 222 auch ein Beispiel mit *z*), ist wegen der dabei entstehenden Homo- bzw. Paronymie mit dem entsprechenden obszönen deutschen Wort leicht verständlich. Im 19. Jh. galt *Cercle* aus frz. *cercle* »nur noch als Wort der Hofkreise» (Schulz, Fremdwb.), und zwar mit französischer Aussprache, während *Zirkel* aus lat. *circulus*

Vokalismus zurückgeht, anders als K. Roos, Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten (Diss. Strassburg 1903) S. 46 zu beurteilen, der sie durch den Einfluss der latein. Endung *-ōsus* erklären möchte. Abgesehen davon, dass die Annahme lateinischen Einflusses in einer Mundart, die besonders stark vom Frz. beeinflusst wurde, nicht am nächsten liegt, wird gerade in den ostfrz. Grenzdialekten lat. freies geschlossenes *ō* zu *ū* (vgl. z. B. A. Horning, Die ostfranzösischen Grenzdialekte (1877) S. 48), was bei der Erklärung der Lautform der genannten Adjektivendung im Elsäss. nicht ausser acht gelassen werden darf.

auf seine Kosten sich im allgemeinen Sprachgebrauch verbreitete.

Die deutschen Formen mit *s* bzw. *ss* verlangen keine besondere Erklärung, sie sind eine möglichst lautgetreue Wiedergabe der frz. Form. Eine besondere Deutung erheischen aber die Formen mit dtsch. *z* (gespr. *ts*) für frz. *c* (gespr. stimmloses *s*).

In einigen deutschen Mundarten, genauer gesagt im Ripuar. und im westl. Moselfränk., tritt in den während der nhd. Periode — für das Ripuar. gelegentlich auch früher — aufgenommenen frz. Fremdwörtern anlautendes fremdes *s-* als *ts-* auf; also etwa *Zantimeter* < frz. *centimètre*, *Zekretär* < frz. *secrétaire*. Lessiak hat (in seinem tiefschürfenden Buch »Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus» [1933] S. 99 ff.) den Versuch gemacht, diese Erscheinung und zwar für dieses begrenzte Gebiet durch die Diskrepanz zwischen dem stimmlosen frz. und dem in diesen dtsch. Mundarten stimmhaften dtsch. Laut zu erklären, also durch eine Art Lautsubstitution. Ich kann die Meinung Lessiaks in diesem Punkt nicht teilen und habe einige von meinen Bedenken bereits zum Ausdruck gebracht (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1933 Sp. 1266 f.). Gegen die Erklärung Lessiaks spricht m. E. entschieden das Verhalten des Lothring., das mit dem Ripuar. das stimmhafte anlautende *s* gemeinsam hat. Trotzdem wird hier frz. anlautendes *s-* nur teilweise durch *ts-* wiedergegeben, neben dem *s-*, und zwar sowohl stimmloses als auch stimmhaftes *s-* begegnet, welches zuletztgenannte selbstredend auf Lautsubstitution beruht. Ohne die Möglichkeit der Lautsubstitution *ts* für stimmloses *s* überhaupt verneinen zu wollen, muss ich die Substitution von stimmhaftem *s* für stimmloses als naheliegender betrachten. Diese letztgenannte erscheint ja in alter wie in jüngster Zeit auf Schritt und Tritt in der deutschen Umgangssprache, die für fremdes stimmloses anlautendes *s* in der Regel stimmhaftes *s* eintreten lässt (z. B. *Salär*, *Service*, *sabotieren*, *Sekretär*, *Subjekt*). Wichtig ist ferner die Tatsache, dass im Ripuar. und im westl. Moselfränk. auch solche Fremd-

wörter mit *ts-* für fremdes *s-* erscheinen, bei denen das Bedürfnis einer Lautsubstitution m. E. gar nicht vorhanden war. Ich meine die mit *s* anlautenden Fremdwörter der deutschen Umgangssprache wie z. B. *Subjekt*, *September*, *Superintendent*. Diese Wörter sind nicht etwa direkt aus der fremden Sprache mit stimmlosem *s* ins Ripuar. und ins westl. Moselfränk. aufgenommen worden, sondern durch Vermittlung der örtlichen Umgangssprache, in der sie kaum anders als mit stimmhaftem anlautendem *s* auftreten konnten. Die sprachgeographische Lage des Gebiets mit *ts-* scheint den Schlüssel zur Lösung dieses Problems in die Hand zu geben. Das Ripuar., ein ausgesprochenes Kampfgebiet zwischen dem Niederländ.-Niederdeutschen und dem Hochdeutschen, bezog auch seine Fremdwörter sowohl aus dem Norden als auch aus dem Süden. Und so kam es, dass hier von Fremdwörtern mit ursprünglichem anlautendem *ts-* sowohl südliche Formen mit erhaltenem *ts-* als auch nördliche mit sekundärem anlautendem *s-* nebeneinander einhergingen; die zuletztgenannten Formen sind im Norden durch Lautsubstitution entstanden, weil hier einheimisches *ts-* fehlte (so hiess es z. B. mhd. *zingel* — mndd. und mndl. *singel;* mhd. *zendal* — mndd. *sindel*, mndl. *sindael*; nhd. *zieren* — ndl. *sieren* [entl. < Hd.]). Und da die südliche, die hd. Form als das Nachstrebenswerte und Vorbildliche galt, so wurden leicht auch zu solchen Fremdwörtern, bei denen das anlautende *s-* das ursprüngliche war, neue hyperhochdeutsche Formen auf *ts-* gebildet.[1]

[1] Im Einklang mit der oben gegebenen Erklärung steht es, wenn auch sonst in einigen Mundarten mit häufigen hyperhochdeutschen Bildungen *ts-* für ursprüngliches fremdes *s-* öfters vorkommt. So erwähnt z. B. E. Borchers (Sprach- und Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Kolonie im Oberharz (Deutsche Dialektgeographie Bd. 22; 1927] S. 60 § 55), dass in der Sprache der erzgebirg. Kolonie im Oberharz anlautendes fremdes *s-* oft als *ds-* erscheint (wie *dsigədēr* 'Sekretär', *dsåldā'd* 'Soldat', *dsirob* 'Sirup' u.a.); diese Mundart, die von einer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung mit dominierendem erzgebirgischem Charakter gesprochen wird, liegt unweit der ndd.-md. Sprachgrenze

Wenn somit das Verhalten dieser deutschen Mundarten davor warnt, in den schriftsprachlichen Formen mit *z* (gesprochen *ts*) für frz. *c* etwa das Resultat einer Lautsubstitution zu erblicken, so kommt noch eins hinzu, das diese Annahme schlechthin verbietet. Wenn wir uns diejenigen frz. Fremdwörter in den westdtsch. Mundarten ansehen, die direkt, ohne Vermittlung der deutschen Schrift- bzw. Umgangssprache aufgenommen wurden, so fällt es auf, dass sie für frz. anlautendes *c*, aber auch für anlautendes frz. *s* in der Regel *s* haben. So heisst es z. B. im Schweizerdeutschen *santîm* (< frz. *centime*), *sigârə* (< frz. *cigare*), *santimèttər* (< frz. *centimètre*), *servəlâ* (< frz. *cervelas*) usw. (vgl. E. Steiner, Die französischen Lehnwörter in den alemannischen Mundarten der Schweiz [1921] S. 335, 336, 354); im Rheinhessischen erscheinen ebenfalls mit *s* für frz. *c* z. B. die frz. Wörter *civière*, *cigarette*, *cervelas*, *officier* (vgl. M. Martin, Die französischen Wörter im Rheinhessischen [Diss. Giessen 1914] S. 42, 53, 55, 75); und im Elsäss. treten mit *s* auf z. B. frz. *cirque*, *cylindre*, *cervelas*, *bracelet*, *cigare* (vgl. K. Roos, Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten [Diss. Strassburg 1903] S. 5, 8, 9, 87). Mit *s* erscheint z. B. frz. *secrétaire* in mehreren dtsch. Grenzmundarten. Die ausserhalb des Mittelfränk. hie und da begegnenden Formen mit *z*, für frz. *c* erklären sich meistens zwanglos als gesunkenes Kulturgut, d. h. als Entlehnungen aus der deutschen Schrift- bzw. Umgangssprache, wo die Formen mit *z* herrschten; so z. B. elsäss. *tsilintər* neben *silantər;* rheinhess. *tsigarette* neben *sigarette*.

Gerade so, wie die meisten deutschen Mundarten sowohl das frz. *s* als auch *c* durch *s* wiedergeben, lässt das bereits

---

im ndd. Gebiet eingebettet. Aus dem ebenfalls im ndd.-md. Kampfgebiet liegenden Nordharzischen lassen sich nach Damköhlers Nordharzer Wb. (1927) Formen wie *zarmôn* (< lat. *sermo*), *zikkerêt* (< lat. *secretum*) desgleichen belegen. — Eine ähnliche Reaktion gegen das als falsch empfundene *s-* sehe ich in mndl. Formen wie *tsout* neben *sout* (< afrz. *solde*).

erwähnte mfränk. Gebiet sowohl für das frz *s-* als auch für *c-* den Laut *ts-* eintreten.

Mit anderen Worten: während die Mundarten den gleichmässigen frz. Laut, der durch zwei verschiedene orthographische Zeichen zum Ausdruck gebracht wird, immer durch einen und denselben deutschen Laut wiedergeben, macht die deutsche Schriftsprache hier oft einen Unterschied, indem sie für frz. *s* in der Regel *s*, aber für frz. *c* neben *s* sehr häufig *z* gebraucht. Da die westdeutschen Mundarten den gesprochenen frz. Laut getreu wiederzugeben pflegen, während in der Schriftsprache das Schriftbild leicht seinen Einfluss geltend macht, ist das deutsche schriftsprachliche *ts* für frz. *c* auf den Einfluss der Orthographie zurückzuführen. Und zwar handelt es sich um die im Deutschen seit der ahd. Periode geltende mittellateinische Aussprache von *c* vor Vordervokalen als *ts*. Dass gerade im Frühnhd., das mit einer Periode intensiven lateinischen Einflusses beginnt, die latinisierende Aussprache des Buchstaben *c* in frz. Fremdwörtern in dieser Weise deren lautliche Form verändern konnte, leuchtet ohne weiteres ein.

Wir haben uns die Entwicklung etwa folgendermassen vorzustellen. Bei der Entlehnung aus dem Frz. hat sich in den französisch-kundigen Kreisen der Alamodezeit zunächst sowohl die frz. Orthographie als auch die frz. Aussprache erhalten. Es wurde somit etwa im 17., 18. und sogar im 19. Jh. zuerst *delicieus*, *cidre*, *exercierplatz*, *officiös* (vgl. die Belege bei Schulz-Basler und bei Weigand) mit *c* geschrieben und mit *s* gesprochen. Allmählich, nachdem diese Wörter immer häufiger in der Literatur, und zwar auch in der für weniger exklusive und nicht französisch-kundige Kreise bestimmten Literatur gebraucht wurden, konnte die »falsche» Aussprache des frz. *c* als *ts* Fuss fassen, die dann die Schreibung mit *z* nach sich zog. Die Schreibungen mit *z* begegnen teilweise bereits recht früh, aber die Oberhand gewinnen sie erst im 19. Jh. mit dem Umsichgreifen des Zeichens *z* anstatt *c* für den Laut *ts*. Mehr oder weniger vereinzelt kommt Bevorzugung des Zeichens *z* in Fremdwörtern bereits im 17. Jh. vor, so u.a.

bei Paul Fleming (vgl. Moser, PBB 60 [1936] S. 229). Die Formen mit *c* sind z. B. bei Campe noch gewöhnlich, werden aber auch noch viel später von einigen Autoren bevorzugt. Die Aussprache *ts* für frz. *c* wird z. B. von dem Grammatiker Heynatz (Anweisung S. 122) als die zu seiner Zeit übliche bezeugt.

Zum Sieg der latinisierenden Aussprache des *c* hat ohne Zweifel auch der Umstand beigetragen, dass in bezug auf viele Wörter wie z. B. dtsch. *cessiren*, *civilité* es sogar für die noch so alamodisch Gebildeten schwer zu entscheiden war, ob das Wort dem Frz. oder dem Lat. entstammte. Es ist aber ausdrücklich festzustellen, dass keineswegs in jedem Einzelfalle, in dem frz. *c* als *z* im Deutschen erscheint, dem frz. Wort ein latein. zur Seite stand, das die direkte sozusagen konkrete Ursache dieser Aussprache hätte sein können (vgl. z. B. *Zider*, *zernieren*). In einigen Fällen kann die ital. Entsprechung die Aussprache *ts* mit verursacht haben (z. B. *Zitadelle*).

Die Ursachen, warum die latein. Aussprache sich durchsetzt oder nicht, lassen sich gelegentlich feststellen oder doch vermuten. Z. B. das Wort *Caprice*, um mich an die oben (S. 74) erwähnten Fälle zu halten, zeigt schon durch seine äussere Form, durch das beibehaltene inlautende (und häufig auch anlautende) *c*, dass es seine fremde Gestalt wohl durch den Gebrauch vorwiegend in den gebildeten frz.-kundigen Kreisen besser konserviert hat; auch stand hier keine dem gewöhnlichen Gebildeten geläufige Form des klass. Lateins zur Seite; in den Formen *kapriziös* und *kaprizieren* haben wir trotzdem *z*, was wohl auf den Einfluss der sonstigen Bildungen auf *-(i)ziös* und *-(i)zieren* zurückzuführen ist. Gelehrt-fremdartige Gestalt zeigen auch etwa *Chance*, *Sauce*, *Complice*. Aber auch volkstümlich gewordene Fremdwörter können *s* haben, wie z. B. *Seladon*, *Rasse*, *Grimasse*, *Fasson*, *Kommers* zeigen; ihre Form ist durch die Aussprache der französisch-kundigen Kreise bestimmt worden und nicht etwa durch das ältere deutsche Schriftbild. Besonders scheint *ss* im Inlaut zwischen

Vokalen vorzukommen, was wohl damit zusammenhängt, dass die deutsche Umgangssprache in dieser Stellung selbst ziemlich häufig denst immlosen *s*-Laut verwendet. D. h. in der Anlautstellung, wo zwischen dem stimmhaften *s*- der deutschen Umgangssprache und dem stimmlosen frz. *c*- ein erheblicher Unterschied besteht, war die Neigung, die latinisierende Aussprache eintreten zu lassen, grösser als im Inlaut, wo der frz. stimmlose Laut eine recht getreue Wiedergabe durch das deutsche *-ss-* finden konnte.

Durch die Ausführungen über die älteste und über die jüngste Schicht der frz. Fremdwörter im Deutschen wird die Beurteilung der spätmhd. Fälle sehr erleichtert. — Solange frz. *c* als *ts* gesprochen wurde, war die Deutung der deutschen Entsprechungen verhältnismässig einfach: *ts* bzw. (*t*)*z* stellte die getreue Wiedergabe des gehörten frz. Lautes dar. Aber etwa seit der Mitte des 13. Jh. haben wir mit der Aussprache als *s* im Zentralfranzösischen zu tun, und während die Entlehnungen der ältesten Schicht meistens den ost- bzw. nordostfrz. Mundarten entstammten, müssen wir seit dem 14. Jh. stärker als früher mit Entlehnung aus der zur Schriftsprache emporsteigenden Mundart der Isle-de-France rechnen, die allmählich zur beinahe ausschliesslichen Quelle der frz. Fremdwörter in der nhd. Schriftsprache wird.

Wenn also nun unter den frz. Wörtern des Spätmhd. Formen begegnen, in denen frz. *c* als *s* erscheint, so dürfen wir in ihnen gewöhnlich die regelrechte Wiedergabe des gehörten frz. Lautes und nicht etwa eine Lautsubstitution erblicken.[1] Als Beispiele seien angeführt: *presieren* (< afrz. *precier*), *busele* Gottfr. Trist. V. 742, Hs. E [neben *pucele* u. Varr.] (< afrz. *pucele*), *punsenieren* (< afrz. *poinçonner* < lat.* *punctionare*). Die während dieser Periode vorkommenden Formen mit deutschem *ts* bzw. *z* lassen verschiedene Deutungen zu. Während das bei Wisse und Colin vorkommende *trunsellin* (< afrz. *tronçon*) nach dem soeben Gesagten

[1] Vgl. Öhmann, Neuphilol. Mitteilungen 1932. S. 238.

als die Wiedergabe der gehörten frz. Form zu erklären ist, haben wir das in demselben Denkmal vorkommende *trunzun* als eine auf alter Tradition beruhende Form aufzufassen. Das Wort begegnet im Mhd. bereits öfters im 13. Jh., und zwar gerade in der Form *trunzûn*, dessen *z* aus chronologischen Gründen als die Wiedergabe eines frz. *ts*-Lautes angesehen werden darf, obgleich im gegebenen Falle ja dieser Laut auch auf deutschem Boden aus ursprünglichem *ns* hätte entstehen können.

Ferner besteht jedenfalls die theoretische Möglichkeit, dass einige deutsche Formen mit *ts* bzw. *z* in den Denkmälern dieser Zeit auf der im Nordosten Frankreichs noch fortlebenden Aussprache *tš* beruhen könnten; ein sicheres Beispiel wüsste ich freilich nicht zu nennen.

Vor allem konnte aber auch zu dieser Zeit die im Deutschen seit alters her bestehende Aussprache des latein. *c* vor *e* und *i* als *ts* von den frz. Wörtern Formen mit *ts* bzw. *z* veranlassen, obgleich zu dieser frühen Zeit die Orthographie im Deutschen noch keineswegs die wichtige Rolle für die Aussprache gespielt hat, die ihr in den späteren Epochen zukommt. Z. B. eine Form wie *zimitiere* (< afrz. *cimetiere*) bei Wisse und Colin kann nicht mehr als auf der frz. Aussprache mit *ts* beruhend aufgefasst werden, ebenso wenig wie es sich hier um eine traditionelle Form handeln zu können scheint, da das Wort im Mhd. früher gar nicht belegt ist (es scheint überhaupt nur bei Wisse und Colin vorzukommen). Zwanglos erklären sich derartige Formen dagegen, wenn man annimmt, dass sie von Schreibern herrühren, die das ursprüngliche *c* vor *e* bzw. *i* mechanisch durch das für ihr Empfinden jedenfalls im gegebenen Moment gleichwertige *z* ersetzt haben.[1]

Für die frz. Lautlehre ergibt sich aber aus all dem Gesagten eine Warnung in bezug auf die Heranziehung der frz. Fremdwörter im Deutschen bei der Bestimmung der Chronologie des Überganges der Aussprache *ts* > *s* im Französischen.

[1] Ich vergesse dabei nicht, dass die Hs. (D) des Parzival von Wisse und Colin eine Originalschrift ist, die unter der Aufsicht der Dichter geschrieben wurde.

Four Poems by Opitz in MS. Sloane 1021 in the British Museum

MS. Sloane 1021 seems to have been the commonplace book of Johannes Stobaeus [1], a musician of the Königsberg School in the seventeenth century and a pupil of Eccard's. He finished the compilation of the book, according to an entry on the last page, in 1640, at which time he was Hofkapellmeister to the Elector of Brandenburg. The book contains treatises on the art of music, and particularly on lute-playing, embellished with drawings, a number of airs and dances in musical notation, some of which are supplied with words, and many songs and poems without melodies. Eleven of the forty-nine songs and poems are by Simon Dach [2], seven by other members of the Königsberger Kreis, while of the remainder, three may be found in the »Venusgärtlein» (1656, ed. Max von Waldberg, Braune's Neudrucke 86—89). All the songs are in German, though some of the epigrams etc. are in Latin. In the margin Stobaeus has written various rhymes which appealed to his fancy, mostly didactic, many humorous and many reminiscent of the modern smoking-room limerick. The MS. contains four poems by Opitz, three of them bearing his name. They are as follows:

1). fol. 58 vb. *Epigramma in Effigiem Pamphilæ. Opitius.* This appears in Witkowski's edition of the »Teutsche Poemata» (Braune's Neudrucke 189—192) as No. 83, *Epigramm, Vber der Liebsten Bildnusz.*

2). fol. 59ra. *ad Pamphilam N.* This is Witkowski, no 98, *An die Cynthia.*

The two epigrams are in the bottom margins, in the middle, so that the words »*Epigramma in Effigiem Pamphilæ. Opitius.*» run over the gap between foll. 58v and 59r, followed by »*ad Pamphilam N*» as though it were all one sentence.

3). fol. 62ra. *Jch empfinde fast ein grawen.* Above is written: *Martin Opitz.* The same poem is in Heinrich Albert's

[1] Cp. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 36, pp. 261—2; R. Eitner, Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten, 9, 1903, p. 292: Monatshefte für Musikgeschichte, 3, 130. 15, 67. 16. 89. and G. Döring, Geschichte der Musik in Preussen, Elbing 1852.

[2] The poems by Dach have been treated by R. Priebsch, »Grethke, war umb heffstu mi etc., das Bauernlied Simon Dachs», Miscellany for Kuno Meyer, Halle 1912, who also gives a description of the MS.; and by W. Ziesemer, »Simon Dach», Altpreussische Forschungen I. 1924.

»Arien» (ed. L. H. Fischer, Braune's Neudrucke 44–47), book I, no. 19. It is preceded by a melody (fol. 61vb), over which is the Latin superscription given in Albert's Arien: Cras serum est vivere, vive hodie. Under the melody, in the margin, is the not inappropriate rhyme:

»Adams Rib und Rebensafft
Sind aller Studenten freundschafft.»

The poem is followed by Heinrich Albert's parody of it (Arien I. 20): »*Ich empfinde gar ein Grawen*» [1].

4). fol. 61 rb. *Woll dem, der weitt von hohen dingen*, preceded by the melody. This is Witkowski no. 116.

Stobaeus' versions of all these poems shew variations from the texts collated by Witkowski and Fischer. Witkowski no. 83 appears as:

1) Epigramma in Effigiem Pamphilæ. Opitius.
So ist mein Lieb gestalt, So ist Jhr angesicht
Jhr Hals Jhr rother mund v. Jhrer Augen Licht
V. wan der Mahler kont abbilden Jhre sinnen
Nichts schwereres wurd man auf erden konnen finden.[1]

Witkowski no. 98 appears as:

2) ad Pamphilam N.
Du gabest mir zweÿ Kuß; Jch gab dir wider Zweÿ,
Jetzt Zürnestu mit mir V. schlägst die augen nieder
Weil ich dan Hör, Das Dir es entgegen seÿ,
Geb ich Dir Deine Zweÿ, gib Du mir meine wieder.

In the title of No. 2, »N» seems to have been a private mark of Stobaeus' possibly arising out of two ticks. It often appears in the margins, presumably to mark items of particular interest. The close juxtaposition of these two poems in Stobaeus' MS. and the name Pamphila associated with both shews a connexion between them which is nowhere indicated in the »Teutsche Poemata», where one of them is dedicated to »Cynthia» and the other refers merely to »der Liebsten Bildnuß». The name Pamphila does not occur in the »Teutsche Poemata.»

[1] For other imitations see J. Bolte, »Nachträge zu Dachs und Alberts Gedichten», Altpreussische Monatsschrift 1886.

[1] For typographical reasons I have resolved Stobaeus' abbreviations for -er and -en and »etc» throughout the texts, as well as the abbreviations in the Latin for »esse» and »est».

Albert's Arien I. 19. appears as:

3) Martin Opitz.
Jch empfinde fast ein grawen,
Das ich, Plato, über Dir
Hab gesessen für vnd für,
Es ist Zeitt hinauß Zu schawen
Vnd sich beÿ den frischen quellen
In dem grünen Zuergehen
Da die schönen blumen stehen
Da die fischer Netze stellen.
Madrial.

2.

Wozu dient das Studieren
Alß Zu Lauter ungemach?
Vnterdeſzen Leufft die Bach
Vnsers Lebens das wir führen,
Ehe wir es inne werden
Vff Ihr Letztes ende hin,
Denn kompt ohne Geist vnd sinn
Dieses alles in die erden.

3.

Holla Junger, geh' hin, fragen, Wo der beste trunck mag sein! Nimb den Krug Vnd fülle wein! Alles trawren, angst Vnd plagen, Die wir Menschen täglich Haben, Ehe uns Clotho fortgerafft, will ich den süssen safft, den die Traube giebt, vergraben.

4.

Keuffe gleichfals auch Melonen, Vergiß auch des Zuckers nicht! Schaw mir das nichts gebricht! Jenner mag der Heller schonen, der beÿ seinem golt v. schätzen Dolle sich Zu Krencken pflegt, Sich nicht satt Zu bette Legt, Jch wil, weil Jch kan, mich Letzen

5.

Bitte meine guten Brüder, Vff die Music V. ein glaß, Nichts nicht, dunckt mich, schickt sich baß, Alß gutr Tranck Vnd gute Lieder; Laß Jch gleich nicht Viel Zu erben, Eÿ so hab Jch edeLn wein, wil mit andern Lustig sein Muß Jch gleich alleine sterben.

In this case Stobaeus has written in corrections or variants over his text, particularly in verse 3. The two lines italicised in verse 2 are underlined in the MS.

Witkowski no. 116 appears thus:

4)
Woll dem, der weitt von hohen dingen
Sein fuß stelt auf der einfalt bahn
Wer sein gemüth Zu Hoch Thut Zwingen
Der stost gar Leichtlich oben an
Ein jeder folge seinem Sinn,
Jch halts mit meiner Schäferin.

2.
Ein Hohes schloß wird von den schlägen
Des starcken Donners mehr berürt
Wer weit wil felt offt auß den Wegen
V. wird durch seinen stolz verführtt.
Ein Jeder folge seinem sinn
Jch halts mit meiner schaferin.

3.
Auf großer See sind große wellen
Viel Klippen stürm und harter wind
Wer Klug ist bleibt wol beÿ den quellen
Die in den grünen walden sind. Ein jeder etc . . .

4.
Hatt phillin gleich nicht große schätze
So hatt sie doch was mir gefelt, wo-
mit ich mein gemüth ergätze, Wird nicht
gekaufft umb großes gelt. Ein jeder etc . . .

5.
Glentzt sie gleich nicht von Theuren sachen
So glentzt doch Jhr augen Licht, Gar
Viel muß Hoffart schone machen, Jhr schlech-
ter Schein betreügt mich nicht. Ein jeder folge etc . . .

6.
Jst sie gleich nicht von Hohem stamm
So ist sie dennoch auß der welt. Hatt
Sie gleich kein sitz im Lande, Sie ist
mir selbs ein breites feld,
Ein jeder folge seinem sinn
Jch halts mit meiner schäferin.

Underneath this Stobaeus has written contemptuously:

Dabeÿ bleibet Doch!
Quisquis amat ranam
ranam putat esse Dianam.

Apart from unimportant variations in spelling, the principal variants in Stobaeus' versions are these:

No 1). Witkowski no. 83. In the last line Stobaeus has: Nichts *schweres wurd* man auf erden *konnen finden*. Witkowski has: Nichts *schöners würde* man auff Erden *finden nkönen*.

No. 2). Witkowski no. 98. In the third line Stobaeus has: Weil ich *dan* Hör, Das *Dir es* entgegen seÿ. Witkowski has: Weil ich *nun* hör, dasz *es dir zu* entgegen sey.

No. 3). Albert's Arien, I. 19. Stobaeus has in verse 1, lines 2—3: Das ich, Plato, *über Dir//Hab gesessen für vnd für*, where the texts of the Arien have: Dasz ich, Plato, *für vnd für//Bin gesessen vber dir*. In verse 2 line 1 Stobaeus has written in an e above the line between the n and the t of »dient» in: *Wozu dient* das Studieren, where Albert has: *Worzu dienet* das Studieren. Verse 3 is full of variants, important because of Stobaeus' corrections: in line 1 he has: *Holla* Junger, geh' *hin, fragen*, where the second 1 in »Holla» is crossed out, the apostrophe after »geh» evidently added as an afterthought, as it is in lighter ink than the rest, and »hin» is crossed out with »und» written over it. Albert has for this line: *Hola*, Junger, *geh' vnd frage*. At the ends of lines 2 and 3 Stobaeus has corrected commas into exclamation marks where the texts of the Arien also have exclamation marks. In line 4 Stobaeus has first written »*angst Vnd plagen*» and then written »*Leid v. Klage*» over it, where the Arien also have »*Leid vnd Klage*», without crossing out his original words. In the following line he has written: »*Die* wir Menschen täglich haben» and later written »wie» over »Die» without crossing the latter out, where Albert has: »*Die* wir Menschen täglich haben.» In line 7 Stobaeus has written: »will *ich den* süssen saft», where Albert has: »Will ich *in* den süssen Safft»; evidently a slip, for as it stands it makes no sense. In verse 4, line 2, Stobaeus has: *Vergiſz auch* des Zuckers nicht where the texts of the Arien have: *Vnd vergiſz* des Zuckers nicht. In the following line Stobaeus has: *Schaw mir* das nichts gebricht, where Albert has: *Schawe nur* daß nichts gebricht. In the text line following (l. 4) Stobaeus has first witten »*gelt* v. schätzen» and then corrected it into »*golt*», where Albert has »*Gold* and Schätzen». In the same verse, line 7, Stobaeus has: *Sich* nicht satt Zu bette Legt where Albert has: *Vnd* nicht satt zu Bette legt. In verse 5, line 3, Stobaeus has: *Nichts nicht, dunckt mich, schickt sich baſz*. The Arien here have two variants:

Nichts schickt, dünckt mich, nicht sich baſz, in A, and: *Nichts nicht schickt sich (dünckt mich) baſz* in BCD.[1]

No. 4). Witkowski, no. 116. Stobaeus here leaves two verses out which are present in the printed versions. One begins: Man steth bei reicher Leuten Pforte and follows after Stobaeus' verse 4; the other is the last verse in the printed texts, and would thus follow after Stobaeus' verse 6. Other variations not present in the texts collated by Witkowski are: verse 1 line 3, Stobaeus has: Wer sein gemüth Zu Hoch *Thut Zwingen*, where Witkowski's texts have: zu hoch *will schwingen*. In the refrain all Witkowski's texts except C (which has a different version of the two lines) have: Ein jeder folge seinem *Sinne*, / / Ich halts mit meiner *Schäferinne*, where Stobaeus has: *Sinn* and *Schäferin* or *schaferin*. In verse 4, line 1, Stobaeus has: Hatt *phillin* gleich nicht *groſze schätze* where Witkowski's texts have: Hat *Phyllis* gleich nicht *Gold vnd Schätze*. In the same verse, line 4, Stobaeus has: Wird nicht gekaufft umb *groſzes gelt*, where Witkowski's texts have: Wird nicht gekaufft umb *Gut vnd Gelt*. In his verse 5, line 2, Stobaeus has: So glentzt doch *Jhr* augen Licht, where Witkowski has: So glentzt doch *jhrer* Augen Liecht. In Stobaeus' verse 6 line 1 he has: Jst sie gleich nicht von Hohem *stamm*, where Witkowski has: Ist sie gleich nicht von hohem *Stande*. In the same verse, line 4, Stobaeus has: *Sie ist mir selbs ein breites feld* where Witkowski's texts have: *Sie selbst ist mir ein weites Feldt*.

The impression left by careful study of these variants is that Stobaeus copied the poems down either from memory or from hearsay. In the cases where he has made corrections (verses 2 and 3 of No. 3) they are always closer to the printed text than the words he originally wrote. He evidently left out the two verses in No. 1 because he could not remember them. In many cases he has weakened and roughened Opitz' original verses, often destroying the metre and sometimes the rhyme (cf. No. 4, verse 6, line 1). It seems improbable, from this fact alone, that his versions represent genuine readings from sources unknown to us, although, considering the close relations which existed between Opitz and the Königsberger Kreis, of which Stobaeus was a member, this possibility cannot altogether be excluded. The various cases where Stobaeus has transposed words in themselves almost identical with those of the printed editions

[1] Cp. Fischer, Neudrucke 44—47, pp. xxxvii-xxxviii, 23.

(eg. no. 1; no. 3, verse 1; and that irretrievably bad line. in which any mistake is forgivable, line 3 of verse 5 in no. 3), might possibly be original readings, but even this is not supported by any direct evidence. We have no indication when he copied the poems into his book except the terminus ad quem supplied by the date when the book was finished — 1640. By this time all the poems we have treated were already in print; the first edition of the »Teutsche Poemata» appeared in 1624, the first edition of the first book of Albert's »Arien» in 1638 [1]. Pagination in the case of a commonplace book or an *album amicorum* is no guide. Stobaeus was sixty when the book was completed and died six years later. The greatest probability seems to be in favour of his having copied the poems out from hearsay or from memory, which latter in the case of a man of sixty may not have been as reliable as it once was. Thus, although the texts he gives are somewhat corrupt, they shew in what forms well known poems lived on in the memory of educated people in seventeenth century Germany.

Basel.

LEONARD FORSTER

Besprechungen

W. v. Wartburg, *Évolution et structure de la langue française.* Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1934. VIII + 256 p. 8:o. Prix: broché RM. 5.40, relié RM. 6.40.

»Ce livre ne veut remplacer aucune des grammaires historiques que d'éminents maîtres nous ont données.» Ainsi débute la préface que l'auteur a mise en tête de ce petit livre, dont les sept parties (les origines — du latin vulgaire à l'ancien français — l'ancien français — de l'ancien français au moyen

[1] Priebsch, p. 67, observes that Albert's Arien seem to have been the source used by Stobaeus for many of the poems he copied out. From book one he has nos. 7, 11, 14, 15. 17, 18, 19, 20, 24, 25. From the second and third books, which both appeared for the first time in 1640, he has II. 13 and III. 26. Some of Stobaeus' compositions appear in the Arien beside Albert's (cf. Fischer's edition of the Arien, p.x, note 1) and he seems to have been closely associated with the various authors of the poems which he set by his membership of the »Königsberger Kreis» (cf. Fischer ib.p. XXXII). It is not impossible that he may have known Opitz personally, though here again there is no direct evidence.

français — le XVI[e] siècle — les époques du français moderne état actuel de la langue française), où alternent avec bonheur l'étude »diachronique», historique, et »synchronique», descriptive, présentent souvent une remarquable originalité. L'auteur a insisté particulièrement sur les rapports existant entre l'évolution morale, politique, sociale, littéraire de la nation et les tendances générales qui régissent la vie de la langue. Le livre est destiné (toujours aux termes de la préface) aux gens cultivés qui voudraient s'informer sur les grandes lignes de l'évolution du français. Mais c'est surtout aux étudiants en philologie romane qu'il faut le recommander, et ce ne sont d'ailleurs pas seuls les débutants qui y trouveront à apprendre. Je signale comme particulièrement instructif le contenu des chapitres que l'auteur du grand *Französisches etymologisches Wörterbuch*, en cours de publication, consacre ici aux peuples préromans et à leurs langues, aux substrats ethniques, dont on ne trouverait l'équivalent dans aucun autre manuel.

A. Långfors.

Jean Renart, *Le Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole*, édité par **Rita Lejeune**. Paris, E. Droz, 1936. XXIX+217 p. 8:o.

Louis-André Vigneras, *Notes sur Guillaume de Dole* (Modern Language Notes, LII, 1937, n:o 2, p. 87—89).

Le *Roman de la Rose* ou, comme on l'appelle ordinairement, pour éviter la confusion avec l'œuvre célèbre de Guillaume de Lorris et Jehan de Meun, *Guillaume de Dole*, est le roman d'aventures peut-être le plus remarquable du moyen âge français. Publié en 1893 par Servois dans la collection de la Société des anciens textes français, il a sollicité l'attention des meilleurs critiques. Le regretté Ch.-V. Langlois, entre autres, lui a consacré un chapitre important au premier tome de son ouvrage capital *La vie en France au moyen âge*. Mme Lejeune, avant de donner la nouvelle édition dont j'ai à m'occuper, a publié un ouvrage sur *L'œuvre de Jean Renart*[1] que je n'ai pas vu et auquel elle renvoie laconiquement dans les notes de la présente édition. Celle-ci ne saurait être étudiée, sans l'aide du commentaire contenu dans le volume précédent, qu'au point de vue de la critique textuelle. M. A. Jeanroy, dans un

[1] *Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège*, LXI, 1935.

compte rendu paru dans la *Romania* (LII, 263), a déjà constaté »que de nombreuses imperfections déparent ce travail à certains égards recommandable.» Il serait oiseux d'y insister. Avant de passer à une tentative d'explication de quelques passages considérés par l'éditeur comme obscurs, je signalerai un seul fait d'ordre grammatical. Mme L. écrit (p. XXIII) que »nombre de fois, quatre vers qui se suivent ont la même rime, par exemple . . .» Mais la liste établie par l'éditeur, sauf qu'elle est incomplète, ne vaut rien car la plus fâcheuse confusion y règne. Ainsi Mme L. croit que *frere mere emperere* (*e* < *a*) représentent, à la syllabe tonique, le même son que *maniere chiere arriere*, etc. (*ie* de provenance diverse). Plusieurs renvois sont d'ailleurs faux.

V. 252 et suiv. La ceinture de l'empereur est un bijou de prix:

> Que, sanz l'or, valent bien les pierres,
> Les esmeraudes, verz com ierres,
> .xl. marz entre .ij. freres. 257

»Que signifie ce vers (257)? *freres* semble être une leçon fautive» (Mme L., p. 134). Il n'y a rien à changer: un prix »entre deux frères» s'appelle aujourd'hui prix d'ami. La valeur des pierreries était, *au bas mot*, de quarante marcs.

V. 2421 et suiv. Guillaume, venu pour le tournoi, suspend, comme c'était l'usage, les lances, munies de pennons, de ses hommes et leurs boucliers au dehors, sur les murs des maisons:

> Cez lances, ou li penoncel 2425
> Sont atachié par maiestire,
> Et ces escuz fist metre en tire
> Hors des fenestres, sor la rue,
> Si que la vile et la veüe
> En amenda bien les .iij. pars. 2430

L'éditeur demande (p. 152) ce que signifient les deux derniers vers. Ils signifient que l'aspect de la ville en fut trois fois plus beau.

> Mout en est li lerres en grant 3370
> De tot enquerre et encerchier;
> Quant il n'i ot mais q'empeschier
> Q'en peüst par reson savoir . . . 3373

Empeschier est traduit au glossaire (et je ne saurais dire quelle est la source de l'éditeur) par 'arrêter, retenir'. Il ne pourrait s'agir du moderne 'empêcher', dont la forme ancienne

est de quatre syllabes (*empeechier*). Le mot est dans Godefroy, avec un seul exemple il est vrai (*Renart le Nouvel*, 1162), mais la traduction est exacte: 'demander, interroger'. Il est aussi dans le *Regret N. D.* de Huon le Roi de Cambrai, 112, 5: *Les grans avoirs cascuns empesque.* Je l'ai signalé (p. 162 de mon édition) encore dans un douzain apocryphe des *Vers de la Mort* d'Helinant (p. XL de l'éd. Wulff et Walberg): *Por che est fox qui mal empeske.* J'en connais actuellement un nouvel exemple, il est dans le n° XX, v. 32, des *Dits artésiens* p. p. Jeanroy et Guy:

> . . . ki li demandoient
> Du ceval, et ki l'empescoient
> Dont il ert ne dont fu venus . . .

V. 5585 et suiv. Au sénéchal (le traître du roman) est imposée, en punition, l'obligation d'aller outre mer:

> Toz croisiez, i fu amenez,
> Plorant, devant l'empereriz,
> Rendre les grez et les merciz
> De la bonté qu'el li ot fete.
> Si vos di que tex s'en deshete
> Qui pensa poi a son movoir.

L'éditeur écrit: (p. 173): »Je ne vois pas bien ce que peuvent signifier ces vers» (5621–2). Textuellement, ils signifient: »Cela rend soucieux plus d'un qui ne pensa pas beaucoup à son départ.» On sait que beaucoup de ceux qui, dans un premier élan d'enthousiasme, ou pour des raisons d'intérêt, avaient pris la croix, mirent ensuite peu d'empressement à partir. Le poète veut sans doute dire qu'il y avait parmi ceux qui assistaient à la scène décrite, de tels croisés de pure intention; le sort du sénéchal leur fit penser qu'un jour on les forcerait peut-être, eux aussi, à partir.

V. 1456 se trouve le début de

> La chançon Renaut de Baujieu,
> De Rencien le bon chevalier.

Si Renaut était du pays de Reims, le Beaujeu dont il s'agit pourrait difficilement être, comme le voudrait Mme L. (à l'index des noms propres), le Beaujeu du département du Rhône. C'est sans doute H. Petersen Dyggve qui a raison en écrivant (*Onomastique des trouvères*, p. 213): »Sa patrie est Beaujeu, Haute-Saône, arr. Gray, cant. Fresne-Saint-Mamès, comm. Beaujeu-Saint-Vallier-et-Pierrejux.»

Le *Roman de Guillaume de Dole* a été dédié par l'auteur à Miles de Nanteuil, évêque de Beauvais de 1217 à 1234. Le principal personnage en est l'empereur Conrad, présenté comme le parangon de toutes les vertus chevaleresques. Pourquoi l'auteur lui a-t-il donné ce nom, qui avait été précédemment porté par trois empereurs d'Allemagne? Or, M. Vigneras signale un passage de la chronique d'Albéric de Troisfontaines selon lequel, *ut dicitur*, Gaucher de Nanteuil, et nécessairement aussi Miles, puisqu'ils étaient frères, étaient arrière-petits-fils de Hugues Cholet, comte de Rouci, et arrière-petits-neveux de Conrad III. Le poète a donc choisi le nom de Conrad pour flatter Miles, dont le Ménestrel de Reims rapporte l'énorme vanité.

Dans le roman, l'empereur porte un bouclier biparti de Clermont: *au lion rampant contremont*. Il ne s'agit pas, comme le pensait Servois, de Clermont en Auvergne, il s'agit encore moins de corriger, comme le voudrait Mme Lejeune, Clermont en Beaumont. M. Vigneras a vu qu'il s'agissait de Clermont-sur-Meuse, situé entre Huy et Liège. Les seigneurs de ce lieu portaient, il est vrai, au XIV^e^ siècle, non un lion, mais un aigle dans leurs armoiries. Mais Jacques de Hemricourt remarque que les comtes de Clermont avaient eu autrefois les mêmes armes que ceux de Duras. Au XII^e^ siècle, les comtes de Duras étaient aussi comtes de Clermont. Les deux comtés avaient été séparés en 1193, celui de Duras passant aux comtes de Looz, et celui de Clermont aux seigneurs de Walecourt. Mais il semble que, pendant quelque temps après leur séparation, les deux comtés ont continué à porter les mêmes armes. Or, sur le contre-sceau dont se servait, en 1206, Lous II, comte de Looz et de Duras, et qui représente *un lion rampant contremont*, on trouve l'inscription *Sigillum comitis Duras*. Le comte de Clermont du roman serait donc celui de Clermont-sur-Meuse, soit Wéri de Walecourt, soit son fils Jacques I^er^, mort avant 1235. Parmi les combattants du tournoi de Saint-Trond, le poète mentionne *cil de Walecourt*, qui est probablement le même personnage que le comte de Clermont.

La démonstration de M. Vigneras est très ingénieuse.

A. Långfors.

E. Walberg, *Quelques aspects de la littérature anglo-normande.* Leçons faites à l'École des chartes. Paris, Librairie E. Droz, 1936. 144 p. 8:o.

Aussi merveilleuse qu'est l'histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, aussi captivante est celle de l'expansion, dans la société anglaise, de la langue française, qui se produit en même temps. A vrai dire, la langue des envahisseurs trouva un terrain préparé d'avance. Édouard le Confesseur (1042–1066), allié par sa mère Emma de Normandie à la famille ducale et ayant passé toute sa jeunesse à la cour de son oncle Richard le Bon, s'était entouré, après son avènement au trône, de gentilshommes et de clercs normands, que suivirent à leur tour un grand nombre de marchands et d'artisans. C'est ainsi que, lors de la descente des Normands en Angleterre, la langue française était déjà dans une certaine mesure familière à la haute classe de ce pays, ce qui sans doute facilita la tâche des conquérants. Le nombre de ceux-ci, évalué à environ douze mille hommes, s'accrut considérablement dès le règne de Guillaume de Normandie, selon les uns jusqu'à cent mille, selon d'autres jusqu'à deux cent mille, par une immigration continuelle. Un contact ininterrompu avec la France, spécialement avec la Normandie où un assez grand nombre des émigrés, quoique doués de riches propriétés dans leur nouvelle patrie, avaient conservé leurs anciens fiefs, a, dans la suite, fortement contribué à renforcer la position de la langue française. D'autre part, il va sans dire que l'état d'isolement où, malgré tout, se trouvaient les Français d'Angleterre, devait favoriser le développement, dans leur idiome, de traits caractéristiques qui, en s'accentuant, finirent par constituer un nouveau dialecte, l'anglo-normand. Tout était fait, de prime abord, pour favoriser l'expansion de la nouvelle langue. A ce propos, il faut signaler en premier lieu le goût prononcé pour l'instruction qu'avaient les Normands du continent et qu'ils apportaient dans leur nouvelle patrie, et qui y amena, pour ne parler que de l'époque qui s'étend de la conquête jusqu'à la mort de Jean sans Terre, l'établissement de pas moins de cinq cent cinquante-sept écoles où l'enseignement se donnait en français (ou en latin). D'une importance tout aussi grande fut encore la punition imposée aux Anglo-saxons, pour s'être plusieurs fois insurgés contre leurs nouveaux maîtres: ceux-là furent exclus de toutes les dignités civiles et ecclésiastiques, exclusion qui fut maintenue pendant plus d'un siècle. Une fois installée, la langue française s'est conservée en Angleterre

jusque vers la fin du XIV^e^ siècle, donc pendant environ trois cents ans. Ajoutons, pour plus d'exactitude, que, signe de la fusion lente des deux races, l'emploi de l'anglais comme langue nationale et littéraire à côté du français s'observe dès le milieu du XIII^e^ siècle. Et encore: le français ne fut jamais, en Angleterre, une langue véritablement populaire; il n'était guère parlé que par les hautes classes et jusqu'à un certain point par les classes moyennes.

Toute l'histoire externe du français en Angleterre, dont nous avons donné ici un bref résumé, ainsi que l'exposé, sommaire à certains égards, mais toujours clair et captivant, des œuvres principales de la littérature anglo-normande et des traits divers caractérisant le dialecte, c'est ce que nous donne, dans le petit volume dont on vient de lire ci-dessus le titre, M. E. Walberg, de Lund, le savant éditeur du *Bestiaire de Philippe de Thaün* (Lund, 1900), de *La Vie de saint Thomas le Martyr*[1] (Lund, 1922), etc. Expert plus que personne en la matière, M. Walberg traite ici de tous les problèmes principaux évoqués par son sujet. Signalons ici la solution que propose l'auteur d'un des problèmes les plus difficiles qui se posent dans cet ordre d'idées. Tous ceux qui se sont occupés tant soit peu de textes anglo-normands se sont heurtés à l'irrégularité qu'ils présentent au point de vue de la versification. Bien souvent déconcerté, on a hésité: faut-il corriger, faut-il compter ou non l'*e* atone en hiatus ou à la finale comme formant une syllabe? Et encore, question qui était la plus difficile à résoudre, doit-on se ranger du côté des savants disposés à admettre que les poètes anglo-normands ne suivaient pas du tout les règles appliquées par les trouvères du continent, mais qu'ils avaient adopté le principe fondamental de la métrique anglo-saxonne reposant sur le nombre des accents, le nombre des syllabes inaccentuées pouvant varier? Le parti à prendre est indiqué par M. Walberg qui s'exprime de la manière suivante (p. 32): »Sans entrer dans les détails, je me bornerai à dire qu'il me paraît au moins possible que dans quelques cas le souvenir de la métrique indigène ait pu se faire sentir. D'un autre côté, on sait que l'anglo-normand est une langue où tout flotte, où notamment l'*e* atone, final ou placé en contact avec une voyelle accentuée dans le corps d'un mot, voire même

[1] Une nouvelle édition, avec un commentaire réduit, vient de paraître dans la collection de Classiques français du moyen âge publiée sous la direction de M. Mario Roques.

entre deux consonnes, s'amuit de très bonne heure, où les règles de la césure, de la diérèse et de l'élision sont extrêmement vagues, tout comme celles de la déclinaison. Il est donc très naturel, me semble-t-il, que les versificateurs, même sachant qu'il fallait un nombre fixe de syllabes, — tous ne le savaient sans doute pas, — n'aient pas su mesurer leurs vers comme les poètes du continent, que le sens de la régularité syllabique se soit peu à peu perdu, au fur et à mesure que s'accentuait l'incorrection du langage.» Celui qui se range à cet avis, sait donc sur quoi se régler et jusqu'à quel degré le traitement des textes anglo-normands doit être conservateur et circonspect: on se bornera à corriger les fautes évidentes contre le sens et la grammaire. D'ailleurs, il y a bien aussi des textes plus corrects, surtout, comme on le conçoit facilement, parmi les plus anciens, mais comme règle générale, nous dit M. Walberg, il faut noter ceci: la correction plus ou moins grande d'un texte anglo-normand ne dépend pas nécessairement de son ancienneté, mais principalement de l'instruction plus ou moins grande de son auteur.

Près des trois quarts du livre sont occupés par l'exposé de la littérature anglo-normande, que l'auteur parcourt genre par genre. Elle a un aspect bien à elle, faisant voir chez cette population de langue française un esprit pratique et utilitaire d'un côté, pieux de l'autre. Les œuvres didactiques, morales, religieuses (parmi lesquelles on remarque un grand nombre de légendes et de vies de saints) ainsi que les œuvres historiques y abondent, tandis que d'autres genres, comme, par exemple, les chansons de geste et la poésie lyrique courtoise, y font complètement défaut et que d'autres encore, comme les fabliaux, les lais et les romans d'aventure, sont bien faiblement représentés.

C'est avec le sentiment agréable d'avoir reçu une notion nette de la matière traitée qu'on achève la lecture du petit livre, où, à chaque pas, on rencontre les fruits des recherches personnelles du maître suédois.

Holger Petersen Dyggve

Mitteilungen

Professor *A. Långfors* hielt am 25. und 26. Januar auf Einladung der Universität Marburg daselbst zwei Vorlesungen aus dem Gebiete der altfranzösischen Literatur- und Kulturgeschichte.

Dr. *Ole Reuter* wurde am 16. Dezember 1936 zum Dozenten der englischen Philologie ernannt.

Einheimische Veröffentlichung: *Ole Reuter*, On Continuative Relative Clauses in English. Helsingfors. 1916. 61 p. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, IX, 3).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: *A. Långfors*, Le manuscrit 76 G 17 de La Haye et le psautier de Lambert le Bègue, in Romania, LXII (1936), S. 541—43; Le manuscrit 19.417 de la Bibliothèque de Marseille, das., LXIII (1937), S. 102—4. *Ders.*, Besprechung von E. Margaret Grimes, Le Lay du Trot, in Romania, LXII, S. 556—57; von Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXVII—CLXX, in Romania, LII, S. 271, 406—7 und 549—51, und LXIII, S. 118—19.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXXVI, bespr. von Mario Roques in Romania, LXIII, S. 125—6. — *Emil Öhmann*, Simon Roths Fremdwörterbuch (Mémoires de la Société Néo-Philologique, XI), bespr. von F. Piquet in Revue Germanique, 1936, S. 131—2. — *Holger Petersen Dyggve*, Onomastique des trouvères; Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XII^e^ et XIII^e^ siècles; Les personnages du Tournoiement aux dames, bespr. von A. Jeanroy in Romania, LXIII, S. 114—6. — *W. O. Streng-Renkonen*, Joufrois, roman français du XIII^e^ siècle, bespr. von A. Hilka in Zeitschrift für romanische Philologie, LVI (1936), S. 730. — *O. J. Tuulio*, Du nouveau sur Idrisi (1936), bespr. von P. Kahle in Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XC (1936), S. 240—241, und von [A. Mazon] in Rev. des études slaves, XVI (1936), S. 88—89.

Über Quantität und Intensität

Die Sprachforschung hat eine Front, die den Naturwissenschaften zugekehrt ist, und an dieser Front befindet sich wohl die P r o s o d i k oder die Lehre von der Quantität, der Intensität und der Tonalität der Sprachlaute. Wenn auch eine Wahrheit verborgen ist in der metaphorischen Äusserung Karl Verners, dass der Akzent die Seele des Wortes sei, dürfte es immerhin nicht angebracht sein, die physiologischen Daten der Prosodie dermassen zu vergeistigen, wie es bei Karl Vossler und anderen Vertretern der sog. »geisteswissenschaftlichen» Richtung in der Sprachforschung geschehen ist. Die Prosodik ist ein Teil der Phonetik, und die Phonetik ist zwar kein rein physikalisch-physiologischer Wissenszweig, sondern steht vielmehr mit einem Fusse im Gebiete der Psychologie; sie liegt aber gewiss ausserhalb der eigentlichen Humaniora, die sich mit dem menschlichen Geistesleben in seiner individuellen Differenziertheit und seiner dadurch bedingten, historisch gegebenen Strukturierung befasst.

Nichtsdestoweniger hat die Prosodik unbestreitbar einen Anteil an den Humaniora. Wenn Friedrich Nietzsche damit im Recht ist, dass es die Aufgabe der Philologie sei, die Worte der grossen Toten möglichst klar ihren spätgeborenen Erben zu vermitteln, ist die humanistische Sendung der Prosodik dadurch festgestellt.

Eine eingehende Erörterung der Grundfragen der Metrik würde den Rahmen der folgenden Darstellung sprengen. Wenn aber von Quantität und Intensität die Rede ist, muss die Funktion dieser beiden Kategorien im antiken Vers jedenfalls gestreift werden.

Der scharfsinnige und ästhetisch feinfühlende Metriker Andreas Heusler hat kategorisch bestritten, dass die klassische griechische und lateinische Metrik in Q u a n t i t ä t hat begründet sein können. Er sagt u. a.: »Das Ohr oder die rhythmische Empfindung der Alten unterschied sich nicht in der geheimnisvollen Weise von unserer Anlage, dass Zeitdauer auf sie dieselbe Wirkung geübt hätte wie auf uns Nachdruck.»

Wenn ich diese Äusserung richtig verstanden habe, kann ich ihr grundsätzlich beistimmen; wenn sie aber besagen soll, dass der Rhythmus des antiken Verses nicht durch die Quantität bedingt sei, muss ich einen bestimmten Einspruch erheben.

Der Quantitätsrhythmus der Alten hat in Wirklichkeit nichts Geheimnisvolles an sich, wenn man nur gewisse gewohnheitsmässige Vorstellungen los werden kann. Der Quantitätsrhythmus ruht auf derselben Grundlage wie der moderne Intensitätsrhythmus, nämlich auf der Forderung, dass die Zeitabstände zwischen den Höhepunkten der Aufmerksamkeit in der zusammenhängenden Rede unter sich eine arithmetische Regelmässigkeit aufweisen sollen. Vergleiche die Definition Gottfried Hermanns: »Metrum est series temporum certam mensuram habentium». Der Unterschied liegt darin, dass wir diese Höhepunkte auf den Anfang eines jeden druckstarken Vokals verlegen, während die Alten dagegen einen Aufmerksamkeitsgipfel auf den Anfang eines jeden silbenbildenden Vokals verlegten, ganz abgesehen davon, welchen Druck und welche Tonhöhe er hatte. Oder anders ausgedrückt: für die Alten war der Unterschied zwischen druckstarken und druckschwachen Vokalen metrisch belanglos.

Die Lehre Erik Rosengrens, dass Quantität und Intensität dasselbe seien, ist unhaltbar und ist von E. A. Meyer, Jean Poirot und anderen ausdrücklich widerlegt worden. Aber wie Hugo Pipping betont hat, haben wir viel von Rosengren zu lernen. Er dürfte als erster zur Einsicht gelangt sein, dass die für den Rhythmus grundlegenden Silben — oder nach Pippings Terminologie: die Lauttäler — zwischen den Gipfelpunkten der Aufmerksamkeit liegen, d. h. vom Anfang eines jeden silbenbildenden Vokals — nach Pipping: Gipfellautes — bis zum Anfang des nächsten silbenbildenden Vokals, bzw. bis zur nächsten Pause, zu zählen sind, z. B.:

Gr/av/it/er c/omm/ōt/us, /et /alt/ō
2 2 3 3 3 2 2 3 2 (morae)

pr/ōsp/ic/i/ens, s/umm/ā pl/ac/id/um c/ap/ut /ext/ul/it /und/ā.
4 2 1 4 3 < 4 2 2 3 2 2 3 2 2 3 2

Auch unser moderner Vers ist auf Quantität begründet. Dass dies z. B. für das Schwedische zutrifft, sind vielleicht die meisten geneigt, einzuräumen. Dieses Eingeständnis ist indessen nicht viel wert, da ja im Schwedischen Quantität und Intensität sich gegenseitig begleiten. Man kann sich wohl ins Unendliche darüber streiten, welcher von den beiden Faktoren der wesentliche ist in solchen Fällen, wo im schwedischen Hexameter zweisilbige Wörter Spondeen bilden, z. B.:

Snillhets början sann är visst Guds allvara fruktan;
Vis mig snällan man, den i yngskone ratade tuktan.

Oder um ein Beispiel aus dem finnländischen Schwedisch zu nehmen, wo keine Gravisbetonung als metrischer Faktor in Betracht kommt:

Sömnlös sängkamrat är försummat arbete ständigt.

Beiläufig gesagt wäre es eine fesselnde Aufgabe, die Rolle ausfindig zu machen, die die Gravisbetonung in der schwedischen Versifikation (in Schweden im Gegensatz zu Finnland, wo diese Betonung nicht vorkommt) spielt. Ein gewandter Deklamator hat einst bemerkt, dass die Hexameter Johan Ludvig Runebergs besser zu ihrem Recht gelangen, wenn sie in der in Finnland üblichen Aussprache vorgetragen werden, als wenn man sie nach reichsschwedischer Art vorliest; und der finnische Komponist Yrjö Kilpinen hat mir gesagt, dass seiner Meinung nach die reichsschwedische Lyrik sich bei der Vertonung anders verhalte als die finnlandsschwedische. (Es ist zu merken, dass Yrjö Kilpinen auf diesem Gebiet eine reiche Erfahrung hat und dass ihm die reichsschwedische Aussprache nicht geläufig ist.)

Die Frage nach der Quantität als Grundfaktor der Rhythmik lässt sich klarer aufstellen, wenn man sie auf das Englische anwendet, wo ja Quantität und Intensität verschiedene Wege

gehen. Es kann ja keine Rede davon sein, dass der Rhythmus aus einem regelmässigen Wechsel von langen und kurzen Silben bestehen kann in Versen wie

> For I am nothing if not critical.
> ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑

Hier werden die Silben nicht gemessen, sondern nur gezählt und gewägt. Aber nichtsdestoweniger bildet die Silbe eine quantitative Einheit. Unter den zehn Silben des soeben angeführten Verses sind (bei ungezwungener Aussprache) nur zwei druckstark. Diese zwei druckstarken Silben sind aber so angebracht, dass der Vers nichts enthält, was in p o s i t i v e r Weise gegen ein metrisches Schema streitet, welches besagt, dass jede Silbe mit gerader Ordnungszahl druckstark und jede Silbe mit ungerader Ordnungszahl druckschwach sein soll. Das Schema impliziert eine Entfernung von e i n e r S i l b e zwischen den Aufmerksamkeitsgipfeln überhaupt (d. h. dem Anfang eines jeden silbenbildenden Vokals) und eine Entfernung von z w e i Silben zwischen den maximalen (grösseren) Aufmerksamkeitsgipfeln (d. h. dem Anfang eines jeden druckstarken Vokals). Bei der unvollständigen Verwirklichung des Schemas ist es nicht gleichgültig, welche Silben mit gerader Ordnungszahl druckstark sind.

Sogar im Englischen findet man wohl selten Verse, wo die Silbenquantität für den Rhythmus ganz belanglos ist. Als Beispiel für die Ausnutzung der Silbendauer sei folgender Refrain aus einem Gedicht von Rudyard Kipling angeführt, wo das traurige Schicksal des marschierenden Infanteristen veranschaulicht wird:

> Boots — boots — boots — boots, moving up and down again,
> and there's no discharge in the war.

Der Umstand, dass auch in Sprachen wie dem Schwedischen die S i l b e n z ä h l u n g als rhythmische Richtschnur zur Verwendung kommt, kann nicht als Ablehnungsgrund gegen die Ansicht vorgebracht werden, dass die Quantität ein Grund-

faktor in der Metrik der betreffenden Sprachen sei. Denn im Schwedischen bestehen ja nur d r u c k s c h w a c h e Wörter aus lauter kurzen Silben, und insofern die Silbenrechnung zur Verwendung gelangt, kann folglich in casu kein Intensitätsrhythmus vorhanden sein. Man zähle gern vier Jamben im Vers

Och vöre världen än så stor
⏑ ⏑ ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑ ´

und fünf Jamben im Vers

Där låg ett skimmer över Gustafs dagar,
⏑ ⏑ ⏑ ´ ⏑ ⏑ ⏑ ´ ⏑ ´ ⏑

die Zahl der druckstarken Silben beträgt indessen nicht vier, bzw. fünf, sondern drei. Die Silbenzählung ruht auf Quantität eher als auf Intensität, wenigstens wenn wir den Begriff der Quantität so fassen, wie ihn die Metriker zu fassen pflegen.

Da von Silbenzählung die Rede ist, können wir nicht umhin, zu der Frage nach dem Bau des f r a n z ö s i s c h e n Verses Stellung zu nehmen, wie gewagt es auch sein mag, eine Frage zu berühren, worüber sich die einheimischen Metriker fortwährend streiten. Wir wollen uns auf den Alexandriner beschränken, dieses expansive französische Metrum, das für seine Eroberungen auf fremdem Boden einen so hohen Preis hat zahlen müssen, indem es bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt worden ist und vielleicht sogar unverdient in schlechten Ruf gekommen ist. Der Alexandriner gründet sich auf Silbenzählung, aber nur zum Teil. Er besteht aus zwölf oder dreizehn Silben, auf zwei Hälften verteilt, von denen die erste sechssilbig ist. Die Gesamtzahl der druckstarken Silben ist höchstens sechs. Für die ersten vier Silben jedes Halbverses gilt nur die Regel, dass ein jeder von diesen Abschnitten höchstens nur zwei druckstarke Silben enthalten darf: hier wird somit der Grundsatz der Silbenzählung befolgt. Die zwei letzten Silben des ersten Halbverses müssen aber einen Jambus bilden, und die fünfte und die sechste Silbe des zweiten Halbverses müssen ebenfalls einen Jambus bilden, der entweder

den ganzen Vers beendet oder dem noch ein *e* muet folgt. Das Festhalten am steigenden Takt am Ende eines jeden Halbverses ist in der allgemeinen Prosodie der Sprache begründet, ist aber kein Korollarium davon.

Wir wollen das Gesagte durch einige Verse aus RACINES Alexandre veranschaulichen. Der indische König Porus malt das Verhängnis aus, das unter Alexanders Oberhoheit ihm und seinesgleichen droht:

Nos couronnes, / d' a b o r d // devenant ses / c o n q u ê t e s,
tant que nous régne r i o n s // flotteraient sur / n o s t ê t e s,
et nos sceptres, / e n p r o i e // à ses moindres / d é d a i n s,
dès qu'il aurait / p a r l é // tomberaient de / n o s m a i n s.

Wir finden hier J a m b u s in *d'abord*, *-erions*, *en proie*, *parlé*, *dédains*, *nos mains* und A m p h i b r a c h y s in *conquêtes*, *nos têtes*. Das übrige Versfüllsel weist eine reiche prosodische Abwechslung auf; das einzige, was sich gleich bleibt, ist die Zahl von vier Silben vor der Schlusskadenz jedes Halbverses.

Wir müssen jetzt die französische Metrik beiseite lassen, um stattdessen die oben angeführte Äusserung HEUSLERS mit dem f i n n i s c h e n Versbau zu konfrontieren. Wir werden dann finden, dass der vermeintlich mystische Sachverhalt, den HEUSLER als undenkbar a limine abweist, uns im finnischen Vers entgegentritt, wenigstens insofern als dem Versrhythmus eine von der Druckverteilung unabhängige Verteilung von langen und kurzen Silben zu Grunde liegt. Nun ist wohl zu merken, dass, weil im Finnischen die erste Silbe eines jeglichen druckstarken Wortes den Hauptdruck trägt, Hauptdruck und Silbenlänge zusammentreffen in den zahlreichen Fällen, wo die erste Silbe des Wortes lang ist. Die Rolle, die ein auf die k u r z e erste Silbe fallender Hauptdruck im finnischen Vers spielt, können wir in diesem Zusammenhang nicht hinreichend beleuchten, und dies ist hier auch nicht für die Beweisführung notwendig. Es genügt darauf hinzuweisen, dass der finnische Vers auf Quantität baut. Und man stelle sich nicht vor, dass es sich diesbezüglich um eine in klassischen Vorbildern wur-

zelnde, dem Genius der Sprache fremde Praxis handle, also um Verse derselben Art wie etwa der einstige schwedische Hexameter

Damon ledde sin hjord på en grönskande betesmark.
– – — ⏑ ⏑ — — — — — ⏑ ⏑ – –

Der finnische Vers wird nicht skandiert, sondern mit natürlicher Betonung gelesen. Wir wollen ein paar Beispiele aus Otto Manninens musterhafter Übersetzung von Runebergs Älgskyttarne anführen. Wenn erzählt wird, wie der Sohn, der rasche Mann, seinen stampfenden Paarfüllen in die wohlgefügte Mulde Häcksel giesst, heisst es auf Finnisch:

reipas mies, parivarsoilleen tömisytteleville
altaaseen hyvälaitteiseen apesilppuja ahtaa.
— – – ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ – ⏑
– — — ⏑ ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ – ⏑

Wenn wir von dem ersten Versfuss des Verses absehen, wo kraft der immanenten Prosodie der Sprache Hauptdruck und Länge in den meisten Fällen zusammentreffen müssen, ebenso wie von dem letzten Versfuss, wo es sich in der Mehrzahl der Fälle in derselben Weise verhält, so hat in den angeführten Versen die Verteilung des Hauptdruckes mit der Verteilung der Längen und Kürzen nichts zu tun. Und im folgenden Vers, der zu Deutsch »sondern in die lichtschimmernde, wohlgebaute Küche des Gesindes» bedeutet, trägt keine von den für den Versrhythmus massgebenden Langsilben den Hauptdruck:

Vaan valohohteiseen, hyväsalvoiseen väenpirttiin.

Das einzige, was hier von der klassischen Metrik abweicht, ist der Umstand, dass eine Konsonantenverbindung wie *np* keine Positionslänge bildet in Fällen wie *väenpirttiin;* dass aber die Positionslänge dem finnischen Vers nicht fremd ist, geht hervor z. B. aus dem soeben angeführten *reipas mies* (– – – –) oder aus dem Versanfang *kaikki avaimet saat* »du bekommst alle Schlüssel» (— ⏑ ⏑ — — —).

Rosengren hat mit Fug den finnischen Versbau als ein Analogon zum klassischen angeführt. Wir beeilen uns aber hinzuzufügen, dass der finnische Vers der Ansicht keine Stütze liefert, dass Quantität und Intensität dasselbe seien. Man richtet kein entscheidendes Argument gegen Rosengren, wenn man sagt, dass kein Finne auf den Gedanken kommen würde zu skandieren:

Vaan valohóhtéiséen, hyväsálvóiséen väenpírttiin,

denn niemand hat sich energischer als Rosengren gegen das hergebrachte Skandieren griechicher und lateinischer Poesie gerichtet. Es ist aber offenbar, dass z. B. in finnisch *hyvä* 'gut' oder *hyvää* (Partitiv desselben Wortes) die beiden Vokale des Wortes sich nicht nur bezüglich ihrer Tonhöhe oder ihres Tonverlaufes unterscheiden, sondern auch hinsichtlich der Intensität. Wir werden auf diese Frage zurückkommen.

Das Skandieren ist eine Schulsitte, die sich trotz einer richtigen metrischen Doktrin eingewurzelt hat. Es rührt aus zwei Quellen her. Erstens widerspricht es den Aussprachegewohnheiten der meisten neueren Sprachen Europas, lange Vokale in druckschwacher Stellung und kurze Vokale in druckstarker Stellung auszusprechen: man folgt dann gern der Anlage der Muttersprache und sagt z. B. *pūeri in schōlīs* anstatt *pŭeri in schŏlīs*. Zweitens unterlässt man es oft, auch nur theoretisch die Quantität der griechischen und lateinischen Vokale einzuprägen, insofern sie sich nicht aus der Schrift oder aus den Regeln der Grammatik ergibt oder aber dafür den Ausschlag gibt, welche Silbe den Hauptdruck tragen soll (z. B. langes *i* in *pruina*, aber kurzes *i* in *machina*). Was darüber hinausgeht, betrachtet man als gleichgültig, solange man Prosa liest, und wenn man Poesie lesen soll, handelt es sich ja nur darum, ein im voraus eingelehrtes Versschema anzuwenden.

Es sei mir hier ein biographischer Exkurs gestattet. Meinesteils habe ich sozusagen nie griechische oder lateinische Poesie skandiert. Dies erklärt sich vielleicht daraus, dass ich keinen

Schulunterricht in diesen Sprachen bekommen habe. Als junger Student habe ich mit Ergötzen folgende Äusserung des berühmten englischen Philologen RICHARD BENTLEY gelesen: »Iam vero id Latinis Comicis, qui Fabulas suas populo placere cuperent, magnopere cavendum erat, ne contra Linguae genium Ictus seu Accentus in quoque versu syllabas verborum ultimas occuparent. Id in omni metro, quoad licuit, observabatur; ut in his:

Arma virúmque cáno, Tróiae qui prímus ab óris
Itáliam fáto prófugus Lavínaque vénit
lítora; multum ílle et térris iactátus et álto
vi súperum, sáevae mémorem Iunónis ob iram.

Qui perite et modulate hos versus leget, sic eos, ut hic accentibus notantur, pronuntiabit; non, ut pueri in Scholis, ad singulorum pedum initia:

Italiám fató profugús Lavínaque vénit,

sed ad rythmum totius versus, ubi nulla vox, ut vides, accentum in ultima habet, praeter unicam illam *Virum*, idque recte ob sequens Encliticon *Que*.»

Wir können an diesem Platze nicht die vorklassische und die nachklassische lateinische Metrik erörtern. Beiläufig gesagt neige ich zu der Ansicht, die schon von BENTLEY vertreten zu sein scheint, nämlich dass die rein quantitative Metrik bei den Römern nicht bodenständig gewesen ist, sondern vielmehr von den klassischen Dichtern nach griechischen Vorbildern gepflegt wurde. Die angeführten Worte über das Skandieren dürften auf jeden Fall wohlbefugt sein, und die Mühe, die ihre praktische Verwendung mit sich bringt, wird reichlich belohnt, wenn es sich darum handelt, die klassische Poesie zu lesen und zu geniessen. Als ich vor beinahe zwanzig Jahren die griechische Prüfung im philosophischen Staatsexamen ablegte, musste ich u. a. eines von jenen lyrischen Chorliedern vorlesen, deren metrische Schemata immerfort den Textausgebern Kopfzerbrechen verursachen. »Was für ein Metrum

hat dieses Chorlied, das Sie so gut gelesen haben?» fragte der Tentator. Ich blieb die Antwort schuldig. Ich hatte das ganze Chorlied ganz einfach als rythmisch phrasierte Prosa gelesen, ohne an irgendein Versmass zu denken.

Durch das Skandieren verhunzt man die antike Poesie und verleiht dem Vers eine mechanische Einförmigkeit, die seinem Wesen fremd ist.

Wir kommen jetzt auf das Verhältnis zwischen dem antiken und dem modernen Versbau zurück und werden es durch ein Beispiel beleuchten.

Der erste Vers von Sophokles' Antigone lautet:

Ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα.
(Ismene, Schwester mein, derselben Mutter Kind.)

Der Vers zerfällt in die folgenden zwölf Silben, oder genauer ausgedrückt: Lauttäler:

1. *ωκ.* 2. *οιν.* 3. *ον.* 4. *αυτ.* 5. *αδ.* 6. *ελφ.* 7. *ον.* 8. *Ισμ.* 9. *ην.* 10. *ηςκ.* 11. *ᾰρ.* 12. *ᾱ.*

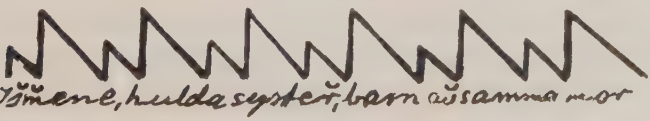
Jede Silbe (Lauttal) fängt mit einem silbenbildenden Vokal (Gipfellaut) an und endet der Regel nach auf einen Konsonanten. Abgesehen von der Verteilung der Intensität auf die verschiedenen Silben bedeutet (wie Hugo Pipping eingeschärft hat) der Übergang von einem Konsonanten zu einem Vokal eine jähe Steigerung der subjektiven akustischen Lautstärke, und ein Lauttal kann überhaupt treffend symbolisiert werden durch die Kombination eines aufwärtsgehenden senkrechten Striches und eines schief abwärtsgehenden Striches:

Dabei veranschaulicht man die Intensität des Lauttales durch die Höhe des senkrechten Winkelschenkels und die Quantität durch die Entfernung zwischen den Enden der Schenkel.

Wenn man die Quantität eines jeden kurzen Vokals oder Konsonanten schematisch einer Quantitätseinheit oder Mora gleichsetzt und die Quantität eines jeden langen Vokals zwei Moren gleichsetzt und wenn man weiterhin fest-

stellt, dass jede Silbe, die mehr als zwei Moren enthält, lang ist, während dagegen jede Silbe, die eine oder zwei Moren enthält, kurz ist, finden wir, dass in dem soeben angeführten griechischen Vers sämtliche Silben mit gerader Ordnungszahl bis auf die letzte lang sind. Von den Silben mit ungerader Ordnungszahl sind vier kurz und zwei lang. Damit verhält es sich so, dass in diesem Versmass die Silben Nr. 3, 7 und 11 immer kurz sind, während die Silben Nr. 1, 5 und 9 von Vers zu Vers an Quantität wechseln können. Ohne diese Tatsache näher zu erörtern, stellen wir nur fest, dass dieses Versmass eo ipso aus drei viersilbigen Abschnitten besteht; die Griechen nannten es ja auch *τρίμετρος ἰαμβικός*. In einem jeden Abschnitt ist die Quantität der ersten Silbe gleichgültig; hier gelangt mithin der Grundsatz der Silbenzählung zur Verwendung, wenn auch nur nach recht beschränktem Massstabe. Wenn man die soeben erwähnte graphische Bezeichnung der Silben benutzt, kann ein antiker Vers graphisch auf einer horizontalen Linie dargestellt werden durch eine Reihe von Sägezähnen, deren Basen einen ganz oder zum Teil regelmässigen Wechsel an Länge aufweisen, während dagegen die Höhe ziemlich regellos wechselt zwischen zwei Niveaus, die nicht sehr weit voneinander liegen.

Wenn wir dagegen eine Sprache vom prosodischen Typus des Schwedischen betrachten, erscheint ein Vers in graphischer Darstellung als eine Säge mit teils sehr hohen und breiten, teils recht niedrigen und schmalen Zähnen in regelmässigem Wechsel (jedoch so, dass man am Platz eines grossen Sägezahnes oft stattdessen einen kleinen findet).



Im Schwedischen verschärft und steigert der gebundene Wechsel zwischen hohen und niedrigen Aufmerksamkeitsgipfeln den auch ohne dies vorhandenen Rhythmus. Im Griechischen wirkt der freie Wechsel zwischen höheren und niedrigeren Aufmerksamkeitsgipfeln als eine *προσῳδία*, eine Begleitmelodie, die den Rhythmus belebt und ihn von seiner Monotonie befreit.

* * *

Gegen die bisherige Darstellung kann der Einwand gerichtet werden, dass ich die Kategorien Quantität und Intensität im unbearbeiteten Zustande dem allgemeinen Sprachgebrauch entnommen habe, ohne sie zu definieren. Der Einwand trifft sowohl die Darstellung als Ganzes als gewisse Einzelheiten; ich habe z. B. stillschweigend die landläufige Ansicht gutgeheissen, dass die heutige französische Sprache das Intensitätsmaximum auf die letzte Silbe des Wortes verlegt, ohne auch nur zu erwähnen, dass dies energisch bestritten worden ist.

Die Natur der Intensität ist m. E. von Hugo Pipping klar dargestellt worden — soweit man sie auf der gegenwärtigen Stufe der Forschung kennt — und der Begriff der Quantität ist von Rousselot in treffender Weise definiert worden. Der Gegenstand ist aber keineswegs definitiv erledigt.

Die Intensität zerfällt in wenigstens vier Arten.

Die physikalisch-akustische Intensität eines Lautes an einem gegebenen Punkt in einem gegebenen Augenblick ist gleichbedeutend mit der Bewegungsenergie der betreffenden Partie des vibrierenden Mediums (vorzugsweise der Luft), das durch seine Schwingungen den Laut erzeugt. Oder moderner ausgedrückt: die Intensität ist der physikalische Effekt, welcher durch einen Quadratzentimeter passiert, der senkrecht zur Fortpflanzungsrichtung der Lautwelle angebracht ist. Ein jeder Sprachlaut besteht indessen aus einem Konglomerat von Schwingungsbewegungen verschiedener Frequenz (Schwingungszahl), und um einen greifbaren Ausdruck für

die Bewegungsenergie zu bekommen, haben es die Physiker als praktisch erachtet, die in der Rede enthaltenen einfachen Schwingungen, d. h. die Töne, isoliert zu betrachten. Ein Mass der physikalisch-akustischen Intensität eines Tones wird in folgender Weise erzielt. Die Bewegungsenergie eines sich bewegenden Gegenstandes ist proportional teils seiner Masse, teils dem Quadrat der Geschwindigkeit. Ein fallender Ziegel von zwei Kilo schlägt doppelt so kräftig auf wie ein Ziegel von einem Kilo, wenn die Fallhöhe dieselbe ist. Von ein und demselben Auto wird man mit neunmal so grosser Energie überfahren bei einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern wie bei einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern. Töne, die sich in der Luft verbreiten, sind in bezug auf die Grösse der in Bewegung versetzten Luftmasse untereinander gleichgestellt. Um ein Mass der Intensität zu bekommen, kann man also von der Geschwindigkeit ausgehen, mit der die Luftpartikeln durchschnittlich in einem kleinen Gebiet um den betreffenden Punkt sich hin und zurück bewegen um eine mittlere Lage längs einem von der Lautquelle ausgehenden Radius, wobei sie — schematisch ausgedrückt — von ihren näher an der Lautquelle befindlichen Nachbarn unausgesetzt gestossen werden und ihrerseits ihre weiter von der Lautquelle befindlichen Nachbarn stossen. Indem die Bewegung sich über eine immer grössere Oberfläche verbreitet, nimmt die Geschwindigkeit der Partikelschwingungen ab. Infolge der Elastizität der Luft macht aber jede Partikel ebenso viele Schwingungen in einer Sekunde, ganz unabhängig davon, wie weit von der Lautquelle sie sich befindet. Stattdessen mindert sich der Pendelausschlag oder, anders ausgedrückt, die Schwingungsbreite oder Amplitude. Die Geschwindigkeit, mit der die Schwingungsbewegung sich in der Luft fortpflanzt, bleibt dieselbe — ungefähr das Drittel von einem Kilometer in der Sekunde — aber die Ausschläge werden immer kürzer, d. h. schwächer, je weiter man sich von der Lautquelle entfernt. Die Bewegungsenergie an einem gegebenen Punkt ist, wie oben erwähnt wurde, proportional dem Quadrat der

Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit ist ihrerseits proportional teils der Zahl der Schwingungen in der Sekunde, also der Schwingungszahl, teils der Distanz, die mit jedem Schwingungsausschlag zurückgelegt wird, d. h. der Schwingungsbreite. Hieraus folgt, dass die physikalisch-akustische Intensität durch das Produkt des Quadrates der Schwingungszahl und des Quadrates der Schwingungsbreite zu messen ist. Es ist von Gewicht, dies festzuhalten gegen diejenigen Phonetiker, die etwa wie Stephen Jones zugeben, dass die akustisch-physikalische Intensität gemessen werden kann, aber immerhin die akustische Intensität als sprachlich belanglos hinstellen wollen mit der Argumentierung, dass »niedrige Töne eine beträchtliche Amplitude haben, auch wenn sie schwach sind». Es sei beiläufig bemerkt, dass »schwache» Sprachlaute vom Standpunkt der Physiker betrachtet wohl eigentlich kein beträchtliches Mass von Bewegungsenergie enthalten; wenn ich gut unterrichtet bin, ist das menschliche Ohr imstande, Laute aufzufassen, deren physikalischer Effekt so winzig ist, dass der im Haushalt benutzte elektrische Strom im Verhältnis dazu ein Multiplum vertritt, das durch 10^{19} auszudrücken ist.

Soviel von der physikalisch-akustischen Intensität. Die psychophysisch-akustische Intensität verhält sich zur physikalisch-akustischen in derselben Weise, wie eine Empfindung überhaupt sich zu ihrem physikalischen Reiz verhält. Hugo Pipping gibt diesbezüglich folgende Regeln an:

»1. Von zwei Tönen mit derselben Schwingungszahl ist derjenige Ton stärker, der die grössere Schwingungsbreite hat.

2. Von zwei Tönen mit derselben Schwingungsbreite ist derjenige Ton stärker, der die höhere Schwingungszahl hat.»

Nach der Ansicht Pippings kann man der psychophysisch-akustischen Intensität dadurch nahe kommen, dass man die physikalische Intensität von Vokalen derselben Qualität misst. Pipping hat davon ausgehend die Intensität der Vokale in einigen finnischen Wörtern gemessen. Ich glaube indessen, dass man Otto Jespersen Recht geben muss, wenn er sagt,

dass die Ergebnisse dieser Messungen nicht ganz gut zu den Zeugnissen der durchschnittlichen subjektiven Beobachtung stimmen. Ich möchte ebenso wie JESPERSEN nicht gern einräumen, dass im finnischen Wort *saadaan* »man bekommt» der erste *a*-Laut durchschnittlich siebenmal stärker klinge als der zweite.

Wie HUGO PIPPING eingeschärft hat, weiss man noch sehr wenig oder sozusagen nichts von der Relation zwischen der psychophysisch-akustischen und der physikalisch-akustischen Intensität, wenn es sich darum handelt, Laute verschiedener Qualität zu vergleichen. Der Vergleich wird erschwert oder sogar unmöglich gemacht dadurch, dass Töne von sehr hoher Schwingungszahl, wie es scheint, teilweise andere Teile des Innenohres reizen als mässig hohe Töne und dadurch ganz inkommensurable Empfindungen hervorrufen. Das ist besonders der Fall mit denjenigen maximal hohen Tönen, die im *s*-Laut enthalten sind. Es ist auch wahrscheinlich gemacht worden, dass plötzliche Veränderungen der physikalischen Lautstärke Knallempfindungen erzeugen.

Die physikalisch-motorische Intensität ist gleichbedeutend mit der Energie, die in einem Augenblick bei der Erzeugung eines Sprachlautes entwickelt wird. Diese Energie, die selbstverständlich ziemlich disparater Natur ist, kann auf der gegenwärtigen Stufe der Forschung -- im Gegensatz zur physikalisch-akustischen Energie — nicht gemessen werden.

Die psychophysisch-motorische oder kinästhetische Energie ist gleichbedeutend mit der Empfindung von Energieentwicklung, die in einem gegebenen Augenblick die Erzeugung eines Sprachlautes begleitet. Wenn man von der Sonorität eines Sprachlautes spricht, denkt man in der Regel wohl an das Verhältnis zwischen der psychophysisch-akustischen und der psychophysisch-motorischen Intensität; bisweilen bezeichnet jedoch der Terminus Sonorität das Verhältnis zwischen der psychophysisch-akustischen und der physikalisch-akustischen Intensität. Von dem Verhältnis

zwischen der kinästhetischen und der physikalisch-motorischen Intensität weiss man vorderhand selbstverständlich wenig oder gar nichts.

Da die Sprachlaute in ihrer Funktion in der Rede nur als Bewusstseinszustände aufgefasst werden können, ist für den Sprachforscher vor allem das Verhältnis zwischen der psychophysisch-akustischen und der kinästhetischen Intensität von Belang. Hier streifen wir eine stehende Kontroverse der Phonetik, diejenige, die zwischen den »Genetikern» und den »Akustikern» besteht. Es ist geltend gemacht worden, dass die Intensität in der Sprache eine rein kinästhetische Erscheinung sei; man könne die Intensitätsverteilung einer fremden Sprache erst dann hören, wenn man sich die kinästhetischen Empfindungen intuitiv angeeignet hat, die bei den Eingeborenen die Intensitätswechsel begleiten und aus denen diese Intensitätswechsel, als Bewusstseinszustände betrachtet, letzten Endes bestehen. Es sei nicht bestritten, dass diese Behauptung einen Wahrheitskern enthält. Wenn Finnen und Ungarn versichern, dass im Finnischen und im Ungarischen der Hauptdruck immer auf der ersten Silbe des Wortes ruhe, dürfte diese Auffassung in kinästhetischen Empfindungen begründet sein, die teilweise den akustischen Empfindungen widersprechen, die bei Fremden mit gut geübtem Ohr hervorgerufen werden. Hannes Sköld hat aus der Betonung der ungarischen Lehnwörter im Rumänischen und Serbokroatischen gefolgert, dass im Ungarischen noch im siebzehnten Jahrhundert der Hauptdruck anderswo als auf der ersten Silbe des Wortes geruht habe. Es dürfte sich stattdessen so verhalten, dass das heutige Ungarisch, das überhaupt kleine intersyllabische Intensitätsunterschiede aufweist, wenigstens in zusammenhängender Rede oft den Hauptdruck auf die zweite Silbe eines zweisilbigen Wortes verlegt, wenigstens wenn die erste Silbe kurz und die zweite Silbe lang ist, wie in den Wörtern *halál* und *elég* (das Akzentzeichen bezeichnet im Ungarischen Vokallänge, nicht Druck) im Satze *Ennek egy halál nem elég* »für ihn ist ein Tod nicht genug». Was das Finnische betrifft, erinnere ich mich

dass ich am Anfang meines ersten Aufenthaltes in Finnland in Wörtern wie *alalla, valanne* den Hauptdruck auf der zweiten Silbe zu hören glaubte. Ich vermutete damals, dass die auf die erste Silbe verlegte höhere T o n h ö h e die Finnen dazu veranlasst habe, diese Worte so aufzufassen, als ob der Hauptdruck auf der ersten Silbe ruhe. Nunmehr bin ich aber geneigt, den Finnen Recht zu geben.

Die Behauptung, dass die Intensität eine rein kinästhetische Erscheinung sei, kann indessen m. E. nicht ernst genommen werden. Denn, um nur e i n e n Einwand geltend zu machen: wie wäre es in solchem Falle einem Eingeborenen möglich zu beurteilen, ob seine Muttersprache von einem Fremden korrekt gesprochen wird oder nicht?

Unter Q u a n t i t ä t im hergebrachten Sinn kann vom physikalischen Standpunkt aus wohl nur die Z e i t d a u e r verstanden werden. Die Zeitdauer ist ja leicht zu messen. Sie ist aber kein Bewusstseinszustand und hat in ihrer physikalischen Gegebenheit keinen Platz in der Sprache. Die Quantität (im psychophysischen Sinn) ist, wie Abbé Rousselot kurz und bündig sagt, »la sensation de durée que donne un son.» Es liegt mir fern, den Wert der instrumentalen Dauermessungen irgendwie verringern zu wollen. Ich möchte nur betonen, dass ihre Ergebnisse an sich nicht in sprachliche Kategorienrahmen einzufügen sind. Der Instrumentalphonetiker sieht sozusagen nur die K e h r s e i t e des quantitativen Gewebes der Sprache; er sieht, wie die Fäden sich in bunter Mannigfaltigkeit kreuzen, und er kann den Verlauf einzelner Fäden verfolgen; er sieht aber nicht die Muster, welche durch die Fäden auf der Schauseite des Gewebes gebildet werden. Die Forderung, dass der Sprachforscher Grammatik nach dem Kymographen schreiben soll, ist also unhaltbar und hat in der Praxis zu verfehlten Ergebnissen geführt. Andrerseits verhält es sich auch nicht so, dass die für die Grammatik belangvollen, in der Sprache fungierenden Quantitätsstufen und Quantitätsunterschiede ausserhalb der Gerichtsbarkeit des Phonetikers liegen und sich nur aus der Grammatik und dem Wörterbuch

ausfindig machen lassen. Der Phonetiker hat als Instrumentalphonetiker wohl nichts mit der Quantität zu tun, aber als Beobachtungsphonetiker muss er sich in die gesprochene Sprache so einleben, dass er diejenigen Quantitätsdistinktionen apperzipiert, die in der betreffenden Sprache eine Funktion erfüllen. Das Konfrontieren dieser subjektiven Feststellungen mit den Kategorien der Grammatik gibt dann den Probierstein für die Richtigkeit der Beobachtungen. Ein anderer Probierstein liegt darin, dass zwei oder mehrere Beobachter gleichzeitig Aufzeichnungen nach der Aussprache ein und desselben Individuums machen und dann ihre Aufzeichnungen vergleichen.

Alfred Schmitt hat in seiner ausgezeichneten Arbeit Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre mit Berufung auf Ernst Meumanns Untersuchungen über Rhythmus und Zeitauffassung geltend gemacht, dass Schätzung von Zeitmass überhaupt keine Funktion in der Sprache erfüllen könne. Ohne auf seine Argumentation näher einzugehen, möchte ich nur hervorheben: erstens, dass es Leute gibt, die mit recht grosser Sicherheit sagen können, wieviel Uhr es ist, ohne die Uhr zu betrachten, was schon an sich beweisen dürfte, dass auch ziemlich lange Zeitintervalle geschätzt werden können; zweitens, dass es sich bei dem Schätzen der Dauer der Sprachlaute um eine sehr beschränkte Zeitlatitude handelt, etwa $^1/_{20}$ Sek.—$^1/_2$ Sek., weshalb Meumanns Feststellungen bezüglich des Schätzens relativ langer Zeitabschnitte hier nicht anwendbar sind; und drittens, dass man schon gut im Zuge ist, die Faktoren ausfindig zu machen, die die Relation zwischen Dauer und Quantität bestimmen, vorzugsweise dank den bahnbrechenden Forschungen E. A. Meyers, die von Frans Äimä und anderen weitergeführt worden sind.

Ohne den Begriff der Zeit vom psychologischen und erkenntnistheoretischen Standpunkt zu erörtern, müssen wir wohl einräumen, dass der quantitative Stoff, den das Ohr zunächst dem Bewusstsein vermittelt, vielleicht nicht aus der Lautdauer besteht, sondern vielmehr aus dem, was nach Hugo

Pipping zu Recht Quantität hätte genannt werden sollen, nämlich die totale Energiemenge des Lautes oder anders ausgedrückt: das Produkt der Dauer und der durchschnittlichen Intensität. Dass es nicht immer ganz leicht ist, diesen Stoff in die beiden Komponenten, Quantität und Intensität, zu zerlegen, ist eine Erfahrung, die man oft macht, wenn man sich mit der lappischen Sprache beschäftigt, die infolge ihrer reich nuancierten Quantitäts- und Intensitätswechsel ein ergiebiges Feld für prosodische Studien darstellt. Ich werde ein Beispiel aus dem Torniolappischen Jukkasjärvidialekt anführen. Im Genitiv *palva* von *pal^{a}va* 'Wolke' (= finnisch *pilvi*, Gen. *pilven*) hört man oft ein gedehntes (halblanges) *v*. Dieser Eindruck kann sich aber nach erneuter Auskultation verflüchtigen, und stattdessen stellt man fest, dass das *v* von *palva* s t ä r k e r ist als das vorhergehende *l*, während in *pal^{a}va* das umgekehrte der Fall ist.

Alfred Schmitt hat die landläufige Einteilung der Sprachen in solche mit musikalischem Akzent und solche mit exspiratorischem Akzent in einleuchtender Weise abgelehnt. Er spricht stattdessen von Sprachen mit s t a r k z e n t r a l i s i e r t e m und Sprachen mit s c h w a c h z e n t r a l i s e r t e m Akzent. Schmitt macht geltend, dass überhaupt a l l e r Akzent Intensitätsakzent sein dürfte; und diese These scheint mir nicht ungereimt zu sein, vorausgesetzt dass man den Begriff des Akzentes so definiert, wie es Schmitt tut. Aarni Penttilä hat die These Schmitts weitergeführt und vertieft vom Ausgangspunkt der modernen Gestaltpsychologie und mit dem Finnischen und dem Estnischen als Material. Meinesteils habe ich mich — obschon ich nunmehr den proteusartigen Terminus Akzent möglichst vermeide - der Ansicht Penttiläs angeschlossen, dass das Estnische eine Sprache mit ausgeprägt zentralisierender Intensitätsverteilung sei. Dies besagt aber nicht, dass alle estnischen Wörter eine solche Intensitätsverteilung aufweisen. Starke Zentralisation ist keine durchgehende Eigenschaft, die den ganzen Lautbau einer stark zentralisierenden Sprache umfassen muss. Und der Gegensatz zwischen

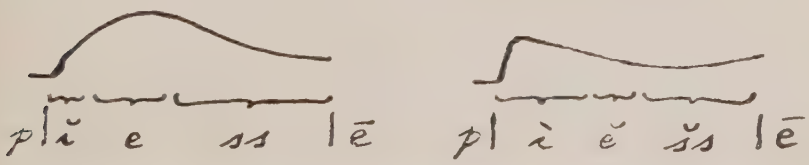
diesen zwei Arten der Intensitätsverteilung — oder sagen wir eher: zwischen verschiedenen Graden der Intensitätsverteilung — kann sogar ein Wortbeugungsmittel und ein Mittel zur Wortunterscheidung ausmachen. Dies ist im Lappischen der Fall.

An der Hand des Lappischen erhellt, dass der fragliche Wechsel des Intensitätsverlaufs mit der Erscheinung zusammenhängt, die mit den Termini »fester Anschluss» und »loser Anschluss» bezeichnet wird; auch dieser Gegensatz hat im Lappischen eine morphologische und lexikalische Funktion.

Im Lulelappischen bedeutet *pĭessē* 'Birkenrinde'; im Genitiv lautet dieses Wort *pìĕššē*. Das Lautgebilde *pìĕššē* kann indessen auch Nominativ sein und bedeutet dann »Nest»; der Genitiv dieses Wortes heisst *pìĕsē*. Wir ersehen aus diesen Beispielen zunächst, dass *s* in drei Quantitätsstufen vorkommt, die zu zweien in paradigmatischem Wechsel stehen. Die kürzeste Stufe tritt dann auf, wenn ein ursprünglich kurzer Konsonant vor ursprünglich geschlossener Silbe steht: Gen. *pìĕsē* 'Nest' = finnisch *pesän*. Die mittlere Stufe (kurze Geminata) tritt auf, wenn ein ursprünglich kurzer Konsonant vor ursprünglich offener Silbe steht sowie auch wenn eine ursprüngliche Geminata vor ursprünglich geschlossener Silbe steht: Nom. *pìĕššē* 'Nest' = fi. *pesä;* Gen. *kā̀llō̄* 'Schädel' = fi. *kallon*. Die längste Stufe (lange Geminata) tritt auf, wenn eine ursprüngliche Geminata vor ursprünglich offener Silbe steht: Nom. *kàllō̄* 'Schädel' = fi. *kallo*, Nom. *pĭessē* 'Birkenrinde' ~ estnisch *pess* 'Zunder'. Der paradigmatische Quantitätswechsel der Konsonanten beruht, wie zuerst wohl K. B. Wiklund eingesehen hat, auf einem alten Wechsel im Intensitätsverlauf des ganzen Wortes: ein geschlossenes zweites Lauttal hat einen grösseren Druck getragen als ein offenes zweites Lauttal, und vor offenem zweitem Lauttal hat ein offenes erstes Lauttal ein Übergewicht bekommen, das die Dehnung des Konsonanten herbeigeführt hat; also *pesä* 'Nest' > *pìĕšse*, aber *pesän* > *pìĕsē*. Auch in den ursprünglichen Geminaten spiegelt sich die alte intersyllabische Intensitätsverteilung wider: *kallo* 'Schädel' > *kàllω*,

aber *kallon* > *kāl̆lω*. Ebenso *pĭessē* 'Birkenrinde' ~ Gen. *pièssē*. Es sei bemerkt, dass die starke Stufe des ursprünglichen Einzelkonsonanten der schwachen Stufe der ursprünglichen Geminata gleich ist. Nun ist der Quantitätsunterschied zwischen den beiden Geminatastufen oft ziemlich gering, bisweilen sogar unmerklich; dagegen unterscheiden sie sich meistens deutlich dadurch, dass die längere Geminata einen fallenden Intensitätsverlauf (Diminuendo), die kürzere Geminata hinwieder einen steigenden Intensitätsverlauf (Crescendo) aufweist. Ein entsprechender Wechsel kommt besonders im Jukkasjärvidialekt vor in Konsonantenverbindungen, z. B. im oben erwähnten *palᵃva* 'Wolke' (= fi. *pilvi*) ~ Gen. *palva* (= fi. *pilven*). Der vokalische Teil des Lauttales (der Gipfellaut) weist einen gewissermassen umgekehrten Intensitätsverlauf auf, der in Diphthongen viel deutlicher hervortritt als in Monophthongen. In *pĭe͡ssē* 'Birkenrinde' ist der Diphthong steigend, in *pièssē* ist er fallend. Ein ähnlicher Wechsel im Intensitätsverlauf ist auch bei *a* in *kàl̆l̆ω* 'Schädel' ~ Gen. *kāl̆lω* zu verspüren. Hier handelt es sich um das, was man festen und losen Anschluss nennt; im letzteren Fall verliert der Vokal merkbar an Stärke, bevor der Konsonant einsetzt.

Der Wechsel im Intensitätsverlauf des ersten Lauttales in *pĭessē* ~ *pièssē* kann graphisch etwa folgendermassen dargestellt werden:



Wir können hier bei diesen Dingen nicht länger verweilen. Das Gesagte dürfte indessen hinreichen, um den Zusammenhang zwischen »Anschluss» und »Zentralisierung» klarzulegen.

* * *

Die obige Darstellung berührt sich in ein paar Punkten mit den Lehren des Prager Linguistenkreises. Um Missverständnissen vorzubengen, möchte ich deshalb ausdrücklich hervorheben, dass ich mit der sog. Phonologie (im Sinne des P. L.), insofern sie Neues gebracht hat, nicht einverstanden bin. Ich begnüge mich hier damit, auf den Bericht des IV. Internationalen Linguistenkongresses in Kopenhagen zu verweisen. Über den Terminus S p r a c h l a u t, den ich in dieser Darstellung im hergebrachten, etwas diffusen Sinn gebraucht habe, habe ich in meiner Schrift Einige Grundbegriffe der Lautlehre ausführlich gehandelt.

Litteraturhinweise

Beckman, Nat., Klassiska teorier och svensk metrik: Språk och Stil III.

Bentley, Richard, De metricis Terentianis Schediasma. Wieder abgedruckt in P. Terentii Afri Comoediae, cur. Car. Herm. Weise. Lipsiae 1841.

Boer, R. C., Syncope en Consonantengeminatie: Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde XXXVII.

Collinder, Björn, Über den begriff der quantität mit besonderer rücksicht auf die lappische sprache = Helsingfors, Société Finno-ougrienne, Journal XLII: 1.

—» — Über den finnisch-lappischen quantitätswechsel. I. = Uppsala Universitets Årsskrift 1929, Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 1. Uppsala 1929.

—»— Einige grundprobleme der lautlehre = Uppsala, Språkvetenskapliga Sällskapets Förhandlingar 1931 –1933: Uppsala Universitets Årsskrift 1933. Sonderdr. Uppsala 1930.

Hermann, Godofredus, Epitome doctrinae metricae.[3] Lipsiae 1852.

Heusler, Andreas, Deutscher und antiker Vers = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. 123. Strassburg 1917.

Jespersen, Otto, Phonetische Grundfragen. Leipzig-Berlin 1904.

Jones, Stephen, The accent of French — what is accent?: Le Maître Phonétique, III. Série, No. 40 (1932), S. 74.

Kallstenius, G., En tvistig prosodisk fråga: Språk och Stil II.

—»— Kvantitet och accent: ib. III.

Menzerath, Paul, Was ist Akzent?: Le Maître Phonétique, III. Série, No. 41 (1933), S. 2.

Meyer, Ernst A., Englische Lautdauer. Uppsala-Leipzig 1903.

—»— Till frågan om den dynamiska accentens natur: Språk och Stil III.

—»— Till striden om den dynamiska accenten: ib. V.

Penttilä, Aarni, Suomen ja sen lähempien sukukielten painotusoppia = Turku (Abo), Annales Universitatis Fennicae Aboënsis Ser. B. Tom. III. N:o 2. Turku 1926.

Pipping, Hugo, Zur Phonetik der finnischen Sprache = Helsingfors, Société Finno-ougrienne, Mémoires XIV. Helsingfors 1899.

—»— Kvantitet och dynamisk accent: Språk och Stil III.

—»— Inledning till studiet av de nordiska språkens ljudlära. Helsingfors 1922.

Poirot, J., Quantité et accent dynamique: Helsingfors, Société Néo-philologique, Mémoires IV.

—»— Quantität und dynamischer Akzent: Neuphil. Mitteil. 1909, S. 74 (vgl. Berichtigungen ib. S. 234).

Ravila, Paavo, Onko viro painotukseltaan voimakkaasti sentraalistunut kielimuoto?: Virittäjä. 3. vihko, 1936.

Rosengren, Erik, Språkliga undersökningar II: Östersunds Högre Allmänna Läroverks Årsredogörelse 1898.

—»— Om identiteten av antikens kvantitet och den moderna fonetikens s.k. dynamiska accent: Språk och Stil II.

—»— En viktig prosodisk fråga: ib. III.

—»— Den prosodiska frågan: ib. IV.

—»— Hur D:r Meyer »följer fysikaliska företeelser i deras sammanhang»: ib. V.

—»— Ljudsensationerna med särskildt afseende på språkrytmen. Norrköping 1905.

—»— Om prosarytmen i latinet: Svenska filolog- och historikermötet i Helsingfors den 17—19 augusti 1922, Skrifter utg. av Svenska Litteratursällskapet i Finland CLXVII, Förhandlingar och uppsatser 36 (1922), S. XXXVI.

Rousselot, L'abbé P.-J., Principes de Phonétique expérimentale. II. Paris-Leipzig 1901—1908.

Saran, Fr., Die Quantitätsregeln der Griechen und Römer: Streitberg-Festgabe, Leipzig 1924.

Schmitt, Alfred, Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre mit einer Anwendung auf den Akzent des Griechischen und Lateinischen. Heidelberg 1924.

Verrier, Paul, La quantité: Revue de Phonétique IV.

Wallensköld, A., Förhandlingar vid Sjätte Nordiska Filologmötet i Uppsala 14—16 augusti 1902: Neuphil. Mitteil. 1903 (S. 112).

—»— Polemisches: ib. S. 174.

Äimä, Frans, Phonetik und Lautlehre des Inarilappischen (I, II = Helsingfors, Société Finno-ougrienne, Mémoires XLII, XLIII). Helsinki 1914 (1918).

Uppsala.

Björn Collinder

Das Lied des Trobadors
Arnaut de Tintignac

Lo jois comens' en un bel mes

(BGr. und Pillet-Carstens n:o 34, 2)

Hss. *C* 352 (verstümmelt; MG. 599), *D* 189—683, *E* 70 (MG. 598), *I* 122 (MG. 597), *Q* 80 (beginnt mit Str. VI) = Gr. 461, 110 (Bertoni, p. 156), *c* 42 (Nr. 59), *α* 30160 (Str. II; auch Swb. 2, 44/45). — Nicht benutzt *K* 108, *R* 6—19, *b* und *ꝛ* (2 Verse).

Attribution: *ER* Arnaut de Tintignac, *Cc* Arnaut de Quintenac, *α* Guiraut de Quintinac, *DIK* Peire de Valeira, *Q* anonym.

Was die Autorschaft betrifft, so ist Appel, Rlr. 40, 406 bzw. Poés. prov. inéd., p. 107, eher für A. de Tintignac (Quintenac) als für P. de Valera; denn 1) seien die Hss., die das Gedicht Arnaut attribuieren, zahlreicher und weniger miteinander verwandt als die Hss. *DIK*, die es Peire zuschreiben, 2) scheine der Umstand, dass das Geleit jener Hss. den Namen Tintignac (Quintenac) ebenso enthalte wie die *tornada* des Liedes Gr. 34, 3 *Mout dezir* (MG. Nr. 600), sogar zu beweisen, dass Arnaut der Verfasser sei. Noch bestimmter spricht sich Jeanroy, Jongleurs et Troub.gascons, p. IV für Arnaut aus im Hinblick auf die Mitteilung des Autors in einem Geleit, welches in den das Gedicht Peire de Valera zuweisenden Hss. nicht enthalten

sei, dass er aus Tintignac stamme. Dem lässt sich nun zu Gunsten Arnauts noch hinzufügen, dass seine Kanzone Gr. 34, 3 auch mehrere Anklänge an unser Gedicht Gr. 34, 2 aufweist; vgl. hier die Anmerkungen zu den vv. 12, 31, 41/42, 49 u. 55. Übrigens verdient der Name T i n t i g n a c vor Quintenac den Vorzug; schreibt doch selbst die Hs. *c*, die in der Überschrift Arnaut de Quintenach als Verf. nennt, im 3. Geleit T i n t i n a c h. Nach Chabaneau, Biogr., p. 126 handelt es sich dabei wahrscheinlich um T i n t i n i a c (Corrèze, commune de Naves, arr. de Tulle). Ein Quintenas liegt im dép. de l'Ardèche, arr. de Tournon.

E n t s t a n d e n sein sollen Arnauts Lieder in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts; vgl. Audiau et Lavaud, Nouv. Anth. p. 103.

Das Gedicht 34, 2 wird von Arnaut selbst in den vv. 57 und 64 als *v e r s* bezeichnet. Es besteht aus acht siebenzeiligen *coblas unisonans*, zwei d r e izeiligen *tornadas* und einer z w e izeiligen. Sein S c h e m a ist 8 abbc ddc; vgl. Maus, Strophenbau, Nr. 700, 2. Denselben Bau, aber andere Reimendungen hat B. de Ventadorn, Gr. 70, 33; vgl. Appel, BVent., p. XCI, 33. — Wiederkehrende Reimwörter sind *chantador* v. 6 und 57 (Gel.), *nomenatiu* v. 21 und 64 (Gel.), *valor* »Hilfe, Nutzen» v. 47 und »Wert» v. 54.

H a n d s c h r i f t l i c h e s. Von den hier benutzten Hss. haben *C* und *E* sämtliche Strophen und Geleite; *C* ist aber vielfach verstümmelt. Die Hs. *c* ist vollständig bis auf die vv. 48/49, die sie durch v. 55/56 ersetzt. Den Hss. *D* und *I* fehlen die Strophen II und VII und die Geleite. Von *Q* gibt es nur 2 Strophen und die *tornadas*. Von *α* haben wir allein Str. II. – Die Hs. *c* hat gegenüber *CE* die logischere Strophenfolge, wie sie auch die Hss. *DI*, soweit diese vorhanden sind, aufweisen; *c* gehört ferner zu den Hss. mit der richtigen Attribution. Die Version *c* zeigt zwar einige Mängel, so in den vv. 13, 40 –42, 54; an zweifelhaften Stellen geht sie aber zumeist mit denjenigen Hss. zusammen, die da angemessenere Lesarten darbieten, so v. 7 mit *E*, v. 9 mit *α*, v. 17 mit *CQ*, v. 32 mit *C* und v. 29, 51, 53

und 56 mit *DI;* v. 62 ist *c* allein annehmbar. Nach alledem kann man *c* bei der Textgestaltung ohne Bedenken zugrunde legen.

Strophenfolge:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	*c*
	1	—	3	4	5	6	—	8	—	—	—	*DI*
	1	3	8	7	6	2	4	5	9	10	11	*CE*
	—	—	4	—	—	3	—	—	9	10	11	*Q*

Inhalt

I. Zu Beginn des Sommers sind alle Wesen vergnügt; nur des Dichters bemächtigt sich eine quälende Unruhe. — II. Etwaiges Missgeschick in der Liebe ist meist eine Folge des üblen Verhaltens der falschen Liebhaber, die dann alle Schuld auf die Damen schieben. — III. Des Dichters Herrin ist von untadeligem Charakter und verdient sein höchstes Vertrauen. — IV. Der wahre Liebhaber, dem es endlich gelungen ist, seine Dame für sich zu gewinnen, bewahre ihr für immer seine Treue! — V. Wenn der besonnene Freund auch nicht sogleich Glück in der Liebe hat, wird ihm später um so mehr Lohn zuteil werden. Er bleibe nur stets demütig, wenn seine Herrin auch zürnt. — VI. Der Dichter, der seine Dame aufrichtig liebt, erwartet nun bald von ihr ein grösseres Entgegenkommen als bisher. — VII. Noch besitzt sie nämlich einen gewissen Hochmut ihm gegenüber. Hat sie diesen erst einmal abgelegt, so wird sich die wahre Liebe einstellen. Diese Hoffnung gereicht dem Dichter zum Troste. —VIII. Wer die gütige Minne nach Gebühr schätzt, wird davon Nutzen haben; wer sie aber schmäht, zeigt damit, dass er ihren Wert nie richtig erkannt hat. — IX. Der Dichter wünscht sich einen guten Sänger für seinen »Vers», den er durch einen Schreiber zu Papier bringen lässt. — X. Er wird das Gedicht seiner Geliebten schicken. — XI. Aus Tintignac stammt der Verfasser des Liedes.

Text

(Graphie nach *c*).

I Lo jois comenz' en un bel mes,
En la melhor saçon de l'an,
Quan li auçel movon lor chan
Contral dous termini d'estiu,
C'adui una dolça sabor,
Per qe s'allegron chantador,
Et eu, las, torn en recaliu.

II S'anc Amors tornet en deises,
Per fals amador pres lo dan;
Qe·l fols cuida far prim engan
E l'engans va sobrel badiu.
Pois l'amistatz torn' en error,
E dompnas an la colpa lor,
E diçon tuch q'om no s'i fiu.

III Ves tal amor mi tira·l fres
C'anc no s'açautet de truan,
Ni negus no s'en an gaban
Ni son amic no l'en castiu;

I *fehlt Q.* — 1 La *c*, Mon *I;* joi *DEI c*, vers *C* — 3 Que *DI;* menon *CE* — 4 Ab lo d. *CE;* destiou *c* — 5 Caport *CE*, Que ia (la *I*) porton u. *DI* — 7las t. en *fehlt C*, chantadors las t. en *I;* recaliou *c*, talçu *D.*

II *steht auch in α, fehlt DIQ.* — 8 amor *E;* tornec *α;* disses *C*, deffes *α*, defes *c* — 9 Pels *CE;* amadors *Eα;* pren *CE* — 10 El *CEα;* folh *C;* lenian *CEα* — 11 lenian *CE*, lengana *c;* uolf s. *C*, volu sobre *α*, uol lo s. *E;* badiou *c*, badieu *α* — 12 E *CE;* lamistat *c;* tornan e. *α* — 13 E donna da la c. l. *c*, El dan uai sen la (uassen sa *C*) c. plor *CE* — 14 non *C;* fiou *c*, fieu *α.*

III. 15 Vars *Q;* amors me *I*, *fehlt C;* viral *CDEI* 16 sauzautet *I*, sauset *Q;* C'a. no s'a. *fehlt C* 17 Ne *Q;* negus] ia nuls hom *DI;* nos nan (uai *I*) *DI*, no sen uau *c*, nos enuai *Q;* Ni n. no s'en an *fehlt C;* galian *E*, uanan *DI* — 18 Eu *Q;* sos amics *CDEIc;* no lan *CE*, nelei *Q;* castic *c.*

Q'anc no feç blasme ni follor,
Ans porta de beutat la flor
E de ric preç nomenatiu.

IV Petit son d'amadors cortes
Qe sapchon guair', al meu semblan,
Enqerre d'amor, com ni can;
Mas pois jois es el maior briu,
Aqi pareisson li meilhor,
Qi sabon tener finamor,
E· l fols eis de son segnoriu.

V S'amors fai son amic que·l pes,
Ges no·s desconort per aitan;
Q'ill li rendra son joi doblan,
S'ill no·l conois fol o auriu.
Qe dona c'ama, per amor
Non camja·i·l meilh per sordeior,
E s'ilh s'irais, hom s'omeliu.

VI En petit d'ora ven grans bes,
S'es qi l'enqeira ni·l deman,

---

19 Anc no fel *Q;* blasmes *C* — 20 beltaç *Q* — 21 Et onrat p. *DI;* nomenetio *Q.*

IV *fehlt Q.* — 22 damador c. *c*, damoros c. *DE*, *fehlt C* — 23 Qe *und* al m. s. *fehlt C* — 24 Enqere *c*, D'e. *DI;* d'a.] sabon *DI*, *fehlt C;* com o c. *DI*, so ni c. *E*, *fehlt C* — 26 A. *fehlt C;* paresson *I;* li m. *fehlt C* — 27 t. (tenir *c*) fin amor *DEc*, t. samor *I*, . . ner fina . . *C* — 28 *fehlt C;* E f. *c;* ies *D*, es *c;* segnoriou *c.*

V *fehlt Q.* — 29 Samor *CEc;* f. ues a. *CE;* queil p. *DI* — 30 Ja *DI;* non *c*, nom *CE*, nous *I* — 31 Qeil *c*, Quel *CDEI;* li renda s. j. *I*, ira sos iois *E* — 32 Sil *DIc*, Si *E*, Se *C;* f. o autrui *DI*, e foloriu *E* — 33 E d. *DI* — 34 camjal *CDEI* — 35 s'i.] sorgoill *DI.*

VI 36 Em *CQ;* do . . uen *C;* gram *Q* — 37 Si es *E*, Sies qe *c*, Sens *D*, Sil *I*, Selles *Q;* qil qera *Q*, quil . . queira *C;* ni · l] ol *c*, o qil *Q;* demande *Q*, . . man *C.*

E de pauc joi ven hom a gran,
Per qe n'ai ric cor esforciu,
Plen d'un bon respeit qe·m socor,
Et aurai·l enqera maior,
S'a midons platz qe·m don espliu.

VII Q'ira d'amor porta merces
C'ab orgueill vai contralassan,
E pois il venz humelian
L'ira e·l mal e·l pes aisiu,
Don lo plaitz porta gran valor
Qe renovela la doussor
Q'en joi me confort e·m reviu.

VIII Qi sap d'Amor qant bona es
Ni com s'allegra ni reblan
El bel comensamen qe fan
Sil q'en sabon esser amiu,
Leu pot esmar sa gran valor,
E cil q'i son maldiçedor,
No·n foron anc del meils jauziu.

---

38 d . . . uc *C;* ioie *Q;* uen . . m *C;* en g. *CQ* — 39 Per qe ai *Q*, P. queu nai *DI*, . . r quai *C*, Quieu ai *E;* ricor *D*, ric . . . *C;* efortio *Q*, et e. *E*, *fehlt C* — 40 P. d *fehlt C;* Plus dun *c*, E plem dum *Q;* bel *CE*, douz *DI*, *fehlt Q;* respit *Q;* qen *c;* secora *Q* — 41 Eueram ancora m. *Q*, Quem creis ma fors e ma ualor *DIc* — 42 dona esplio *Q*, don em pliu *CE;* Ab que ma domna no mobliu (non obliou *c*) *DIc.*

VII *fehlt DIQ.* — 45 sil v. *Cc* — 46 e p. aisiou *c* — 47 plays *C*, plait *c* — 48/49 *fehlen c; dafür stehen auch hier die vv. 55/56* — 48 la dolor *E.*

VIII *fehlt Q.* — 51 Alcun ergueill alcun r. *CE* — 52 Ni b. *DIc;* ques f. *D*, quen f. *EI* — 53 Ceil *DI*, Acel *E*, Aselh *C;* que sap esser a. *CE* — 54 Greu p. asmar s.g. v. *c*, Leu p. enansar sa v. *CE*, Nul hom non sap de sa lausor *DI* — 55 qei s. *c*, que s. *CE*, quen s. *I*, qil s. *D* — 56 No f. *CE;* iaciou *c*, aissiu *CE.*

IX 57 Bos es lo vers, e chantador
En volgra bon, entendedor,
Per Deu. Bel clerc, tu me l'escriu!

X 60 E trametrai·l a la gensor
Q'anc jagues desotz cobertor,
Per cui eu chant e vau e viu.

XI 63 De Tintinhac a la valor
Qi fes lo vers nomenatiu.

Übersetzung

I. Die Liebeslust beginnt in einem schönen Monat, in der besten Zeit des Jahres, wenn die Vögel ihren Gesang anheben der herrlichen Sommerzeit entgegen, die einen köstlichen Geschmack mit sich bringt, weshalb die Sänger fröhlich sind; aber i c h, Armer, gerate in eine fieberhafte Unruhe.

II. Wenn die Minne je zu Schaden kam (»in Verfall geriet«), so geschah das durch einen f a l s c h e n Liebhaber; der Einfältige beabsichtigt nämlich schlau zu betrügen, der Betrug wendet sich jedoch gegen diesen Tropf. Hierauf geht die Liebe schlecht aus; aber die D a m e n bekommen alsdann die Schuld, und alle sagen, man solle ihnen nicht trauen.

III. M i c h zieht der Zügel zu solcher Geliebten hin, die niemals an Gemeinem Vergnügen fand, und keiner möge darüber

---

IX *fehlt DI.* — 57 Bon *Q*, Ben *CE;* el ch. *CEQ* — 58 E v. *CEQc;* uolgram *Q* — 59 belhs *C;* cler *Q*, clercx *CE;* tu lom e. *CE*, tu melclio *Q*.

X *fehlt DI.* — 60 En *c;* trametai a *Q* — 61 Can *Q;* iaque *c*, zaqes *Q* — 62 P. quieu *CE;* eu cham euao enio *Q*, en chan enan e piu *E*, chant enan et en piu *C*.

XI *fehlt DI.* — 63 tintegnac *Q*, tintinach *c*, quintenac *C;* ac CEQ — 64 nomenatiou *c*, nomenetio *Q*.

spotten und ihr ihren Freund (d. h. mich) darin umstimmen; denn nie tat sie etwas Tadelnswertes oder Törichtes; aber sie besitzt die grösste Schönheit und den höchsten, bedeutendsten Wert.

IV. Es gibt nach meiner Meinung wenig höfische Liebhaber, die irgendwie verstehen, in angemessener Weise und zur rechten Zeit um Liebe zu bitten; aber wenn einmal die Liebeslust auf ihrem Höhepunkt ist, kommen da die besten (Liebhaber) zum Vorschein, die echte Liebe aufrechtzuerhalten wissen; der Tor jedoch entzieht sich ihrer Herrschaft (der Herrschaft der echten Liebe).

V. Wenn eine Geliebte ihrem Freunde etwas Unangenehmes antut, möge er trotzdem nicht den Mut verlieren; denn sie wird ihm seine Freude doppelt (»als sich verdoppelnde») gewähren, wenn sie ihn nicht etwa als töricht oder unbesonnen erkennt. Tauscht doch eine Dame, welche liebt, in der Liebe nicht das Bessere für Schlechteres, aber man möge demütig sein, wenn s i e sich auch erzürnt.

VI. In kurzer Zeit stellt sich grosses Glück ein, wenn es jemand sucht und danach verlangt, und zwar gelangt man von kleiner Freude zu grosser, weshalb ich in dieser Hinsicht einen zufriedenen, beharrlichen Sinn habe, der voll ist von einer guten Erwartung, die mir hilft, und ich werde noch hoffnungsvoller sein, wenn es meiner Herrin beliebt, mir Genuss zu verschaffen.

VII. Gunst nämlich, die sich mit Hochmut verbündet, bringt Liebeskummer; aber dann überwindet sie (diese Gunst), sich demütigend, den Kummer, das Leid und die damit verbundene Last; infolgedessen bringt die Aussöhnung grossen Nutzen, der das Angenehme erneut, so dass ich in der Lust Trost (für den Liebeskummer) finde und wieder auflebe.

VIII. Wer weiss, wie gut die Minne ist und wie sie (schon) am schönen Anfang, den diejenigen machen, die ihre Freunde zu sein verstehen, erfreut und Wohlbehagen einflösst, kann leicht ihren grossen Wert schätzen; aber diejenigen, welche (da) schmähen, haben das Beste von ihr niemals genossen.

IX. Fürwahr, der »Vers» ist gut, und ich möchte dafür einen

guten Sänger haben, der leicht zu verstehen ist. Du, lieber Schreiber, schreibe mir den »Vers» auf!

X. Und schicken werde ich ihn der Schönsten, die je in einem Bett schlief (»die je unter einer Decke lag»), für die ich singe, da bin und lebe.

XI. Aus Tintignac hat der seinen Wert, der diesen vortrefflichen »Vers» verfasste.

Anmerkungen

1. *Lo jois comenz' en un bel mes.* Die Lesart *Lo* (*Mon*) *joi comenz* (1. Pers.) stände im Widerspruch zu v. 7. Dies merkte wohl auch der Schreiber von *C* und schrieb *Lo v e r s comens;* aber Arnaut dichtete doch nicht nur den A n f a n g des Liedes *en un bel mes*, sondern das g a n z e Gedicht. — *comenzar* (mit *z*) s. Appel, Chr., Gloss.

6. *chantador* bezieht sich auf Vögel und Menschen.

7. *Et* »aber» und *las* »Armer», Giraut-Ausg., Gl.

8. *tornet en d e i s e s* muss es heissen, wie v. 9 zeigt. Levy, Swb. 2, p. 44/45 zitiert die Strophe nach *α*. Er sieht in dem da überlieferten *deffes* einen Kopistenfehler; den v. 13, sagt er, verstehe er nicht.

12. *tornar en error* entspricht dem von Tintignac in Gr. 34, 3 (MG. 600), III gleichfalls in bezug auf die Liebe gebrauchten *tornar en biais* »schief gehen, schlecht ausgehen».

13. *lọr* »dann», Giraut-Ausg., Gl.

14. Zu den Formen der 3. sg. conj. praes. *fiu*, *castiu* (v. 18), *omeliu* (v. 35) vgl. *enviu*, Flam. v. 376 und Erdmannsdörffer, Reimwbch. p. 196.

15. *amor* »Geliebte», hier und v. 29, s. Giraut-Ausg., Gl. — Ähnlich heisst es bei BVentadorn (ed. Appel), Nr. 31,7 *Si·m tira vas amor lo fres* und bei G. Faidit, Gr. 167, 11 (Rom. Forsch. 47, 149), v. 63 *c'aillors no·m tira·l fres.*

17, 18. Vgl. zum Sinn v. 13/14. — *castiar* »umstimmen»; vgl. afz. *chastier* in dieser Bedeutung, Förster, Wbch., p. 78.

20. *ans* »aber«; vgl. afz. *ains* »mais« und Giraut-Ausg., Gl. — *portar* »besitzen«, Swb. 6, 477, 12.

22—24. *Petit son d'amadors cortes qe sapchon gaire . . . enqerre d'amor.* Der Konj. steht hier im Relativsatze wegen der numerischen Bestimmung *petit* im Hauptsatze; vgl. bei Mätzner, Französ. Gramm. § 127 a, das Beispiel: Il est peu d' hommes qui s a c h e n t véritablement aimer (Mme de Staël). — *gaire* »irgendwie«, Giraut-Ausg., Gl. — *enquerre d'amor* heisst es auch in der *tornada* von Peire Vidal (ed. Anglade), Nr. 37.[1]

25. *briu* »impétuosité, force«, Pet. Dict.

27. *finamor* setze ich hier in den Text, da *amor* v. 33 im Reime vorkommt; vgl. zu dieser Schreibung *malsabensa* = *mala s.* »déplaisir« und afz. *bonaventure* und *bonnencontre.*

30. *no — per aitan* »trotzdem nicht« und *sé desconortar* »den Mut verlieren«, s. Giraut-Ausg., Gl.

31. Der Dichter gönnt jedem verständigen Liebhaber sein Glück; so heisst es bei ihm in Gr. 34, 3 (MG. 600), V *cui que (lo jois) sia cobitz, ieu n'estauc alegres e gais.*

32. *si* »wenn etwa, wofern«, Giraut-Ausg., Gl. — *aurius* »amens», Don. prov. 53 a, 40.

35. *si* »wenn auch», Giraut-Ausg., Gl.

38, 39. *e* »und zwar» und *ric* »zufrieden» s. Giraut-Ausg., Gl.

41, 42. Die Hss. *CEQ* sind hier vorzuziehen, da *valor* auch v. 47 und 54 im Reime steht und die höhere Erwartung des

---

[1] Diese *tornada lautet:*

41 N'Alazaïs, tan vos ai ades quisa
42 Qu'ar l'uns en ten l'autre per enoios;
43 Eu remandrai tant quant er faitz lo dos,
44 Quar genser etz qu'anc fos d'amor enquisa.

Gegenüber *Scheludko,* Frauenkult der Troub. (Neuphilol. Mitteilungen 35, 24) sei bemerkt, dass aus diesen Versen doch wohl ohne weiteres die Stimmung eines V e r l i e b t e n zu ersehen ist. Mit v. 42, wo *l'uns* die Dame und *l'autre* den Dichter selbst bezeichnet, stellt Peire seine Zudringlichkeit fest, die er gemäss v. 43 bis zur Erreichung seines Zieles beizubehalten gedenke, weil Alazaïs, wie v. 44 besagt, die Schönste sei, die man je um Liebe gebeten habe.

Dichters sich eher auf Genuss oder Erfolg beziehen dürfte als auf das blosse Gedenken seitens der Dame. Dass seine Wünsche noch unerfüllt sind, sagt Arnaut auch in Gr. 34, 3 (MG. 600), V: *E soi cel qu'en va dompneia E non baiza ni maneia.* — *espliu*, Nebenform von *espleg*, *espley*; vgl. afz. *espleu*, Nebenform von *esploit* (Godefroy); *esplech* »jouissance» (Pet. Dict.), »Vorteil, Erfolg» (Giraut-Ausg., Gl.).

43. Das *que* leitet die Begründung ein für das bisherige vergebliche Harren und die zunehmende Hoffnung des Dichters.

44. *sé contralassar* »sich verbünden»; Pet. Dict.: »s'unir, s'allier?»; Stichel, Beiträge zur Lexikographie, p. 28, wo v. 43-46 nach *C* zitiert sind: »sich einlassen?» Die den Hochmut betreffende Bemerkung kann sich auf den v. 35 beziehen, wo die Hss. *DI* denn auch *s'ilh s'orgoill'* schreiben.

46. *aisiu* »dazu gehörig, damit verbunden».

47. *plait* »Aussöhnung, Versöhnung», Giraut-Ausg., Gl. unter *plach*. — Das Reimwort *valor* ist hier »Hilfe, Nutzen», während es v. 54 »Wert» bedeutet.

49. Was den Trost und das Wiederaufleben betrifft, vergl. man v. 7. — Auch in Gr. 34, 3 (MG. 600), V sagt Arnaut: *Us jois mi refresc'e·m sana.*

50. Zur Vermeidung des Hiatus könnte man lesen *qant bona s'es.*

51. In *com s'allegra* ist *se* Dat. eth. — *reblandir*, an dieser Stelle doch nicht in bezug auf Frauen gebraucht (vgl. Swb. 7, 74 b), hat hier wohl die Bedeutung von lat. *blandiri* »Wohlbehagen einflössen, zum Genuss anlocken = einladen» (s. Georges, s. v. II b).[1]

53. *amiu*, Nebenform von *amic*; s. Swb. 1, 58.

---

[1] In dem Swb. 7, 75 a aus dem Gedicht 5 des P. d'Alvernhe (ed. Zenker) angeführten v. 37 *Non reblan* (sembla *V*) *gelos ni savais* möchte ich nicht mit Levy *Non-reblan* »ich mache mir nichts aus» lesen, sondern, im Hinblick auf v. 41 »mögen nun Verleumder oder Eifersüchtige dasein», *Non reman* von *remaner*, *remandre* »aufhalten» (Swb. 7, 210, 6) oder »résister» wie afz. *remanoir* (bei Godefroy).

55. Arnaut lehnt es hier wie in Gr. 34, 3 (MG. 600), III, wo es heisst *Non dic mal d'Amor certana*, ab, die Minne zu schmähen, kann demnach auch nicht als Verfasser des Ged. Gr. 34, 1 mit seinen Strophen II und V in Frage kommen, das in der Nouv. Anthol. von Audiau et Lavaud, p. 103 als s e i n Werk abgedruckt ist, während J o h n s t o n es mit Recht, gemäss der Attribution von *N*, in seine Arnaut de Mareuil — Ausg. von 1935 als Nr. 14 aufgenommen hat.

59. *clerc* hat schon hier die Bedeutung »Schreiber» wie nfz. *clerc* und engl. *clerk*.

60, 61. Andere Hyperbeln zum Preise der Geliebten s. Giraut-Ausg. II, p. 56 zu 8, 9.

62. *anar* »existieren», Appel, Chr., Gl. — Zu der Version *CE* s. Swb. 6, 331 a.

63. Betreffs der Sitte, in der *tornada* den eigenen Namen zu nennen oder anzudeuten, s. Giraut-Ausg. II, p. 60 zu 77.

64. Der Dichter lobt hier seinen *vers*, wie er es schon v. 57 getan hatte. Auch Giraut de Bornelh ist stolz auf seine Lieder und Aussprüche; vgl. Giraut-Ausg. II, p. 84 zu 47.

Berlin—Lankwitz.

Adolf Kolsen

D'où viennent les traîtres et les mauvais
Dit satirique du XIII[e] siècle

De ce »dit» nous n'avons conservé qu'une seule copie qui se trouve aux fol. 34 r°b — 35 r°a du manuscrit 19152 du fonds français de la Bibliothèque Nationale.[1] Jusqu'à présent, il n'a pas été édité[2] et on n'a pu en lire qu'une analyse sommaire et trois courts extraits dans l'article de Paulin Paris sur les Dits, dans l'*Histoire littéraire de la France*, XXIII (1856), pp. 285 s., ainsi

[1] Cf. Långfors, *Les Incipit des poèmes français*, p. 256.
[2] Cf. *Romania*, LIX, 333.

que quelques passages cités dans les Dictionnaires de La Curne et de Godefroy. Dernièrement, M. E. Faral a publié une reproduction phototypique intégrale du manuscrit 19152 (Paris 1934) et a consacré à notre dit une remarque dans l'Introduction, p. 20.

Notre poème est une diatribe dont voici le résumé. L'auteur anonyme ne rencontrant autour de lui que le mal et les vices, se plaint de la corruption qui règne et en recherche la cause (v. 1—67). Il la voit dans l'inconduite de plusieurs seigneurs qui, infidèles à leurs femmes, cherchent la satisfaction de leurs passions auprès d'une »pautonière« et se chargent ainsi de plusieurs »péchés criminels«; le pire est qu'ils engendrent, à côté de leurs enfants légitimes, des enfants de moindre valeur, »valet ou meschine« (v. 68—122). Mais la femme de ce seigneur se venge en se livrant à »un garçon qui rien ne vaut«, à »un mauvais tigneux ribaud«. Et c'est ainsi que naissent les traîtres et les mauvaises gens. On considère certains seigneurs comme les vrais fils et héritiers de leurs pères, cependant ce sont les »mauvais fillastres« qui »font les faux jugements et jurent les faux serments« et qui, imprégnés de tous les défauts de leurs vrais pères, ne ressemblent point à ceux dont ils tiennent l'héritage (v. 123—182). On les appelle »mulets amblants« et ils sont la cause de la décadence du monde:

Par aus est li siecles feniz. 202

Ces idées, principalement celle que les femmes trompées se vengent de leurs maris en les trompant aussi et que la décadence du monde vient des déportements des femmes, ne sont pas isolées dans la littérature française du moyen âge. Étienne de Fougères dans son poème moral, intitulé *Le Livre des Manières* et composé vers 1170, développe presque les mêmes idées aux vers 973—1096 [1], et la satire contre les époux qui se

[1] Étienne de Fougères (éd. J. Kremer dans *Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der roman. Philologie*, XXXIX, 1887; cf. aussi Ch.-V. Langlois, *La vie en France*, II, 1926, p. 1—26) dit, comme notre auteur anonyme, que la femme *de son saignor se veut*

trompent mutuellement est, vers le milieu du même siècle, le thème habituel du troubadour MARCABRU.[1] On retrouve encore ce thème, quoique moins développé, dans d'autres textes, par ex. au début du roman d'aventures *Blancandin et l'Orgueilleuse d'amour*[2] et ailleurs. Cependant, malgré toutes ces concordances, il ne faut pas conclure que notre poète s'inspire de ces textes. Car quelques-uns des passages que nous venons de relever sont les »lieux communs de la littérature du moyen âge» (Langlois, *l. c.*, 22, rem. 1), d'autres, à notre avis, concordent simplement par hasard. Les mêmes idées ont été évoquées chez les différents auteurs isolément, pour des motifs

---

vengier (1007), qu'elle est *mastinee des garçons* (1081), qu'elle cherche à tuer son enfant illégitime avant sa naissance (1045 ss.; cf. les v. 99 ss. de notre texte), mais si cet enfant est né quand même, que *tal lineie est isi nee dun*[*t*] *la nobleice est afinee* et que *dou gentil baron son saignor à l'avoitron eschiet l'ennor* = au fils adultérin échoit le bien (1083 –86); cf. nos vers 160—167 et 186 ss., etc.

[1] *Poésies complètes du troubadour Marcabru*, publiées par le Dr. Dejeanne, Bibl. méridionale, t. XII, Toulouse 1909: *lo segner, so·us afin, porta capel cornut conin* . . . (XII bis, 32 s.), ou inversement *cornutz fa cornuda, e cogotz copatz copada* (V, 22 s.; cf. encore XI, 49 ss.); *moillerat tuich estatz a frau que chascus rendetz mau per mau, mas tot vos er contramerit* . . . (VIII, 51 ss.). Quatre ou cinq passages correspondent aux vers 160—167 et 186 ss. de notre texte dont nous avons déjà signalé la ressemblance avec un passage du *Livre des Manières*: *Que tals ditz: Mos fills me ri, que anc ren no·i ac a faire*» (XVII, 34 s.); *hi a rics homes e baros qui* . . . *tenon guirbautz als tisos* . . . *Non podon cill pejors lairos acuillir d'aquels compaignos qui fant la noirim cogular, et aplanon los guirbaudos e cujon lor fills piadar* (XXIX, 20 ss.); cf. encore XXXIV, 22 ss., XXXVIII, 22 ss., etc.

[2] *Blancandin*, publié par H. Michelant, Paris 1867, v. 13—18: *Car trop sont les dones* (= jeunes dames) *perdues et par les dames corrompues qui gisent avoec lor garçons. Ensi forgisent lor barons; U soient blanc u soient noir, as peres retraient li oir.* Le second manuscrit de ce texte, 19152, celui qui contient notre dit, change les vers 15—16 de la manière suivante: *Qui ont amé toz lors garçons et les boviers de lor maisons*, en ajoutant encore deux vers pour terminer cette sorte d'introduction: *Donc sont les mauvaises ligniees escreües et essauciees.*

différents: Marcabru *dis mal de las femnas e d'amor* probablement à cause de son origine (cf. *l. c.*, p. 1—2), l'évêque Étienne de Fougères a écrit son livre moral à titre de gardien des mœurs de ses fidèles, notre poète, suivant l'opinion assez plausible de P. Paris, voulait »attaquer certain seigneur dont la mère ne passait pas pour un modèle de vertu»; mais justement parce qu'elles étaient semblables, elles ont été aussi nécessairement exprimées de façon analogue.

Naturellement, il n'est pas exclu que l'auteur de notre dit ait connu le *Livre des Manières* dont il s'approche le plus. Toutefois, il est assez original (cf. par ex. la fin du poème) et surtout la suite de ses idées, ainsi que la division précise du poème en trois parties symétriques dont chacune contient 60 vers (une sorte d'introduction, une invective contre l'inconduite des hommes et une invective contre celle des femmes; les derniers vingt vers sont une conclusion), ne décèlent aucune trace d'imitation.

Le texte qui nous est parvenu est une copie exécutée vers la fin du XIII^{e} ou au début du XIV^{e} siècle (*Catalogue des manuscrits fr.*, III, 3, 1900, p. 251, et Faral, *l. c.*, p. 13). Le copiste a omis un vers après le v. 42 et a commis quelques fautes que nous signalons au bas du texte imprimé ci-dessous.

Le poème est composé d'octosyllabes rimant deux et deux. La recherche de la rime riche est évidente. Sur les 101 paires de vers dont se compose le poème, il n'y en a que neuf qui ne satisfont pas aux exigences de la rime riche, telles que les a définies Ernest Langlois dans son introduction au *Roman de la Rose*, I, 56. Ces exceptions sont: *bordel* : *mantel* 74, *porri* : *rosti* 88, *enpullantez* : *enbasmez* 90 (vers faux), *confession* : *pardon* 112, *dolor* : *seror* 124, *enquerelez* (leçon douteuse): *assez* 148, *trahitor* : *vavassor* 160, *esperiz* : *feniz* 202. Une fois un mot rime avec lui-même: *tens* 15.

La langue de l'auteur, telle qu'elle ressort des rimes et de la mesure des vers, n'offre que peu de particularités. *Ençainte: plainte* 100 atteste la rime picarde *ein* : *ain*, *dame* : *fieme* (lire *feme*) 166 la confusion (qui n'est pas picarde) de *a* et *e* nasals,

dans *dames* : *damnes* 67 68 il faut voir dans le second mot un latinisme (d a m n u m), dans *honeste* : *estre* 129 l'*r* ne compte pas dans la rime, ce qui est assez banal. — Les règles de la déclinaison sont observées par l'auteur (mais non pas par le copiste), sauf dans *li argent* 61.

D'autre part, il faut noter quelques traits que l'on peut avec sûreté attribuer seulement au copiste et dont voici la liste.

ai s'écrit deux fois *e: saietere* 200, *contrez* 150 (mais *contraiz* 12, 149); au contraire, *e* provenant de l'*a* latin est écrit une fois *ai: raire* 38; *a* lat. devant une nasale: *meins* pour *mainz* 127 (mais régul. *mainte* 158); *ei* provenant de l'*e* fermé devant une nasale est écrit régulièrement *ei: meine* 70, mais trois fois *ai:ençainte* (: *plainte*) 99, *mains* (= moins) 121, *paines* 193; *o* devant une nasale s'écrit une fois *a*: *danté* 193; *e* muet est écrit à tort: *tendue* 162; — *qu* lat. intervoc. : *equa* > *igue* 184; *s* devant une consonne est conservé, sauf *anon* 184, d'autre part *s* est intercalé dans *coschoit* 146, *dist* (prés., au lieu de *dit*) 190, 199; *l* est conservé dans *ribalt* 88 (mais *ribaut* 138), *valt* 137, *ialz* 139, *toltes* 178; devant l'*l* vocalisé, *e* (fermé) > *a: ialz* (: *maus*) 139; *m* devant *b* s'écrit toujours *n: anblant* 185, *senblant* 186, *essanples* 190, *essanplaire* 199; *ndr: engenrré* (: *Forré*) 171, *engenrrez* (: *enserrez*) 181, mais *engendre* 118, 155; *prenre* 163, mais *espondre* 5, *respondre* 6; la consonne finale est omise: *toz le traiz* 11, *se i* (= *il*) *gist* 117; une fois elle est remplacée par une autre consonne: *donc* pour *dont* 10; le mot *beau* est attesté une fois dans la forme *bel* (*bel roncin*) 189, trois fois avec l'*l* vocalisé: *beau lit* 130, *beau palefroi* 188, *beau cheval* 189; cf. aussi la différence entre *au* 25, 41, et *del* 29, *el* 55, 85 (toujours devant une consonne).

Le copiste n'observe pas les règles de la déclinaison: cas suj. sing.: *le chier tens* 15; *vallet* 118, *uns garçon* 145; *li freres* 121, *ses peres* 166, mais *n'est son pere* 187; cas rég. sing.: *de tel pechiez* 105; cas suj. plur.: *si avalent li monz* 65; — subst. fém. de la 3^{e} décl., cas suj. sing.: *c'est bontez* (: *li maus est amontez*) 34, cas rég. sing. *bonté* 141, 194, etc., forme régulière, mais *par cele foiz* (f i d e m) 126; — adj. masc., cas suj. sing.: *le chier tens* 15, *c'est*

grant domaiges 68, 155 (mais dans les mêmes vers: *granz damnes, granz hontaiges*); adj. fém. de la 3^{e} décl. toujours sans *-e: grant* 123, 156, *tel* 133, 181, 195; part. p. p. masc., cas suj. sing.: *envelopé* 74, *ne fu esgardé tex domaiges* 139; cas suj. plur.: *s'il ne sont contraiz* 149, *et sont faiz* 201; le part. passé ne s'accorde pas: (*li grant torment, les guerres et le chier tens*) *que nos avons eü lonc tens* 17, *que* (*les pechiez*) *cele a fait* 97 (cf. aussi fém., cas rég. sing.: *li mauvais l'ont tant tenue* 78, *ainz que il ait sa char lavee* 110); — pron. dém. masc., cas suj. sing.: *icel* 97, mais régul. *cil* 129; pron. poss. masc., cas suj. sing.: *son* 187, mais régul. *ses* 103, 148, 166; cas rég. plur. *lor* toujours sans *-s:* 37, 38, 67, 128. — Verbe: *nos avon eü* 16 (seul exemple pour la 1ère p. plur.); *dist* au lieu de *dit*, v. ci-dessus.

Les abréviations dont le copiste s'est servi sont très nombreuses. Il faut noter que *mout* est une résolution de *ml't* 123. — Au glossaire que nous avons cru utile d'ajouter à notre édition, nous soulignons surtout quelques mots dont l'explication offre certaines difficultés. Nous nous rendons compte qu'il reste encore plusieurs passages dont le sens n'est pas tout à fait clair (vers 21—22, 66, 82, 162, 166), et nous n'en donnons l'interprétation que sous toutes réserves.

(*Bibl. nat. fr. 19152, fol. 34 b*)

De quoi vienent li traïtor et li mauvés

Or escoutez et clerc et lai:
Ne vos dirai ne son ne lai,
Ne chançon de geste ne fable,
Mais chose tote veritable
Vos vueil commencer et espondre,
S'il est qui m'en saiche respondre;
Et si vos dirai par savoir
Comment vos poez parcevoir
De quoi naissent li recreant (*fol. 34 c*)
Et donc vienent li mescreant;
Et si vos dirai toz le[s] traiz

Et les naissances des contraiz;
Et si vos dirai tot briefment
De quoi vienent li grant torment
Et les guerres et le chier tens
Que nos avon eü lonc tens.
Ce nos raconte Salemons
Et le nous dit par ses sermons
Qu'il seroit .j. siecles divers
Qui tot torneroit a envers:
Les eschames abaisseroient
Et li chamel releveroient,
Et si verroit on les corbeax
Monter desor les colonbeax,
Le mastin aler au levrier
Et la corneille a l'espervier.
Si ert li siecles bestornez
Et de mal faire abandonez
C'on dira del mal que c'est biens:
La avra Diex petit des siens.
Seignor, li termes est venuz
Que li biens est povres et nuz,
Et li maus est si amontez
C'on dit de honte c'est bontez.
Si est li blons montez en bis
Que li leu tondent les brebis,
Si en font lor blans cotereax,
Si font raire lor hastereax
Et dïent que il sont convers.
Mais plus en i a de cuivers

17 Ce vers débute par une grande initiale.

18 *les nons.* Dans notre texte, on ne trouve que les formes *nos, vos,* cependant les autres textes du même manuscrit, écrits par le même copiste, présentent aussi les formes *nous, vous* qui justifient notre correction.

35 Le copiste a écrit *bons,* mais il s'est corrigé lui même en ajoutant *l* au dessus de *b.*

Que deables a pris au laz,
Les clers, les lais et les prelaz
. . . . . [iez]
Esvesque achatent esveschiez
Et li abbé les abaïes
Et li prior les priouries;
Juré, prevost et eschevin
Deüssent estre voir devin;
Il achatent eschevignaiges,
Si encherissent les passaiges;
Prestre, clerc prestent a usure,
Si se retraient a lussure;
Li chevalier sont marcheant,
Et dïent qu'il sont mescheant. (*fol. 34 v° a*)
Si sont li mal el mont sorpris.
Puis que Jherusalem fu pris,
Il i a plus de sodomites
Que de verais convers hermites;
Ce fait orgueil et covoitise
Qui le mont esprent et atise,
Puis que li ors et li argent
Est tornez a la fauxe gent,
Quar des terres et des montaignes
Descent li tresors a longaignes,
Si avalent li monz as vax
Que les merdes vont as chevax,
Li garçon gisent a lor dames.
C'est grant domaiges et granz damnes,
Quant li hons a bone moillier,
Qu'i meine vie de houlier,
Puis qu'il est de si grant renom
Que l'en dit que c'est .j. preudom,
Qu'i vait de bordel en bordel,

---

13 Après le vers 42, le copiste a omis un vers qui rimait avec *esveschiez*.

Envelopé de son mantel,
Tant qu'il trueve une pautoniere
Seant lez une fauconiere,
Plusor vestue, autre nue;
Et li mauvais l'ont tant tenue
Qu'ele est plus orde et plus mauvaise
Que n'en est orse ne punaise.
Lors s'apoie tant a s'estoire
Qu'el a esparse sa gestoire;
Puis passe avant, si s'abandone,
Tant li promet et tant li done
Qu'il est couchiez el lit puant
Ou ont conversé li truant
Et li mesel trestuit porri
Et li ribalt trestuit rosti,
Tant qu'il est toz enpullantez;
Lors cuide il estre enbasmez.
Ce fait lussure qui l'esprent
Et deables qui le sorprent.
Et savez vos qu'il en a? Nient.
Quant il fait tant qu'il i avient,
Il est igauz et entechiez
De toz les criminax pechiez
Que cele a fait, puis icel[e] ore
Qu'il i converse ne demore. (*fol. 34 v° b*)
Et se [la] fole en estençainte,
Ja par nului ne sera plainte,
Ainz querra tant par medecines
Et par herbes et par racines,
Que ja ses fruiz n'avra batesme

Le vers 61 commence à tort par une grande initiale. — 77 Le vers est incompréhensible et trop court d'une syllabe. - 90 Vers trop court, corr. *enbausemez*(?).

98 Que li converse et d. — 100 *nessera* — 104 *criesme*, mais *i* exponctué. — La quasi identité des v. 107 –8 et 115—6 est suspecte. — 122 *asses*.

Ou il ait ne oille ne cresme.
De tel pechiez a il sa part
Tantost con de lui se depart.
Si a encore autre[s] pechiez
Dont il fait mal estre entechiez,
Que se il gist a s'espousee
Ainz que il ait sa char lavee
Et gehi par confession,
Par quoi Diex li face pardon,
De l'ordure que tient a lui
Puet bien sa feme avoir anui.
Si a encor autre[s] pechiez
Dont plus mal fait estre entechiez,
Que se i[l] gist a sa voisine,
S'engendre vallet ou meschine,
Et d'autre part rait ses enfanz.
Ençois qu'il ait passez .xv. anz
Ou plus ou mains, ainsi avient
Que deables a ses plaiz vient.
Certes si a mout grant dolor,
Quant li freres prent la seror,
Si n'en sevent mot anbedoi.
Par cele foiz que ge vos doi,
En plusors terres en a meins
Qui sont de lor cousins germains.
Mais cil n'a pas le cuer honeste
Qui laist son beau lit et son estre
Et se lieve sus de son lit
Por querre aillors mauvais delit.
Et tex i va en tel maniere,
Avant que il retort arriere,
S'ert la dame si revengiee
Que sa lussure est estanchiee
A .j. garçon qui riens ne valt,

123 Ce vers commence par une grande initiale.

A .j. mauvais tigneus ribaut.
Onques ne fu esgardé d'ialz
Tex domaiges ne si granz maus.
Tex fruiz ne puet avoir bonté.
Li .j. en sont desherité, (*fol. 34 v° c*)
Les foles femes en sont nees
Qui a mal faire sont tornees.
Quar s'uns garçon d'une quisine
Coschoit avuec une roïne,
Qui fust mauvais enquerelez,
Ses fruiz en seroit pire assez.
S'il ne sont contraiz par defors,
S'ont il contrez et cuer et cors,
Si qu'il ne pueent faire bien,
Ainz sont mauvais sor tote rien.
Quar s'une dame fole et cointe
A .j. mauvais garçon s'acointe,
S'il engendre, c'est granz hontaiges
Et grant dolor et grant domaiges,
Quar fruiz de mauvaise semence
Mainte destrucion commence:
De ce naissent li trahitor.
Tel tient l'en fil a vavassor
Ou a prince ou a chastelain
Que autres i a tendu l'aim,
Si en poez prenre le tor.
Quar tel tient l'en fil a contor
Par la verité de sa dame;
Ses peres autrui terre fieme,
Et si tient le fié son parastre.
Certes ci a mauvais fillastre
Qui tant preudome desherite.
De celui naissent li herite.

---

160 et 164 *fill*, dont le deuxième *l* est exponctué — 162 *Qu'autres . . . tendue . . .*

Cil qui ainsi sont engenrré,
Sont de la maisniee Forré,
Quar il font les fax jugemenz
Et jurent les fax seremenz,
Si font faire les estrelois,
Si font faire les faxes lois,
Les mellees et les batailles
Et les granz toltes et les tailles,
Si donent les mauvais consax.
Gentix hom n'en puet estre sax.
Qui de tel gent est engenrrez,
S'a en lui toz max enserrez.
Savez comment il a a non
Qui naist de l'igue et de l'anon? (*fol. 35 a*)
En l'apele mulet anblant
Por ce qu'il est d'autre senblant
Que n'est son pere ne sa mere,
Et s'a beau palefroi a frere
Et beau cheval et bel roncin.
Li essanples dist en la fin:
Mulez est felonesse beste
Plus que nul autre de sa geste,
Si qu'a paines l'a on donté,
Ainz qu'il saiche nule bonté.
Et cil qui naissent de tel gent,
Encor soient il bel et gent,
Sont il felon et mesdisant
Et mauparlier et mesfaisant.
Ainsi le dist li essanplaire
Qu'il sont mulet et saietere
Et sont faiz de .ij. esperiz.
Par ax est li siecles feniz.

180 *ne.* — 193 *danté* — 196 *Entor.*

Glossaire

aim s.m. hameçon 162. Le sens de ce vers n'est pas clair; peut-être faut-il le comprendre métaphoriquement: »On considère comme fils d'un vavasseur . . . celui qu'un autre a engendré.»

atisier aviver, exciter une passion, un désir 60; cf. *Roman de la Rose* 3787 s. (*Tant est graindre la covoitise Qui esprent mon cuer e atise*), 170 et 4596, toujours avec les mêmes rimes.

bis s.m. gris (»le blond est devenu gris») 35.

chamel s.m. 22 (donné par Godefroy sans traduction et avec l'unique exemple tiré de notre texte) au lieu de *eschamel* [s c a m e l l u m], dimin. de *eschame*, petite banquette, petit escabeau: »Les bancs s'abaisseraient et les petites banquettes se releveraient.»

colombel s.m. 24: Godefroy cite les vers 23—24 comme exemple du mot *colombel* »petite colonne», mais il faut comprendre »petit pigeon»(Tobler-Lommatzsch, *Altfranz. Wörterbuch*, II, 571), car il s'agit d'une antithèse avec *corbeaux*, ainsi qu'aux vers suivants des antithèses entre *le mâtin* et *le levrier* et entre *la corneille* et *l'épervier*.

contor s.m. 164, titre féodal, d'après Du Cange, Raynouard II, P. Meyer, *Girart de Roussillon*, p. 11, etc., qualité après celle de vicomte (post vicecomites et ante vavassores); cf. aussi Bédier, *La Ch. de Rol.*, II, 359.

contrait 12, 149, 150, contrefait (au moral).

coterel s. m., dimin. de *cotte*, 37.

damne s.m. dommage 68 (voir ci-dessus, p. 00).

enquerelez adj., 147, est traduit »querelleur» par Godefroy III 216 (son unique exemple est tiré des vers 145—8 de notre texte), mais ce sens ne convient pas; il faut probablement corriger *escrevelez*.

entechiez part. p. p. et adj. muni, affecté (d'un mal) 95, 108, 116.

eschame s.f. banc, banquette, escabeau 21; v. *chamel*.

espardre répandre, disperser, étendre 82; v. *gestoire*.

espondre expliquer, exposer 5.

estanchier étancher, abattre l'orgueil, etc., faire cesser 136; cf. *Rom. de la Rose* 15853 s.: *Tant que j'en seie si venchiez Que leur orgueauz iert estanchiez*.

estoire s.f., forme provenant de la dissimilation du premier *o* dans *ostoire*, *hostoire* [< *ō s t i ō r i u m] battant de la porte, porte 81; cf. encore les formes *ostiere*, *hostiere* ayant la même signification, données également par Godefroy.

estreloi s.m. injustice, outrage, injure 175.

fauconiere s.f. cage où l'on garde les faucons 76. La Curne, VI, qui donne comme exemple le vers 76 de notre texte, ajoute »mot obscène»; il y a là en effet très probablement une allusion obscène.

fieme 166, 3e sg. ind. prés. de *femer* [< *f ĭ m a r e], cf. Gamillscheg, Etym. Wb., 447, engraisser, fumer.

fillastre s.m. beau-fils 168.

Forré 172, nom d'un roi païen dont on raconte dans plusieurs chansons de geste qu'il fut tué par Roland ou par Charlemagne lui-même (voir G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne*, p. 263; A. Thomas, *Entrée d'Espagne*, I, p. XLI); dans d'autres textes: *Yvain* 597, *Octavian* 2279, *Aiol et Mirabel* 961, etc. (voir Tobler dans *Göttingische gelehrte Anzeigen*, 1875, p. 1080—82), on trouve la locution *vengier Forré*, sorte de proverbe, qu'on dit d'une entreprise dont on se charge à la légère ou dont on se vante qu'on la mènera facilement à bien, mais qu'on n'accomplit jamais (on dit aussi *tuer Noradin, vengier Artu;* voir Tobler, *l.c.*, Foerster, *Christian v. Troyes, Sämtliche Werke*, II, 1887, p. 284, Roman. Bibl. V³, 1906, p. 183; *Aiol*, 1876, p. 445). On comprend assez bien comment cette signification a pu évoluer: il est impossible de venger la mort de Forré à cause de la force et de la puissance de Charlemagne, donc cette entreprise serait une folie, et dire qu'on s'en chargerait, serait d'une vantardise insensée; il n'est donc pas nécessaire de supposer avec P. Paris (*Les Romans de la Table Ronde*, II, 1868, p. 401) que Forré »est le nom du héros grotesque d'un récit perdu.» L'origine de la locution *la maisniee Forré* qui n'est attestée à notre connaissance que par notre texte, est moins claire; d'après le contexte, Forré signifie ici quelqu'un qui ne vaut rien, un homme injuste, un parjure, peut-être quelqu'un qui se vante, etc.

gehir avouer 111.

gestoire s.f. 82 (sans traduction dans Godefroy, IV, 269) vient du verbe *gister* »demeurer, coucher» et se rattache au subst. *giste*, *geste* (cette dernière forme est attestée dans des pièces d'arch. Meurthe en 1288, Meuse en 1318, 1321 etc., cf. Godefroy, IV); il signifie, comme ce dernier mot, »lieu où l'on trouve à loger, gîte, lit». Il faut donc comprendre ainsi les vers 81—82: »A ce moment-là, il s'appuie contre sa porte, jusqu'à ce qu'elle ait préparé son lit(son gîte),étendu ses draps». M. Tilander, *Les Livres du Roy Modus et de la Royne Ratio*, I (1932), p. 333, rattache ce mot au verbe *gestir*

»couvrir la femelle» et le traduit par »le temps et le lieu où le loup couvre la louve». Cependant même dans son texte, la signification de *gestoire* est simplement »le gîte»: *les leus departent de la gistoere* »les loups s'en vont de leur gîte» 82, 9, *et est le tans que il sont departis de la gestore, pourquoy ilz sont famílleux* »ils s'en sont allés du gîte . . .» 61, 10.

hasterel s.m. nuque 38.

herite s.m. hérétique 170.

houlier s.m. débauché, homme qui fréquente les femmes de mauvaise vie, fripon 70.

igue s.f. jument 184, forme de l'Est (Jura, Doubs) pour *ive*; cf. Godefroy *s.v. ive*.

longaigne s.f. latrine, cloaque 64.

mescheant adj. qui a mauvaise chance, malheureux, misérable, qui n'a pas réussi 54.

passaige 50, droit de passage.

pautoniere s.f. prostituée, fille publique 75.

petit adv. (*p. des siens*) peu 30.

puis que depuis que 56, 61, puisque 71.

rait, 3e sg. subj. prés. de *ravoir*, 119; le préfixe *re-* n'exprime pas ici la répétition, mais signifie »d'autre part».

rosti (*ribalt*) 88, probablement allusion à l'expression *ribaut de four;* les vagabonds avaient l'habitude de venir se réchauffer aux fours banaux.

saietere s.m. 200; Godefroy, VII, 284, cite les v. 199—201 et traduit par »archer», mais ce sens ne convient pas; il faut probablement corriger *saletere, seletere* »qui porte la selle.»

sorprendre entraîner (»les maux ont été apportés, entraînés dans le monde depuis que . .») 55.

taille s.f. impôt 178.

tolte s.f. vol, pillage, impôt 178.

tor s.m. tour, mesure 163.

trait s.m. 11 (*les traiz et les naissances*), probablement origine (cf. *traire a lignaige*, ressembler à ses ancêtres).

Nous tenons à exprimer nos vifs et sincères remerciements à MM. les Professeurs Alfred Jeanroy et Georges Millardet qui ont bien voulu prendre connaissance de ce travail avant sa publication et nous donner plusieurs indications qui nous ont été de la plus grande utilité.

Paris. Jiří Straka

Some Notes on the Origin of the Relative Combination »the which»

I

The question of the origin of the relative combination *the which* in English has aroused considerable interest among scholars. The general view held by them is that its existence is due to the influence the French language has exerted on English, *the which* being an expanded form of *which* formed to correspond to OF. *liquels*, with which it seems to share the same syntactical functions. The combination is thus considered as consisting of the definite article *the* + the relative pronoun *which*. This view is expressed by Mätzner in his Englische Grammatik (I^3 328, III^2 179), where he gives instances from Chaucer, Wyclif, Pierce Plowman, Mandeville and later writers. Mätzner compares with this combination, however, the OE. composite relative *se þe*, in which he finds a similar construction, a demonstrative being used with the relative particle to recall the antecedent more strongly. Noack makes in his history of the relative pronouns in English[1] a very definite statement in favour of the French origin of *the which* (p. 54): »Der Ursprung dieses seltsamen Gebrauchs muss sicherlich in dem Vorbilde des afr. liquels gesucht werden, welches dieselbe Anwendung im Französischen fand . . .». As to the date and place of origin Noack says (ibid.): »Was Zeit und Ort des ersten Auftretens anbetrifft, so ist zu bemerken, dass es im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auftritt, etwas früher in den südlicheren Dialekten als in den nördlichen; anfangs wird es häufiger in Prosa als in der Poesie gefunden. Soweit unsere Beobachtungen reichen ist es nicht bei Laurence Minot zu belegen, wohl aber schon bei Richard de Hampole, sehr oft bei Johan Maundevylle, John Gower und Geoffrey Chaucer.» Most later writers on the subject have likewise regarded the

[1] Paul Noack: Eine Geschichte der relativen Pronomina in der englischen Sprache. Diss. Erlangen 1882.

construction as of French origin, often with a reference to the definite pronouncement made by Noack. Perhaps the most prominent representative of this view in our day is Einenkel, who is known as a strong advocate for French influence not only on English vocabulary, but also on English syntax. He states in his historical syntax of English [1] (§ 44 *β*), that after the disappearance of the relative particle *þe* substitution was found in the relative use of the interrogative *who* and *which*, »die in Verbindung mit dem von dem Indefinitum erborgten *that* (aus afrz. *que*) und dem direkt dem afrz. *li* nachgebildeten *the* die Formen bilden: (*the*) *which* (*that*), (*the* selten!) *who* (*that*).» And he adds: »denn schon wegen der Zeit seines Auftauchens (Mitte 14 Jahrs.) ist trotz dem bekannten bayerischen 'der welcher' an eine einheimische Entstehung von *the which* nicht zu denken . . .» — The theory of the French origin now generally goes under Einenkel's name.

Mätzner pointed in his grammar to the use in OE. of the composite relative *se þe* as a phenomenon similar to *the which*, without thinking, however, that the latter formation had been influenced by the former. But the analogy with certain OE. forms made some scholars think that there might indeed be a connection between older expressions in the language and this later formation. Such considerations made Lindner [2] reject the theory that French was the immediate source of this compound and explain it as growing out of native elements. Lindner does not consider the first element in the combination as the definite article, but as the old relative particle *þe* [3],

---

[1] Geschichte der Englischen Sprache. II. Historische Syntax von Eugen Einenkel. Strassburg 1916. Pauls Grundriss 6.

[2] Jahrbuch für romanische und englische Literatur und Sprache. Neue Folge, Bd. III.

[3] Lindner expresses himself somewhat obscurely; he says (p. 227): »indessen halte ich —dies »the» nicht unmittelbar für den bestimmten Artikel, sondern für die alte relative Partikel.» How exactly the words »nicht unmittelbar» are to be taken is not quite clear. There is a fundamental difference between viewing *the* as the definite article or as the relative particle.

and argues that this was added to the originally interrogative pronoun *which* to give it relative force, just as *þe* (and similarly *þat*) were used with personal and demonstrative pronouns as well as with adverbs and conjunctions to emphasize the relative notion. He thinks, however, that OFr. *liquels* might have contributed to the development of *the which*, and is inclined to see in this combination a construction fundamentally OE. in its origin but assimilated in form to the corresponding OFr. expression. Noack, who gives a summary of Lindner's view (p. 58 f.), does not attach much importance to the part OE. might have played, but he does not altogether deny the possibility that OE. constructions might at least have facilitated the development of *the which* — a view which is thus the opposite of Lindner's. In general Lindner's theory has not obtained a favourable reception, and many weighty arguments can be adduced against it. On the one hand we would expect *þe* to be added to *who* as well as to *which* to give it relative force, and on the other we can find many instances of *who* and *which* used as relatives in quite early texts, from the 11th c. onwards, whereas *the which* does not appear till the 14th c., at least not in the Southern dialects.

Later Wilson also claimed an OE. origin of *the which* in his treatise on Chaucer's relative constructions [1] (p. 25). He sees in OE. *se þe* the direct model on which the new combination was formed. Wilson's view has likewise been strongly criticized. It has been pointed out that a long time intervened between the disuse of *se þe* and the appearance of *the which*, and that we cannot assume a tradition to have existed from OE. times strong enough to give rise to a similarly formed combination. The difference between *se þe* with an indeclinable latter element and *the which* with an adjectival *which* has also been stressed by Binz, in his review of Wilson's treatise [2] p. 46. Binz is

---

[1] L. R. Wilson: Chaucer's Relative Constructions. Studies in Phil. I. No. Carolina 1906.

[2] Anglia Beiblatt 21: 43—47. 1910.

himself not inclined to accept the view of the French origin. His own suggestion that *the which* might be formed in analogy with expressions like *the first*, *the second*, *the last*, cannot be taken seriously, as it is difficult to see what connection can be found between these heterogeneous elements.

A renewed effort to vindicate the native English origin of *the which* has been made by Curme in his stimulating article on the history of the English relative construction.[1] The previous writers who speculated on the origin of this relative combination did so without a thorough examination of the facts. Their arguments were either based on prejudiced assumptions or on logical reasonings about different possibilities, but they were not founded on a detailed investigation of a sufficient number of early texts with a view to ascertaining the actual occurrence and frequency of *the which*. Curme is the first to make such a detailed examination of the material available, and he has brought about a total revaluation of the facts. After an extensive reading of ME. documents he comes to the conclusions that the place of origin is to be found in the North, in and around Durham, and that *the which* in the form *þe quilk* first appears in the poem Cursor Mundi, and so in the early part of the 14th century; compare with this Noack's statements quoted on p. 146. This was exactly the result I came to myself after a recent scrutiny of most ME. writings between c. 1200 and c. 1400, a result I had obtained independently of Curme, as I was not then acquainted with his article. In spite of my efforts I have no more than Curme been able to discover any fully developed instances that go back to a date earlier than the beginning of the 14th century.

A considerable number of examples of *þe quilk* are to be found in *Cursor Mundi* (about 70), and it is indeed strange that these should have escaped the notice of previous

[1] Geo. O. Curme: A History of the English Relative Construction. Journ. Eng. & Germ. Phil. XI: 10 - 29, 180 –204, 355—80. 1912.

scholars.[1] An interesting observation, made also by Curme, is that the MSS Cotton, Fairfax and Göttingen, which are of a more Northerly origin and better preserve the original dialect, generally agree in writing *þe quilk* (45 cases of agreement, 26 of disagreement), while the Southern Trinity MS. with a few exceptions (2) employs only *which*. Other early examples of Northern origin are found in the *Northern Passion* (beginning of 14th c.), in the *Gast of Gy* (earlier part of 14th c.), in the *Northern Cross Stories* (14 th c., none of these mentioned by Curme), in the prose writings of Richard Rolle of Hampole (middle of 14th c.), and in a number of religious pieces from the middle and latter part of the 14th century contained in different Northern MSS. and published by Horstman[2] and Perry[3]. At an early date this form *the which* seems to have spread also to the Midland dialects. Frequent instances are to be found in the East Midland dialect of Robert of Brunne's works, *Handlyng Synne* (1303) and the *Chronicle of England* (1338), and in the treatise called *Meditations on the Supper of our Lord*, also ascribed to him (c. 1315). In the West Midland dialect we have numerous examples in the *Prose Psalter*, generally called the 'Earliest Complete English Prose Psalter', dating from a 1325[4]. We should perhaps expect to find instances also in the so called *Surtees Psalter*, which has generally been considered as of Northern origin. As has been shown by Heuser[5]

[1] Gerda Winkler gives in her dissertation 'Das Relativum bei Caxton und seine Entwicklung von Chaucer bis Spenser.' Berlin 1933, p. 29, two instances from Cursor Mundi (421, 28299) as the earliest examples of *the which* she has found, without mentioning the many instances from this source recorded by Curme in his article, which she discusses at some length (p. 30).

[2] Yorkshire Writers. Library of Early English Writers I –II. London 1895—6.

[3] Religious Pieces in Prose and Verse, EETS 26, 1867.

[4] Ms. Br. Mus. Additional 17376 dates from c. 1340—50.

[5] Anglia 29 p. 386: »Als durchaus irrig . . . ist die allgemeine ansicht zu bezeichnen, dass der ursprüngliche dialekt des reimpsalters nordenglisch sei . . . . Tatsächlich ist der sogenannte Nordhumbrische Reimpsalter sicher nicht im Norden entstanden, sondern in Mld., vielleicht im Westen . . . .

this Psalter did not, however, originate in the North, but probably in the West Midland, and its early date[1] may account for the absence of any *the which* forms. Yet it may be somewhat risky to infer from the occurrence or absence of *the which* where we have to localize the place of origin of a text, as has been done by Curme. From the absence of these forms in the Northern Prose Version of the *Rule of St. Benet* he concludes that this version originated in a place somewhat more southern than Durham (pp. 184, 198). Now the MS. in which this version is preserved is from c. 1400, and even if the language contains many older forms it bears the general characteristics of the late 14th c., when *the which* appears in Southern dialects as well. But in the Northern Metrical Version several examples of *þe whylk* occur, and this version, the MS. of which is likewise dated c. 1400, is »of a more Southerly character than the North Prose» (Wells).

If Curme has thus gone too far in this case in considering the occurrence or absence of *the which* as an indicator of the provenience of a text, we can on the other hand scarcely fail to recognize that there is a very strong indication of a Northern origin of this relative combination. Like Curme, I was struck by these facts, and if I had previously had some doubts as to the necessity of assuming a French origin of *the which*, this doubt now developed into a distrust in the authorities who were so confident about the correctness of this assumption. Why should there have been a stronger French influence in the North than in the South at the time of the first recorded appearance of *the which*, that is to say c. 1300? We should rather suppose the opposite to be more likely. And the first instances occur in texts which cannot be said to be particularly influenced by French originals, but rather by Latin sources (see above). Like Curme, I have not been able to discover

[1] Simmons in his introd. to The Lay Folks Mass Book (EETS 71) p. LI, note 2: »The MS. from which the metrical psalms are printed is about the year 1316 or 1317, but the original is supposed to have been written soon after the middle of the thirteenth century.»

any examples in the early texts where, in the case of translations or adaptations from French, forms of *the which* go back to forms of *lequel* in the original[1]. It was thus natural that Curme should turn his attention to finding out whether there were in the North any particular forms of native relative expressions that could be regarded as originating *the which*. Unfortunately there is such a long break in the literary records written in the Northern dialects that we are not able to follow the development of the language in an uninterrupted series of documents. Curme was therefore forced to have recourse to stages of the language that lie much further back in time than the first recorded appearance of a form *þe quilk*. He goes back to the Lindisfarne and Rushworth Glosses, where he finds some peculiar contaminations of different relative expressions. On the one hand we have the form *swa hwylc swa* with a general and indefinite meaning, e. g. »Swa hwylc swa secð his sawle gedon hale se hig forspilþ» Luk. 17.33 Corpus. Here *swa hwylc swa* stands at the head of the sentence as subject and does not refer to any definite antecedent. On the other hand we have the form *seðe*, which is usually employed as a relative following an antecedent and referring to a definite idea, but which can also be used in the general sense 'whoever', e. g. »Seðe gelyfð on me, he wyrcð ða wearc ðe ic wyrce»

---

[1] This is easy to ascertain e. g. as regards Handlyng Synne, translated from William of Wadington's »*Manuel des Pechiez*», as the Anglo-French treatise is published along with the English text in Furnivall's edition (EETS 119, 123). These are the instances of *the which* with the corresponding French expressions, if any such occur: Heading — no Fr.; 1674 — *Qe;* 1700 — *Dunt;* 2767 — no dir. Fr. corresp.; 3975 — no dir. Fr. corresp.; 4090 — *qe;* 5510 — *qe;* 5656 — *qe;* 7464 — no dir. Fr. corresp.; 9499 ff. Þys ys þe fyrst and pryncypalle, / Þurgh Þe whych we are saued alle; / Saued we are, Þurgh crystendam,/ Of ſe heued synne of Adam, / *yn whych* synne alle mankynde ys bore — Sacheȝ, qe cest sacrement / Establi est principaument / Pur le original peché / *En qels* (var. *le quel*) sumeȝ tuȝ engendré / Par trespas Adam —; 10193 — no dir. Fr. corresp.

(John. 14.12 Corpus). This double use of *seðe* contributed to make it possible for the general relative *swa hwylc swa* to be employed in a position after a definite antecedent as well and take on definite meaning. Curme then says (p. 196): »As the meaning of »swa hwylc swa» and »seðe» or »se» was identical it was only natural that there should arise a mingling or perhaps a fusing of their forms so that the form »seðe swa hwylc» arose: »*seðe suahuelc* soecað sauel his hal gewyrca spilleð hia» (Luke 17: 33 Lindisfarne MS.) --- Just as the two relative types »se» and »ðe» were fused into »seðe» so the two types »seðe» and »swa hwylc swa» were fused into »seðe sua huelc.» — He then quotes the example from Mark 15. 6: »an of ðæm gebundenum ðone suæ huælcne hia gegiuudon» and goes on to say: »The form »ðone suæ huælc» given in the last example would be in the nominative »se suæ huælc».[1] This is evidently the forerunner of the form »the which», which was so widely used in the Middle English period. The »se» became later »ðe», written later »the», while »suæ» disappeared. This left the form »the huælc» which in early Middle English appeared as »the quilk» in the North and »the which» further south. Similarly in »swa hwylc swa» both »swa's» disappeared. This left »hwylc», modern »which». This is the usual form in the South and the Midland». Curme considers this a plain and simple development (p. 198): »The development is so simple and self-evident that a publication of the extended materials gathered in this investigation would be an unnecessary waste of time and space. A mere glance at the few facts given above will bring conviction to every one.»

It has been said with justification, however, that on a question of such a controversional nature Curme had done well in publishing his material for everybody to examine; there are other points in his article which arouse some doubts,

[1] As has been pointed out by H. Johansen in his dissertation »Zur Entwicklungsgeschichte der altgermanischen Relativsatzkonstruktionen», Copenhagen 1935, p. 166, the nominative masculine would be *seðe*, not *se*.

though as a whole it is an inspiring contribution to the conception of relative constructions in English. Curme has also been too optimistic in his belief that his arguments would bring conviction to every one. Quite to the contrary, very few seem to have been convinced. I do not know of any scholar, in fact, who has definitely sided with him, whereas most have either ignored or refuted his theory and declared their faith in Mr. Einenkel, who in his new edition (1916) of Historische Syntax does not even mention Curme's view. I will give a few illustrations to show with what tenacity the theory of French origin has been preserved in quite recent works where the question has been discussed. Horn records the two views in his essay »Die englische Sprachwissenschaft»[1], but does not express his own opinion. He states, however, that *which* goes back to an earlier *the which*, a statement which seems to have arisen out of a misunderstanding of Curme. In the third edition of his Shakespeare-Grammatik[2] Franz refers to Wilson and says that *the which* is perhaps a reflex of the OE. *se þe*. Steinki[3] discusses Wilson's and Curme's theories (p. 72), but is more in favour of the French origin; he argues against the other view that between the disuse of the OE. combination and the appearance of the later expression too long a time intervened for any connection to be felt in the language between them. »Andererseits war das Französische als Umgangssprache mittlerer und höherer Volksschichten zu derselben Zeit sehr wohl geeignet, derartige syntaktische Einflüsse auf das grammatisch nicht gepflegte English auszuüben.» Yet one of the results of his own researches is that *the which* seems to be avoided in a more refined literary language; we would rather expect the French influence to be stronger in

[1] In »Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft.» Festschrift für W. Streitberg. Heidelberg 1924, p. 571.

[2] W. Franz: Shakespeare-Grammatik. Heidelberg 1924.

[3] Johannes Steinki: Die Entwicklung der englischen Relativpronomina in spätmittelenglischer und frühneuenglischer Zeit. Diss. Breslau 1932.

this type of speech. Later on Steinki writes, however, that the development of *the which* from a fusion of *se þe* and *swa hwylc swa* should be more thoroughly investigated in the older texts, a suggestion which shows that he has not quite made up his mind on this point, or at least does not want to refute completely the possibility of Curme's theory. Gerda Winkler also discusses the different views at some length.[1] After stating the arguments for and against, she decides for Mr. Einenkel (p. 31): »Ich möchte mich der Theorie Einenkels anschliessen. Für ihn spricht auch die Tatsache, dass abgsehen von dem seltenen Gebrauch von *the whose*, *the whom* — — nur *which* die Verbindung mit *the* aufweist, eben weil sich altfrz. *liquels* und me. *which* in Bedeutung und Gebrauch deckten.» — Her argument that the absence of *the which* in Caxton's Reynard, which is translated from the Dutch, as compared to the frequent examples in Caxton's other works, speaks in favour of Einenkel's theory, cannot be considered as of great weight; to Caxton's language feeling *the which* and *lequel* may have been exact correspondents, but this does not say anything about the origin of the English expression. — Lastly I will mention the brief statement in the Elementary Middle English Grammar by Joseph and E. M. Wright (1928) § 385:» In later ME. the definite article *þe* was often added in front of *which* after the analogy of French usage, as *þe which = lequel* . . . .

This review of the opinions in some recent works will bear out clearly how Curme's sanguine hopes have been entirely shattered. The writers who have dealt with the question seem to have ignored completely both the fact that *the which* occurs earlier than was formerly known, and that it is clearly to be traced to the North. Otherwise it is difficult to see why they have not been more impressed by Curme's arguments. But the failure to give more illustrations of the actual development seems to have contributed to cause scholars to distrust Curme's conclusions.

[1] Op. cit. pp. 28 ff. (1933).

On this point Olaf Johnsen has gone into more detail. In an article in Anglia[1] he has published extensive materials to show the occurrence of the contaminated forms *se(ðe) swa hwelc* and *seðe swa hwa* in the Lindisfarne glosses and the Durham Rituals (pp. 287 f.).

He points to the frequent omission in these documents of »swa» in the indefinite relative expression *swa hwa* (*hwelc, hwæl*) *swa* (p. 283): »The leaving out of the second *swa* being more frequently met with in the Lind. gospels than in any other work, it is probable that the disuse of the *swa*'s began in the North; at any rate it was there that the abbreviated form *swa hwa* etc. was used to the entire exclusion of the full one.» This fact agrees well with Curme's theory, as he assumes a loss of »swa» in his formula se(ðe) swa hwelc swa > se(ðe) hwelc > the which. Here it is the first »swa» rather than the second that is supposed to disappear, but »swa» in either position was not infrequently left out. Johnsen therefore corrects Curme's statement that *seðe swa hwelc* is a contamination of *swa hwelc swa* and *seðe;* the northern glossarists never use the full form, and the contamination therefore consists of *seðe + swa hwelc*, just as *se swa hwelc* is a fusion of *se + swa hwelc*. He seems to have misinterpreted Curme, however, in one very important respect. Curme quotes (p. 196) an example of the fused form in the Lindisfarne MS.: »an of þæm gebundenum ðone suæ huælcne hia geguuidon» (Mark 15.6) »one of the prisoners, that one whom they desired». And he goes on to say: »Here we also have a further step in the development. The reference is to a word that precedes, i.e. an antecedent. The form has become a regular relative pronoun.» Johnsen takes this as if Curme had considered *se* or *seðe* as the antecedent of *swa hwelc*[2],

[1] On some uses of the indefinite relatives in Old English and on the origin of the definitive relatives. Anglia 37, 1913, pp. 281—302.

[2] Cf. Johnsen pp. 286 f.: »He (Curme) maintains that in *se swa hwelc* there is a step farther in the development of the indefinite relatives, *swa hwelc* having become a definite relative with

whereas what Curme means is evidently that the expression »an of ðæm gebundenum» is the antecedent of the relative expression »ðone suæ huælcne». It is another thing that Curme regards the element *seðe* or *se* as having demonstrative force, used as an apposition pointing to the following clause; cf. his modern rendering of the sentence quoted above. Johnsen tries to show how in the Lindisfarne glosses the contaminated forms are to be considered as inseparable phrases. He points to the translation *alle ða ðe swa hwelc* rendering Latin *omnia quaecumque*, where the whole phrase *ða ðe swa hwelc* corresponds to the Latin indefinite *quaecumque*. Similarly *þæt swa hwæt* corresponds to Latin *quodcumque:* Aelc synn þ svæhvæd gidoe botan lichoma is — *omne peccatum quodcumque fecerit homo, extra corpus erit* (Durh. Rit. 106). Johnsen then asks (p. 287): »And how could *se swa hwelc* have become *the which* if *se* is the antecedent of *swa hwelc*?»

Putting aside for the moment the justification of Johnsen's question, I think that it is quite possible, if not necessary, to consider the *seðe* of the contamination as having some demonstrative force, in spite of Johnsen's examples. This I consider to be true both in an example like the general relative »seðe suahuelc soecað sauel his hal gewyrca spilleð hia» Lindisf. MS. Luke 17.33, and in the quotation from Mark. 15.6 given above. Johnsen records another kind of contamination, not mentioned by Curme, in which the same elements form the components, but in which the order is the opposite, *seðe, se* or *þæt* following *swa hwelc* (*hwa*) instead of preceding it. According to Johnsen »All these mixtures prove — — — that when *swa hwelc* or other indefinite pronouns entered into a compromise with words used in an indefinite and general sense, the form resulting of this process was regarded as equal in sense and function to the corresponding pure indefinite relatives,

---

se for its antecedent, although the pronoun still retains its indefinite character. But I cannot agree with Curme in regarding *swa hwelc* as a definite relative.»

and as being inseparable» (p. 289). This conclusion is a logical consequence of Johnsen's interpretation of the other contamination *seðe swa hwelc* as an inseparable whole, but hardly a proof that they actually are of that character. In both cases I think it is possible to regard *seðe* as an element with some function of its own, and this function consists of an emphasizing of the person or idea that is the subject of the general relative clause, though naturally this emphasis cannot be strong. The similarity between *swa hwelc seðe* and an expression like *se man seðe*, which is pointed out by Johnsen, makes it more probable to consider *seðe* in both cases as having similar functions. And in *se man seðe* I think *seðe* would generally be regarded as containing some demonstrative force, though it is perhaps on the way to becoming a relative; cf. the expressions *swa hwelc þæt* and *se man þæt* recorded by Johnsen pp. 290 f.

In any case, what we want for the explanation of the form *the which* is that *the* is to be regarded as a kind of demonstrative used to emphasize the antecedent and at the same time pointing to the following relative clause. Curme explains that the fused form *seðe swa hwelc* had developed the same meaning as Old English *seðe* and *se* (p. 199), and he even says that »the which» — — had taken the place of older »seðe» (p. 201). He thus interprets the whole combination *the which* as a demonstrative expression belonging originally to the primary clause and used to point to a following asyndetic clause. But he gives the simple *which* also demonstrative force. He says about the two forms *the which* and *which* (p. 203): »Both of these forms were still demonstratives as were both »seðe» and »se» in the older period», and later (p. 365): »Both »that» and »which» were originally demonstratives pointing to the following asyndetic determinative clause». I do not quite see how it is possible to regard *which* as a demonstrative belonging to the primary clause. But Curme is so bent upon considering it as a later equivalent of the undoubtedly demonstrative *se* and *seðe* that he transfers to it a force it did not originally have. The examples which he gives to prove his statement are not convincing,

though he says the evidence is very clear (p. 203): »Al Albanakes folc/ folden iscohten/ butan *whilc þat* þer atwond» (Layamon's »Brut», 2165—6) »All Albanac's men sought the ground except *those that* there escaped thru the wood». »Sho sal take *wilke* of her sistirs sam sho wille» (»Rule of St. Benet», p. 37, l. 7) »She shall take *that* one of her sisters whom she may desire». Similarly he regards *which* as a demonstrative adjective in »*Wulc* wræcche folc swa mihte fleh ut of þeode» (Layamon's »Brut», 29143—4) »Those wretched people who could fled out of the country». In these examples *which* to my mind has an indefinite rather than a demonstrative character. In *the which* I take *the* as the demonstrative element which originally belonged to the primary clause, where it was used to emphasize the idea contained in the antecedent, while the relative clause was felt as being introduced by *which*. This I think is illustrated by some early instances of *the which*. Curme quotes (p. 355) the example in Robert of Brunne's »Handlyng Synne» 10192 ff. »þat he myȝt knowe hem by face, / þe whyche receyued hyt wurþyly,/ And whyche to have hyt were wurþy.» He leaves out, however, the last verse, and interprets *þe whyche* l. 10193 as a demonstrative pointing to the asyndetic clause »receyued hyt wurþyly.» His literal translation is »that he might know them by sight, those, [they] received it worthily.» But where does he leave *whyche* in l. 10194? Is not rather *þe* to be considered as a kind of appositive demonstrative and both *whyche* as relatives introducing coordinate relative clauses?

We have in ME. some interesting forms of demonstrative and relative character which might be regarded as links between the older *se ðe* and the later *the which*, or at least as the outcome of the same tendencies that brought these into existence. The *se* later became *ðe*, and the particle *ðe* was replaced by *þat* Thus we have forms like *þeþe* and *þe þat*. These forms existed only for a short time round about A.D. 1200. They were both a kind of transitional form which never took root in the language because other and more convenient expressions arose which

made them superfluous. In these combinations also I think we have to consider *þe* as a kind of antecedent of the clause introduced by *þat*, though they seem to have formed a very close union in some instances. We find these forms both in general relative clauses or in noun clauses and in adjective clauses after a definite antecedent. Here are some examples. First some in which *þeþe* or *þe þat* [1] introduce a general relative clause or a noun clause: com a burhreue, / as þe Þ wes þes deoules budel *St. Kath.* 1904 f.; þe Þ me to deaðe deð, / do al Þ he mei don *ibid.* 2405 f.; þe Þ swuch fulðe speteð ut in eni ancre eare me schulde dutten his muð — — mid herde fustes *Ancr. R.* 82. 9; þe þet were of þisse þreatunge, ase he was, wel ifulled *ibid.* 156. 4; þe þat godes wille doþ. ichwer may him fynde *Poema Morale* 87 (Old. Eng. Misc., ed Morris); þe þat godes mylce sekþ. iwis he hit may fynde *ibid.* 215; þis beoþ þe. þat weren her Mid hwom me heold feste *ibid.* 237; þat is þe þat was myd god. in heouene swiþe heye *ibid.* 278. Next I give some instances of these expressions as definite relatives after antecedents: he is iblesced þe þe her cumet on drihtines nome *Old. Eng. Hom.* (ed. Morris) 5; Hadan feder. and sune. þet is his wisdom. and þe halȝe gast: þe þet is heore beire wille *ibid.* 99. 5; hit is awriten on boken. þet þe bið al swa sculdig þe þet uuel iþenað: Swa þe þe hit deð *ibid.* 113. 1; þa feste. Men. þa þet mei lutel to wreche. þe þoues. þe þet spekeð faire bi-foren and false bi-hinden *ibid.* 143; he is godes sune, / þe Þ Giws demden *St. Kath.* 327 f.; hwi were him crueð to don / þe Þ alle þing mei, / ⁊ wule al Þ god is *ibid.* 999 f.; Vor, þo he was iboren, erest, þe þet wrouhte þe eorðe *Ancr. R.* 258. 22; þus feire he was ischrud, þe heouenliche schuppinde, þe þet schrudeð þe sunne *ibid.* 260. 2; Persone, þe þet dude þeo sunne, oðer mid hwam me dude hire *ibid.* 315. 24; þeo schullen habbe harde dom. þat er weren harde. / þeo þat vuele heolde wreche men. and vuele lawe arerde *Poema Morale* 171 f.

[1] Cf. also examples with simple *þe*, corresponding to older *se*, e.g. þe muchel foleweþ his wil, him seolue he bi-swikeþ *Poema Morale* 14; þe wel ne doþ hwile he may. hit schal him sore reowe *ibid.* 22, etc.

In these examples I think *þe* is often felt as a separate demonstrative element to a clause introduced by *þat*. In some cases when we have to do with verse, there even seems to be a pause before *þat*, which is sometimes expressed in writing through the punctuation; cf. e.g. *Poema Morale* 237 quoted above. At this period the form *þe* still represented both a demonstrative and the definite article. Later the stressed demonstrative was expressed by *þat*, in plural *þa*, *þaa*, *þo*, etc., e.g. þo þet comen bi þe Morghen *Old Kent Serm.* (ed. Morris) 35; þo þet libbeþ / be þe goste. byeþ þo / þet ine þe loue of god wonyeþ *Ayenb. of Inw.* 54. Notice in the last quotation the line between *þo* and *þet* indicating a pause; something similar must have existed when *þe*, as in the preceding instances, was used as a demonstrative. But *þe* was less stressed and could more easily be fused with the following *þat* than the heavier *þo*. The *þe* in *þe which* seems to be a relic of the older demonstrative *þe* which represented both the demonstrative pronoun and the definite article. There seems to be an interesting parallel between the two series: se þe > þe þe > þat þat > that which (= what) and se þe > þe þe > þe þat > the which.

For these reasons I think the expression *seðe swa hwelc* is only an instance of the general desire to use a demonstrative to point to a following relative clause, whether definite or indefinite. When *which* from being an indefinite pronoun had acquired the function of a relative, I think *the* in *the which* was felt as a demonstrative belonging more or less clearly to the primary clause and used to emphasize the idea contained in the antecedent, though later the two elements were regarded as forming together a unit, functioning as a relative but preserving some demonstrative force. In this respect *the which* resembles similar phenomena in other languages. My contribution to the question of the origin of *the which* is to be viewed as a somewhat modified form of Curme's theory, and at the same time I want to bring the formation of *the which* into relation to corresponding phenomena in other languages, especially the Scandinavian languages. In order to do this,

it is necessary to go into some theoretical discussions of the development of relatives out of demonstratives and of the existence and origin of composite relatives. For my conception of these phenomena I am greatly indebted to some treatises on relative constructions in the Old Scandinavian languages [1], as well as to a recent and very stimulating Danish dissertation on the relative constructions in Old Germanic, containing numerous valuable suggestions and explanations of phenomena, brought under a uniform point of view.[2]

II

In the Germanic languages there existed various so called »primary relative particles» (»Urpartikel» in German), which connected the relative clause with the preceding clause. These particles are to be regarded as a kind of outward sign of the relation between the two clauses denoting the subordination of a clause defining or explaining some element in the primary clause. The different Germanic languages had developed different particles. In Gothic they were *ei* and *þei*, in the old Nordic languages *es* or *er*, in the West Germanic languages, including Old English, *þe*. The original meaning of these particles is veiled in darkness. In the course of time these particles disappeared, and new ones developed. These »secondary» particles evolved out of elements which originally had other functions, and it is possible to follow their development from their old to their new functions in the existing literary documents. To these secondary particles belong e.g. English *that*, which by some scholars is considered the same as the

[1] O. Klockhoff: Relativsatsen i den äldre fornsvenskan. Karlstad progr. 1884; H. de Boor: Studien zur altschwedischen Syntax. Germanistische Abhandlungen herausg. von F. Vogt. 55. Heft. Breslau 1922; B. Bjerre: Nordiska Konjunktionsbildningar med temporal innebörd. I. Lunds Univ. Årsskrift. N.F. Avd. 1. Bd. 31. Nr. 3. 1935; also Ordbok öfver svenska språket utgifven av Svenska Akademien. Vol. 6: »Den».

[2] By H. Johansen; see note to p. 153.

consecutive subjunction *that*, by others as the neutral form of the originally demonstrative *se*, *seo*, *þæt;* further ON. *þær*, originally a demonstrative place adverb, *so* in West Germanic, *sem*, *sum* (modern *som*) in the Nordic languages.

The type of relative clauses which interests us most in this connection is that in which the relative has developed from an originally demonstrative pronoun or adverb. There is an inherent desire on the part of the speaker to emphasize the idea he has in his mind and which he is going to speak about in a defining clause by using a demonstrative expression in the primary clause. When a noun clause followed, this demonstrative was frequently placed at the end of the first clause so as to bring the ideas common to both clauses close together. When an adjective clause followed, a demonstrative was often placed after the expression it was emphasizing, as an attribute or an apposition, and in this way the demonstrative was also brought into immediate relation to the clause which contained an explanation or definition of the antecedent. In some cases there was no formal link connecting the subordinate clause with the preceding clause containing the demonstrative, in other cases a relative particle was employed after the demonstrative to denote the subordination. In those relative clauses which were not introduced by any particles the demonstrative was felt to be very closely connected with the following clause, and was gradually viewed as actually belonging to this and not to the preceding clause; accordingly it was construed as part of the relative clause and had thus developed into a real relative pronoun or adverb. In clauses introduced by a relative particle the immediately preceding demonstrative and the particle were felt as belonging closely to one another, and in the end were felt as forming together a new relative, a so called composite relative. Instead of the demonstrative element in this combination a new demonstrative could be used before the antecedent. Examples of relatives that have developed out of originally demonstrative functions are e.g. *then* in Old Danish and Old Swedish, *se* in OE., and *der* in German.

This development has been demonstrated by several scholars [1], who have shown how such relatives were originally construed as part of the preceding clause. I do not think it necessary to repeat here the arguments which have been adduced in favour of this conception, as that lies outside the scope of this paper; those who are interested in a full and recent treatment of the question I refer to Johansen's dissertation, in which he states the reasons for and against and gives abundant material to prove the correctness of this view of the origin of the demonstrative relatives. Some examples will be given from different languages to illustrate this development. From the Old Nordic languages: han . . . giui þem þæt, han wil *Sk. L.* 36, 6 (Johansen p.145) »he may give them that (which) he wants»; Liwær bonde æptir husfru. sinæ. aghi fyrst hæst. þæn bæstær ær. ok wapn fræls. þe han ma wæl til wighis mæþ faræ *UL* 113, 7 (ibid.) »If the peasant lives after his wife, he may first have free that horse which is best, and the weapons with which he may go into battle»; þa skal annær þær arf takæ. þæn dræpæ ær skyldæstær *VG.* I 27, 22 (de Boor p. 130) »then another one shall there have the legacy, the one who is nearest in kin to the murderer» (probably a mistake for 'the murdered'); sæti borghan þöm giældit kræwir þe, han nöghir at *Bjä.* 133. 22 (ibid. p. 140) »he may give security to the one who claims the debt, that security he is satisfied with»; Riddæræ (oc swæna) þe, egh æru i waart Raaþ *Test.* 3864, 375 (ibid. 147) »Nobles (and squires) those, (who) are not in our Council»; allom mannom þe som boæ j vplandæ laghsaghu *Test.* 4108, 605 (ibid. 144) »to all persons, those who live in the Upland district»; en of þem þæn, som bæzt ær *Test.* 3972, 477 (ibid. 146) »one of them, that one who is best»; Óláfr . . . er allra manna fríðastr sýnum, þeira er menn hafi sét *Ld.* 20, 6 (Johansen 150) »O. . . is of all men the most beautiful to look at, of those whom men have seen»;

---

[1] E. g. Erdmann: Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrieds, introd.; Klockhoff p. 37; de Boor pp. 151 ff.; Johansen pp. 141 ff.

mun ok flestum mǫnnum þykkja torvelt, þeim er langt eigu til at sœkja *Ld.* 26, 12 (ibid.) »it certainly also seems difficult to most people, to those who have a long way to go». — From OE.: Ahleop þa se gomela, gode þancode, /mihtigan drihtne, þæs se man gespræc *Beow.* 1397; swa hwa swa gebyrgde, þæs on þam beame geweox *Gen.* 483; lisse selle, /wilna wæstme þam þe wurðiað *ibid.* 1757; wuna þæm þe agon *ibid.* 2293; hafað eall on him,/ þæs þe he on foldan in fyrndagum/ godes oððe gales on his gæste gehlod *Crist* 1033. — In OHG the demonstrative *der* was used as a relative from the earliest period. Some instances are collected by Johansen (pp. 158 f.), in which this relative in an adjective clause is construed as part of the preceding clause, e.g. Mir limphit, thaz ih thenke, theih sinu werk wirke, / thes, mih zi thiu wanta, hera in worolt santa *Otfr.* III 20, 13.

One of the results of the demonstrative-relatives changing their place from the primary to the secondary clause is the development of composite relatives. How these were evolved was indicated above (p. 163). For their development it was necessary that the relative clauses were introduced by a particle. In some of the examples quoted above we have to do with such composite relatives. They are a phenomenon which is to be found in many languages. In Gothic we have *saei* (from *sa ei*), in OE. *seþe* (orig. *se þe*), in ONorse *sá er*, in OHG. *thiede*, *thiode*. Johansen devotes a whole chapter to the question of the composite relatives, and gives a review of the different opinions of scholars regarding their nature. He comes to the conclusion that the facts speak decidedly for the conception that the demonstrative element originally belonged to the primary clause, e.g. the fact that it was frequently in the earlier stages of the respective languages construed as part of that clause. The same view is also held by e.g. Delbrück [1] and de Boor. Among the reasons which Johansen adduces as supports for

[1] Delbrück: Zu den germanischen Relativsätzen. Abh. der sächs. Akad. der Wissensch., phil.-hist. Klasse, Bd. 27, pp. 693 ff.

his view there are some others that are worthy of notice as being of some consequence for our conception of how *the which* originated. Johansen points out (p. 60) that in ONorse as well as in the earlier stages of OE. it was not possible to employ a preposition before a composite relative. This fact can easily be accounted for by the consideration that the demonstrative, being part of the primary clause, could not be connected with a preposition belonging to the relative clause. He further mentions the syntactical difference in ONorse between adjective clauses introduced by a particle and those introduced by a composite relative. In the clause in which the simple particle is employed a demonstrative antecedent is generally placed before the noun that is defined by the relative clause, while this is never the case when a composite relative introduces the defining clause. The explanation of the different treatment in the two cases is that it was not possible to express the demonstrative twice in the same clause.

For the development of a composite relative, of which both elements were felt as forming together a unit belonging to the relative clause, the position and syntactical function of the originally demonstrative element was of great significance. When the demonstrative was placed in an attributive position immediately after a noun antecedent, it was probably felt as belonging more closely to the noun; text editors have expressed such an interpretation through the punctuation. Johansen quotes (p. 63) some examples of this from the ONorse *Egilssaga*, e.g.: taka vegsemð þá, er konungr bauð þér 6, 7 »to accept that honour the king offered you»; fóru suðr með skip þat, er þórólfr hafði norðr haft 8, 9 »they went southwards with the ship that þ. had had in the North». But sometimes it is less natural, or impossible, to consider the demonstrative an attribute, but rather an apposition, and then it is separated from the noun through the punctuation: Auðbjǫrn konungr fór með lið sitt, þat er honom fylgði 4, 1 »The King A. went with his people, those who followed him.» Compare further the following instances: skal næfnæ til tolf mæn þe, ær aldunge æræ i bygdin

Sk. L. 46, 2 »shall appoint thereto twelve men, those who are old men in the district»; Wiliæ aldungæ þe, ær til warþæ næfndæ, ey swæriæ markæ skiæl *ibid.* 48, 7» If old men, those who are appointed to it, do not want to take the oath as to the boundary» — but separated from the noun in: Føþær man biorn ællær ulf ællær annur diur ællær fuhla, þe ær of grimmi natura æræ *ibid.* 78, 6» If people keep bears or wulves or other animals or birds that are of a fierce kind»; Snæru allæ ok gildri, þe, ær man gør at diurum *ibid.* 166, 1 »All snares and traps, (those) which are made for animals». To what part of the sentence the demonstrative was regarded as belonging appears from the punctuation of a contemporaneous scribe in the following instances: taki of hanum öxse ællær öknöte. þæt ær fiærmæ ær *VG.* I 61, 16 »take from him the axe or that beast of burden which is further off»; houothsynd. þe sum openbara skript kræuer *VG.* II 107, 3 »cardinal sin, (that) which requires public penance».

In some instances the demonstrative is clearly construed as part of the primary clause. In others its form would be the same, whether it is referred to one clause or the other. In such cases it may depend on the interpretation of the passage to which part of the sentence the demonstrative is to be assigned. But in many cases, as shown by the contemporaneous punctuation, it was apparently regarded as part of the relative clause and accordingly so construed. At this stage the process may be considered as completed. The demonstrative and the particle were looked upon as a unit, a composite relative. This stage was gradually reached in different languages.

The OE. composite relative *seþe* was especially popular in the Northern dialects. This was pointed out already by Curme (p. 192) and is emphasized also by Johansen. The latter says in his summary of the syntactical conditions of relative clauses in OE. (p. 188): »Das Ae. fällt in relativsyntaktischer Hinsicht in zwei Gruppen: eine nördlichere (Lindisfarner Glossen, Rushworther Glossen 1 und 2, Durham Ritual, Vespasian

Psalter) und eine südlichere. Für die nördlichere Gruppe ist das Ueberwiegen pronominaler (kompositionaler oder rein pronominaler) Unterordnung charakteristisch, während in dem südlicheren Teil die gewöhnliche adjektivische Unterordnung meist durch die Partikel erfolgt.» From the conditions in the Northumbrian dialect Johansen draws the conclusion that the demonstrative relatives in OE. developed out of composite relatives. That *seþe* in the Lindisfarne Glosses had developed into a real composite relative is proved by the fact that the first element is regularly construed as belonging to the relative clause (Johansen p. 74).

III

After this survey of the origin of the demonstrative relatives and the development of composite relatives we turn back to the question we were originally concerned with, the appearance of the relative combination *the which* in ME. The writer has come to the conclusion that we have to regard this combination as an expression similar to OE. *seþe* and corresponding expressions in other languages. The parallelism is not complete, however, as the second element in *the which* is not a relative particle, but a pronoun which has obtained function as a relative word. The similarity lies in the fact that in both cases we have an originally demonstrative pronoun or article combined with a word having relative function. The *the* in *the which*, according to this view, originally belonged to the primary clause and was added after the antecedent in the way of an apposition, to emphasize the idea the following relative clause defined or explained more definitely. It is interesting to note that the facts point to the Northern dialects as the origin of *the which*, the same dialects in which the OE. composite relative *seþe* was so frequently used. The writer does not, however, consider *seþe* as the model on which *the which* was formed, though there seem to have existed some intermediate expressions which might be regarded as furnishing some links (cf. pp.159 f.),

but thinks that there must have been, in the Northern dialects, a desire to emphasize more particularly the antecedent by employing a demonstrative that pointed to the following clause. Perhaps this is to be viewed as having some connection with the frequency of asyndetic relative clauses in the Northern dialects as pointed out by Curme. In any case there seems to have been a common driving force for the development of both *seþe* and *the which*.

In the rhythmical grouping of the sentence the demonstrative elements in the composite relatives were less strongly stressed compared to the surrounding words, and so were assigned to the subordinate clause in close relation to the second element of the combination. In some modern languages also an appositive or determinative pronoun is felt as belonging rhythmically to the relative clause. In this way *the* and *which* came in the end to be viewed as forming together a unit and as both belonging to the secondary clause. But that they were formerly felt as more loosely connected with one another appears from the earliest recorded instances of *the which*. It was mentioned above (p. 166) that in OE. poetry a preposition originally could not govern the composite relative *seþe*. The explanation was that *se* belonged to the primary clause, while the preposition belonged syntactically to the secondary clause. Now we find an exactly similar tendency regarding early instances of *the which* (cf. Curme pp. 361, 362). In the great majority of cases the simple *which* is used after a preposition, while otherwise *the which* is the regular form. In Cursor Mundi the figures are: prep. + *quilk* 14, prep. + *þe quilk* 6. But in the Cotton MS. *þe quilk* is only once used in this position, and of the 5 other cases 4 occur in the Göttingen MS. only, 1 in the Göttingen and Fairfax MSS. The same holds good with other early texts. In the Handlyng Synne the figures are: prep. + *whych* 3, prep. + *þe whych* 1, in the West Midland Psalter 25 and 0 respectively. These figures have been obtained by counting the instances in both poetical and prose documents. It might be argued that *þe* was left out for rhythmical reasons,

this weakly stressed word between the preposition and *which* being felt as an unnecessary element which could well be dispensed with to the advantage of a smoother rhythm. To this it can be said that *þe*, being an unstressed word, does not seem to have played any important part in the rhythmical system of a verse nor in the prose in the early texts, as it could be either used or left out. And rhythmical reasons did not prevent *the which* from being employed frequently in later texts after prepositions. When this was the case, it must already have become a unit, a stereotyped combination regarded as a real relative expression, just like *seþe* in later stages of its development.

Yet some examples of *the which* after prepositions are found at an early date. A few cases occur in Cursor Mundi, as we saw above. We must bear in mind, however, that the conditions in this document represent an advanced stage in the development of *the which*. The earlier stages it is unfortunately impossible to follow, owing to the break in the literary tradition in the Northern dialects. But in texts from the middle and latter part of the 14th century instances of prep. + *the which* become more and more frequent. Thus in the works of Rolle I have investigated, *whilk* is found after prepositions in 6 instances, *þe whilk* in 19. In the Religious Prose Treatises written in a Northern dialect and somewhat later than Rolle's works the figures are 18 and 13 respectively. In many writers in the subsequent period there does not seem to be any difference in the choice of *which* or *the which* after prepositions, although *which* in this position seems to have prevailed. Thus in Chaucer's prose works there are to 35 instances of prep. + *the which* 286 of prep. + *which*.

In modern Swedish there is a relative combination which may be compared to *the which* in this respect. I refer to the combination *den där*, which is employed in a literary style and is now considered as more or less archaic, but the syntactical use of which is nevertheless regulated according to

a living speech instinct. It now seems to be used chiefly when the antecedent is an indefinite pronoun or a noun preceded by the indefinite article. This relative combination arose in a way similar to that of the composite relatives treated above. *Där* (= there, in ON. *þær*), originally a place adverb, developed relative function already in ONordic, first as a relative adverb, later as a relative particle generally; *den* (earlier *þen*) was a demonstrative used as a determinative or appositive antecedent of *þær*. This development is illustrated by a number of examples in O.Sw. texts: þa giui sak þem by þær ær næst *VG* 16, 11 »accuse then that village which is nearest»; bindæ han wiþær mæþ sæx mannum. þem þær wiþ waru *UL* 139, 4 »convict him with six men who were present»; tolff mæn. þe þær ahörþu *ibid.* 176, 3 »twelve men, who listened to it». In the last two examples forms of the demonstrative *þen* are placed after the noun they define and are thus brought into close relation with the relative clause introduced by *þær*[1]. In this way *þen þær* could be felt as forming together a composite relative. As such it is regarded in the modern language. Compare these later examples: I then samma landzenda woro noghre heerdar the ther wakade och höllo word om nattena vtöfuer theres hiord *Luk.* 2: 8 (NT. 1526) »In the same country there were some shepherds who abided and kept watch over their flock by night»; Loffuat ware Herren . ., then ther kan frelsa sitt folck 2. *Mos.* 18: 10 (Bible 1541) »Praise be unto the Lord . . . who can save his people»; Den närvarande tiden företer ganska många tecken, de där tyda hän på fara, förstörelse och upplösning i andligt hänseende F l e n s b u r g *Kyrkl. tal* 280 (1878) »The present time shows many signs which point to danger, destruction and dissolution in the spiritual field». In all these examples *de där* would in ordinary language be replaced by the relative particle *som*, corresponding in use to English *that*. The whole combination *de där* is now

[1] *Þær* in these examples is on the border line between a place-adverb and a relative particle.

pronounced hurriedly and without any stress, especially its demonstrative element. It was formerly possible to use the combination as object also, but now it is restricted to the function as subject of the relative clause. And it has never been recorded after a preposition.

In this position *the which* differs from the Fr. pronoun *lequel*, which from the beginning of its existence was frequently governed by a preposition. In conjunction with prepositions it was indeed necessary in some cases to use *lequel* and not *qui* or other relative pronouns. It is therefore not easy to see why *the which*, if it was formed on *lequel*, did not take over the syntactical functions of *lequel* as well. *The which*, at least in the earlier stages of its use, could be better compared with such relative expressions in French as *ce qui* or *celui qui*, in which *ce* and *celui* have retained their demonstrative force, and which cannot be preceded by a preposition.

Another reason against the supposition that *lequel* was the source of *the which* is the fact that *lequel* is used not only as a relative, but as an interrogative as well. Its employment as interrogative even seems to have been more frequent in the early texts than its use as a relative; cf. the early instances in e.g. Littré's large dictionary. In English *the which* does not occur as an interrogative, either in direct or in indirect questions. The very few exceptions I have found [1] are probably to be ascribed to the analogy with the frequent use of *the which* as a relative.

---

[1] ȝou sceu nu queþer o þir tua here, / þat þou will haue to þis mister / In-to þe sted Iudas has losen, / þe quilk o þir þou will ha chosen *Cursor M.* 18903 ff. (Cotton MS.); To Paris dom we graunten alle, / þe whilk of vs fairest schal falle *Chron. Eng.* 525 f.; lat us see the whiche of hem han spoken most resonablely Chaucer *T.Me.* 2455; y-travailed – to enqueren the whiche thing is cause of the whiche thing Chauer *Bo.* 5 pr. 3. 1680—5.

IV

We shall now turn to the early examples of *the which*. What interests us is the type of clause in which this combination is employed. We may distinguish between noun clauses and adjective clauses, restrictive and explicative clauses, clauses with a demonstrative element before the antecedent and those without such an element. The texts which have been investigated for this analysis are only those of an early date: The Gast of Gy, Cursor Mundi, Handlynge Synne, The West Midland Psalter, and the works of Rolle published by Perry (EETS 20) and Miss Allen [1]. With these have been compared the Religious Pieces in Prose and Verse from the Thornton MS. [2], written in the Northern dialect in the latter part of the 14th century, and the prose works of Chaucer.

In Cursor Mundi *þe quilk* occurs as a relative in all in 71 instances. The three oldest MSS. which best preserve the Northern dialect, the Cotton (C), Fairfax (F) and Göttingen (G) MSS., agree in the employment of *þe quilk* in 45 instances. Two of these MSS. agree in 7 cases, while in 19 *þe quilk* is employed in only one of the three MSS., in 10 of these only in C. In the MS. of a more Southerly character, the Trinity MS., *the which* occurs in only 2 cases (421, 9637).

In by far the majority of cases *þe quilk* is used in explicative clauses, which define or explain the antecedent. I have counted 55 instances of this use against 10 in which *þe quilk* introduces a clause of a restrictive character. When *þe quilk* is employed in an explicative clause it is generally at a long distance from the antecedent, e.g. 11357 ff. þat ilk dai a propheci / Said symeon of vr leuedi, / Of hir and of hir sun iesu, / þe quilk i sal sai yow nu; 1366 f. Pepins þen he gaue him thrin, / þe quilk a þe appel tre he nam; 3713 f. His brade blissing he him gaue / þe quilk his broþer wend at haue; 7877 f. A mikel tour

[1] English writings of Richard Rolle. Ed. by Hope Emily Allen. Oxford 1931.

[2] Ed. Perry, EETS 26.

was lang and brad, / þe quilk in ierusalem he made; 11766 ff. þair idels all / Sal fall dun als þai war noght, / þe quilk þai wit þair handes wroght; 6643 ff. »Heu þe suilk tables», he said,/ »Als i þe forwit had puruaid, / þe quilk þou brak.» — We see in these cases a clear tendency to use a form of a relative which is capable of recalling the antecedent more strongly: the demonstrative element *þe* must have given *quilk* such a greater emphasis, or rather, it must have represented the antecedent repeated emphatically before the relative clause. Other observations tend in the same direction. Most of the examples of *þe quilk* (42) are found after an antecedent that has no demonstrative word placed before it; *þe quilk* is therefore used in such sentences to define more clearly an indefinite antecedent. Examples of this are found among the instances quoted above. In those cases in which a demonstrative precedes the antecedent (23), this antecedent is often so far from the relative clause that a repetition of the demonstrative must have been felt as desirable, e.g. 491 f. þas oþer gastes þat fell him wiht / þe quilk for-sok godds grith; 12700 ff. þe mikel Iam þat es to sai, / þe quilk king herod did to sla; 8471 f. þe thride boke efter þa tua / þe quilk man clepes cantica; 4982 ff. þat þai þe yongeist bring in place, / þat þai lefte at þeir fader in, / þe quilk þai clepid beniamin. In those cases in which we have to do with a continuative relative clause, i.e. a clause which has such a degree of independence of the preceding clause that it almost corresponds to a new sentence, it is characteristically *þe quilk* which is employed. — *quilk* occurs as a relative in only 19 instances. Out of these, it is used in 14 cases after prepositions.

The conditions in some other early texts correspond to those in *Cursor Mundi*, but the examples are too few to enable us to draw any conclusions. In *Handlyng Synne*, composed in the East Midland dialect at 1303, I have found 11 examples of *the whych*, 4 of *whych*. In 10 cases out of the 11, *þe whych* is employed in explicative relative clauses, generally in a position far from the antecedent; once *þe whych* is used after a prepo-

sition. Of the 4 instances of *whych* it occurs after a preposition in 3. In the fourth case it is coordinated with *þe whych* referring to the same antecedent (10192, see quot. on p. 159).

In the West Midland Psalter, of about the same date as the preceding documents, I have counted 60 instances of *þe which* and 50 of *which*. *þe which* is employed in explicative and continuative clauses mainly (57 cases), and only seldom in restrictive clauses (3). Only in 10 instances is *þe which* placed immediately after the antecedent, otherwise it is separated from it by several words or whole clauses. *þe which* is never found after a preposition. Of the 50 instances of *which* it is used after a preposition in 25. In 15 cases of the remaining 25 *which* is found in explicative and continuative clauses, in 10 in restrictive clauses. When *which* has been chosen, it is in more than half the cases (14) in close connection with the antecedent. A demonstrative element precedes the clause introduced by *þe which* only in a minority of cases (6).

In the *Gast of Gy* the unquestionable examples of *þe whylk* are only 3, all in explicative clauses. *whilk* occurs in 6 instances, in 5 of these after prepositions.

In the prose works of Rolle which have been investigated the conditions are in some respects altered. *þe whilk* has been found to occur in 68 instances, *whilk* in 20. In these texts also *þe whilk* is in the majority of cases employed in explicative and continuative clauses (40), but it is used in not a few restrictive clauses (9) and after prepositions (19) as well. *þe whilk* is placed in a position close to the antecedent in far more instances than in the other texts considered (24). All these facts seem to indicate that *the which* had become a more unified combination than before. But it is still evidently felt as containing a special power to recall strongly the antecedent.

The same observations as in Rolle's works hold good with regard to the Religious Prose Treatises printed from the Thornton MS. *þe whilk*, occurring in all in 29 instances, is used in explicative clauses in 16 cases and after prepositions

in 13; *whilk* is found in 21 instances, in 18 of these after prepositions. In continuative clauses it is *þe whilk*, not *whilk* that is chosen.

All the documents hitherto scrutinized belong to the Northern or Midland dialects. With the texts last considered we have already reached the latter part of the 14th century, when many changes in the original syntactical value of *the which* had evidently taken place. In order to compare the observations made regarding the other dialects with conditions in the South I have searched through the prose works of Chaucer as representative of a more Southerly dialect. I have restricted myself to the prose works because then we are certain that no metrical reasons can have influenced the choice of one form or other. The examples of *the which* are 117, of *which* 338, to which accede 83 instances of *which that*. *The which* is employed in explicative clauses in 74 instances, in restrictive clauses in 8. The corresponding figures for *which* are 40 and 12. In continuative clauses it is generally *the which* that is chosen (31 cases as against 6 of *which*). It is also mainly in continuative clauses that *the which* is used after prepositions.

Now I am not blind to the fact that the figures presented in the above pages are by no means infallible criteria of the actual usage in the different writers. It must have depended very much on the individual scribe which form was chosen in copying the texts. But some conclusions I think the collected evidence allows us to make: The early documents of the North and Midland dialects seem to agree in a very common use of *the which;* this composite relative is chiefly employed in explicative clauses in which the distance between antecedent and relative clause is great; in the majority of cases *the which* is found after clauses which do not contain a demonstrative element; *the which* originally seldom occurs after prepositions. in this position *which* prevails in all the early texts, and though *the which* is later employed here too, it is always less frequently employed.

All these facts agree well with the assumption that *the* was originally a demonstrative belonging to the primary clause and placed as an apposition to the antecedent immediately before the relative clause introduced by *which*. There are some striking parallels with the OE. composite relative *seþe*. As was mentioned above (p. 166), a preposition originally could not be used before this combination either. *Seþe* was also usually employed in explicative clauses. In Aelfric, in whose works *se* and *seþe* are most frequently represented of all later OE. texts, *seþe* is found to occur in the great majority of cases in explicative clauses. In his *Homilies* III pp. 24—486 Johansen (p. 170) has counted 75 instances of the construction »noun-antecedent + *seþe*», and 56 of them are those in which the relative clause is explicative. Johansen's statement concerning this holds good *mutatis mutandis* with regard also to *the which* (p. 170): »In den determinativen Relativsätzen wurde aus rhytmischen Gründen die ganz leichte Partikel »þe» bevorzugt ... . In den auf einen schon vorher bekannten Begriff hinweisenden Relativsätzen, wo zwischen dem Hauptsatz un dem Nebensatz ein deutlicher rhytmischer Bruch liegt, war dagegen oft ein deutlich hervorzuhebender Hinweis auf das Bezugswort erwünscht, und aus diesem Grunde wurde hier vielfach die characteristischere und vollere Form des Kompositums ... vorgezogen.» In my previous paper »On continuative Relative Clauses in English» I have quoted (p. 9) some instances that are good illustrations of this use of *seþe* in Aelfric. Other examples could be added, e.g. he us getiðige wununge ... se ðe us ahredde ..., se ðe rixað on ecnysse *Hom.* I 338; Criste, se ðe is ure Mundbora ..., se ðe leofað and rixað I 350; Crist on heom si gebeden se ðe bið underfangen *Rule of St. Benet* (ed. Logeman) 88.9; seðe cueð him ... *St. Matth.* XIV 18 (Lindisf. MS.; Latin: Qui ait illis ...); An of eow twelfum me sylð, se ðe his hand on disce mid me dypð *St. Mark* XIV 20 (Corpus MS.); Criste, godes sune, þe scop him seluen after mire andlicnesse, and becam soð mann; se ðe was, and is, and æuremo bieð, an soð godd *Vices & Virtues* 97.2 ff. - With these we

may compare the explicative or continuative clauses introduced by *the which*, e.g. Bot þar-of es oþer sines smale, /þat clerkes clepes veniale, /þe quilk sua hali man es noght /þat he ne umquil wit ſaim es soght *Seven Deadly Sins* 17 ff.; Be þe glorie of our Lord in þe world; our Lord shul gladen in his werkes; þe which lokeþ to þerþe and makeþ it to tremblen; þe which toucheþ þe mounteyns, and hij shul smoken *West Midl. Psalter* 103. 31 f.; cf. *ibid.* 102. 2 ff.; 113. 7; 134. 7 ff.; 135. 3 ff., etc. — Some examples in the *West Midland Psalter* are interesting as showing the distribution of *which* and *þe which* in restrictive and explicative clauses, e.g. 145.4 Blisced be he which þe God Iacob is his helper, and his help is in the Lord, þat made heuen and erþe, þe see and alle þynge þat ben in hem; þe which kepeþ soþenes in þe world . .; *Ps. Moyses* 14 þou was lader in þy mercy to þe folk, which þou raunsounned; *ibid.* 19 þi folk, Lord, þe which þou had in welde; *Ps. Moysi* 25 Hi sacrified to deuelshippes, & nouȝt to God, to goddes which hij ne knew nouȝt. Newe and fresshe goddes commen, þe which her fadres ne honured nouȝt.

In our analysis of the early examples *the which* was found to be employed most commonly after those primary clauses in which no demonstrative element was placed before the antecedent. In the ONordic languages such a demonstrative never preceded a clause that was introduced by a composite relative (Johansen p. 61). With regard to OE. *seþe* it is well known that constructions like »se man seþe» are not infrequent, but originally, at least, there seems to have been a tendency to use *seþe* too after clauses in which the antecedent was expressed vaguely or less definitely, without a demonstrative element. As with *seþe* in examples of younger date, *the which* later became widely used after demonstratives as well. But then the demonstrative was often placed at some distance from the relative clause, and it was felt desirable to repeat this demonstrative through the first emphasizing element of the combination *the which*.

All the clauses that were analysed above were adjective clauses, i.e. they were added to define an antecedent consisting of a noun or noun equivalent. But there are also relative clauses that have no preceding noun as an antecedent, and which themselves contain all that is to be said of the idea they describe. A number of them introduced by *the which* are found in the early texts. Some examples: Ilkan of þaim sulde in þair hand / Biddin be to bere a wand, / þe quilk of þaim þat bar burioun / suld spouse þat may *Cursor M.* F 10733 ff. (C has *þat quilk*); Mai fall þis es þat ilk iesus, / þat stincand lazarum fra us / Of his erthing þe thrid dai / Laisd and him ledd a-wai, / þe quilk al ded him quick [he] yald, / þis word wit-stand had i na wald *ibid.* 18039 ff.; þe which comen in-to þe see in shippes . . Hij seȝen þe werkes of our Lord *W. Midl. Ps.* 106. 22; þe which þoȝten wikkednes in hert, hij stablist batails aldai *ibid.* 139. 2; similarly 139. 5; Thare are many maners of thynkynges, whilke ere beste to þe I cane noghte say, bot I hope þe whilke þou felis maste sauour in *Rolle's Pr. Tr.* p. 36; cf. also Chaucer *Bo.* IV p. 6. 1520—5 And other folk dreden more than thei oughten the whiche thei myghte wel beren. — If we compare with these the instances containing *þe þat* quoted on p. 160, I think the similarity will be found striking. In examples like these, *the* to my mind is to be considered as a kind of demonstrative antecedent to the following relative clause, and is felt as an independent element more clearly than in the adjective clauses, in which it is used as an apposition to the noun antecedent.

But perhaps even in these *the* played a more significant part than we are apt at first sight to think. Johansen points to the fact that also in some modern languages constructions occur in which a noun is defined by an appositional group consisting of a pronoun and a following relative clause. He quotes (p. 66) several instances from Modern Danish, e.g. from the translation of the Bible: Nikodemus, han, som var kommen til ham om Natten *John* 7, 50 »Nicodemus . . ., he that came

to him by night»; Bethania, hvor Lazarus boede, han, som Jesus havde oprejst fra de døde *ibid.* 12,1 »Bethany, where L. lived, he whom Jesus had raised from the dead». In both instances the modern Swedish translation has an exactly similar construction. From the Swedish translation I further quote *John* 12, 4: Men Judas Isariot, en av hans lärjungar, den som skulle förråda honom, sade då . . . »But Judas Iscariot, one of his disciples, the one who was to betray him, then said . . .»[1] Other similar examples may be found abundantly in modern Danish and Swedish writings. Curme adduces some modern English examples in his paper pp. 337 ff. With instances like those I think we may compare early examples of composite relatives, and also of *the which*. Cf. e.g. *Cursor M.* 5236 ff. Manassen and effraim, / þat in egipte his wijf him bare, / þe quilk þe king had gin him þar; 10007 f. þas er four vertus principals, / þe quilk man clepes cardinals; 2175 f. þe toþer eild endis in thare, / þe quilk began at lel noe; 4119 f. An was eildest o þe elleuen / þe quilk yee herd me ruben neuen; 12700 ff. þe mikel Iam þat es to sai, / þe quilk king herod did to sla; 605 f. A land o lijf, o beld, and blis, / þe quilk man clepes paradis; 12150 ff. Ya for soth yeit sai i mare, / Of Abraham þe quilk yee call / þat he suld be your fadir all; 16379 ff. O þis iesu spek þou namar, / bot of a-noþer man, / þe quilk nu we haf til us taken, / his name is baraban; *Hand. Synne* 2765 ff. Ȝyt þer ys anoþer sweryng / where-þurgh comþ ofte grete cumbryng, / þe whyche ys, an oþe oute of mesure.

While in the modern examples the appositive group »pro-

---

[1] That these constructions are not due to the original, at least not in the latter examples, a comparison with the corresponding passages in Greek and Latin will show: 7,50 *λέγει Νικόδημος πρὸς αὐτούς, ὁ ἐλθὼν πρὸς αὐτόν, εἷς ὢν ἐξ αὐτῶν* — Dicit N. ad eos, ille qui venit ad eum nocte; 12, 1 *Βηθανίαν, ὅπου ἦν Λάζαρος ὁ τεθνηκώς, ὃν ἤγειρεν ἐκ νεκρῶν ὁ Ἰησοῦς* — Bethaniam, ubi fuerat L. mortuus, quem suscitavit Jesus; 12, 4 *λέγει δὲ ὁ Ἰσκαριώτης εἷς ἐκ τῶν μαθητῶν αὐτοῦ, ὁ μέλλων αὐτὸν παραδιδόναι* — Dicit ergo unus ex discipulis eius Judas Scariotis, qui erat eum traditurus.

noun + relative clause» is always explicative in nature, adding some characteristic features to the antecedent, clauses introduced by *the which*, though originally most frequently explicative too, came to be employed in restrictive clauses as well. Among the instances from *Cursor Mundi* quoted above most are of an explicative character, and this is typical of the early examples (cf. the figures on p. 173). But there are in this text some restrictive clauses too, e.g. 145 f. how god bigan þe law hym gyfe / þe quilk the Iuus in suld life; 4405 f. þat þai mai se þe wilani / þe quilk he soght on his lauedi; 13108 f. And þat man sal forblisced be / þe quilk him sclanders noght for me; 2365 f. To chanaan 3ee most now drau, / A land þe quilk i sal yow scau; 2445 f. To pastur commun þai laght þe land / þe quilk þam neiest lay to hand. Cf. *W. Midl. Ps.* 79. 16 And make hym þe which þy myȝt fourmed; 103. 10 þou setted þe terme, þe which hij ne shul nouȝt passe ouer; 140.10 Kepe þou me fro þe assaut þe which þe wicked stablist to me.

Note that in most of these examples a demonstrative or determinative element precedes the antecedent. In these cases *þe* could not have been so strongly stressed, and that must have contributed to make it possible to use *the which* in restrictive clauses. We saw from the figures above (p. 175) that in the later documents *the which* becomes more frequently employed in such clauses. *The* and *which* eventually came to be viewed as forming a more or less fixed combination, a stereotyped unit. This is also the reason why it became increasingly common to use *the which* after prepositions, something we find very rarely in the earliest texts. And in those instances in which *the which* is found in an adjectival function, we must also consider the two elements to have become intimately fused with one another. Such cases occur sparingly in the earliest texts. In Cursor Mundi I have found 6 instances (e.g. 421, 1545, 9434), in Handlyng Synne 2, in the West Midland Psalter 1. But later they become extremely common, especially in connection with the repeated antecedent, and are a feature of clumsiness that is apparent on almost every page of ME.

literature from the middle of the 14th century onwards and far into the Modern English period.

Yet *the which* seems to retain some of its original characteristics even in later texts, as it is always more frequently found in explicative and especially in continuative clauses. Most of the instances of prep. + *the which* in Chaucer are found in continuative clauses, which shows how this combination was considered a more emphatic expression than the simple *which;* and emphasis was needed in continuative clauses, where the relative was almost equivalent to a demonstrative. When therefore scholars assert that *which* and *the which* were employed indiscriminately,[1] they do not seem to have analysed the available material thoroughly enough. Yet it must be admitted that in many later writers it is indeed difficult to see any syntactical difference in the distribution of *which* and *the which,* to such an extent had the original force of *the which* become weakened or forgotten.

Here lay one of the causes of the disappearance of *the which:* as it had no function of its own, there was no reason to retain it. Yet *the which* was employed long after people had lost the feeling of its original force. The chief reason for this was probably that it was identified with the French corresponding form *lequel.* To the language feeling of e.g. Caxton and his contemporaries, *the which* was simply a faithful rendering of *lequel.* They did not know enough English philology to put it into connection with forces and tendencies in the previous stages of their own language. When it has been argued that the absence of *the which* in Caxton's *Reynard,* which is translated from the Dutch, as against its frequent use in his translations from French, is an indication of the French origin of *the which*[2],

[1] E. g. Kock, The English Relative Pronouns. Diss. Lund 1897, § 163: »þe which was probably formed in analogy with OF. lequel. It was employed fairly often during the 14—17th cent. in the same sense as which.» Cf. also Franz Sh. Gr.[3] § 337; Steinki op. cit. p. 71.

[2] Cf. de Reul, The Language of Caxton's Reynard the Fox. Gand & London 1901, p. 55; Winkler op. cit. p. 31.

it may be said in reply that Caxton need not have gone to any French sources to find models for his use of *the which*, but could have found them in the works of his English predecessors since the beginning of the 14th century. That he actually did not use *the which* in *Reynard* is to be explained simply from the fact that Caxton was strongly influenced by the language of his originals, and as he did not find any similar construction in Dutch, it did not occur to him to use the expression. But in the French translations the suggestive force of *lequel* induced him to employ the corresponding form *the which* very frequently.

The parallelism between *lequel* and *the which*, in the later stages of its use, is indeed striking. And it was only natural that when the two expression became identified, the French form influenced the syntactical employment of its English equivalent. When Abbot says (Sh. Gr. § 270) that the entire use of *the which* is parallel with that of *liquels*, this statement is true of the later language. It is therefore comprehensible that scholars should have thought it a matter of course for the French to give the model for the formation of a similar construction in English. But there are many instances in which the same needs and tendencies in different languages have given rise to similar constructions, and we may consider our case as one of them.

At long last *the which* could not, however, endure. It begins to disappear in the 16th and 17th centuries, first in the literary language, later in popular speech, though it appears now and again in later writers, as occasionally still in the 19th century.[1] The reason for its retention ne longer existed.

[1] For the later history of *the which*, cf. Franz in Engl. Stud. XVII 207; Krüger, Studien über die Syntax des englischen Relativpronomens zu Beginn der spätneuenglischen Zeit. Diss. Giessen 1929, p. 40; Steinki, op. cit. p. 72 f. Some modern examples I have found in Dickens (Martin Chuzzlewit) and Thackeray (Vanity Fair); Franz adduces some instances from Trollope and Ainsworth (Sh. Gr.[3] § 337).

Even the identification with French *lequel* no longer avai'ed and was probably not felt in the latter stages of its employment. Other reasons required its disappearance. It was a clumsy expression and as such had to give way to the requirements of ease and elegance. *The* as the less prominent part of the combination was sacrificed to these needs. Rhythmical reasons may have contributed, as Volckmar tries to prove [1]. At any rate it is safe to say that *the which* has been practically disused since the end of the 17th century.

There is one important question which I have hitherto not entered into. Why did not a form *the who* ever become common? There seems to have been equally good reasons for such a relative combination to arise. Yet it is only very rarely recorded. Curme does not know of other examples than a few in Gower. To these may be added some from Chaucer (*the whos*, Koch, op. cit. § 148), Caxton (*the whos*, Prol. & Epil. 66. 13), and Shakespeare (*the whom*, Wint. T. IV. 4: 539). These rare examples must probably be considered as analogical formations on *the which* and not as resulting from a parallel development. How are we to account for this? I must confess that I am not in a position to give a satisfactory answer. I think the explanation Curme gives, or rather refrains from giving, is a weak point in his argument. He says (p. 372): »The form »seðe sua hua» of the Durham glossarist was not as deeply rooted in the speech-feeling of his northern countrymen as »seðe suæ huælc» and disappeared entirely». But nor do I think it can be satisfactorily explained by assuming that *lequel* was the source of *the which*. From the standpoint of this theory we might also expect that *lequel* should give rise to a form *the who* as well, or inflected forms like *the whom*.

I venture, however, to make a few suggestions which might help to explain the practical non-existence of *the who*.

[1] W. Volckmar: Soziologische Studien zur neuenglischen Syntax. Diss. Jena 1930, pp. 61 f.

It may partly be caused by the difference in origin and use of the two pronouns *who* and *which*. *Who* was much more restricted in its use than *which*, as it was from of old employed almost exclusively with reference to a personal antecedent. Another reason seems to lie in the circumstance that *which*, at the time when the combination *the which* appears as a habitual composition, was no longer inflected; it first appeared in the North, where the loss of inflections started. It was therefore easier for a fixed combination *the which* to develop than for *the who*, because in the latter we would have forms like *the whom*, *the whose* as well, which would not be favourable for the development of a uniform combination. And as is known, the nominative case of *who* appeared but rarely before the 16th century. The composite relatives in different languages on the other hand seem to have been most frequently met with in the nominative function (cf. Johansen pp. 166 f., and above p. 172). And in all the composite relatives the second element is also an indeclinable word.

V

I will now try to summarize the conclusions I think I have arrived at. My starting point has been the conviction that the collected material decidedly points to a northern provenience of *the which*. At the time of its first recorded appearance in the end of the 13th or the beginning of the 14th century, we can scarcely assume the French influence to have been stronger in the North than in the South. Yet *the which* appears much later in the Southern dialects. The earliest instances of its use there I have found in religious pieces contained in MS. Laud 210 (1370), in the Vernon MS., dated c. 1370—80 (e.g. *Psalterium Beatae Mariae*, *Vision of St. Poul*, *Testamentum Christi*), in Chaucer, Wyclif, Gower, Trevisa and some other writers from the latter part of the 14th century. The very frequent occurrence in Wyclif's translation of the Bible as compared with the scarce use in the later revision may be

accounted for by the fact that Wyclif was a native Yorkshireman.

The texts in which early examples of *the which* occur generally stand in closer relation to Latin than to French originals. And when, in the case of early translations or adaptations from French, examples of *the which* are to be found, they are *not* rendering French *lequel*. These facts were what primarily led me to reject the theory of French influence. Also there seems to exist a difference in the original syntactical value of *lequel* and *the which*. First, *lequel* was frequently used as an interrogative pronoun as well. In all the earliest instances of *lequel* in Littré's French dictionary, those from the 11th and 12th centuries, it is used as an indirect interrogative. In English *the which* occurs only in exceptional cases in this function, and *which* is the regular form. The few examples of *the which* as interrogative may be formed in analogy with the frequent use of *the which* as relative. Further *lequel* could be used from a very early date after prepositions. Godefroy gives an example from the 11th century. In the earliest texts *the which* is very rarely employed in this position. If once *lequel* was the source, we should expect *the which* to have taken over its syntactical functions as well.

To find an alternative explanation of the origin of *the which* it is natural to turn to native elements and tendencies in the language, as has been done by several scholars before. The existence in OE. of a composite relative *se þe* has been pointed out by many either as a model or a parallel. It is difficult to see in it a direct model for the formation of *the which*, as we cannot follow an unbroken tradition between the two expressions, *se þe* having disappeared from the language before the appearance of *the which*. Yet there are some forms which might be considered as intermediate stages, or at least as the outcome of the same tendencies in the language (cf. pp. 159 ff.). And a similarity between the two cannot be denied, though there is no close parallel. In both cases we have a demonstrative element and a word used in a relative function forming together

a relative combination. In the former instance the relative word is the particle *þe*, in the latter the originally interrogative or indefinite pronoun *which*.

Through wide reading Curme had come to the same conclusions as regards the northern provenience of *the which* as I have arrived at myself. His attempt to explain the development of this form from the contamination *sėþe swa hwelc* or *se swa hwelc*, used as indefinite relatives in the northern dialects of the Lindisfarne Gospels and the Rushworth Glosses, has been an important and stimulating contribution towards the solution of the problem. How much I am indebted to him will have appeared from the preceding pages. I think, however, that if we take the indefinite relative contamination *se(ðe) swa hwelc* as the startingpoint, it is necessary to consider *seðe* as constituting some kind of antecedent to *swa hwelc*. Curme takes *the which* as a whole as a demonstrative pointing to a following asyndetic clause. I am rather inclined to regard *the* as a demonstrative belonging originally to the primary clause and forming, together with the relative clause introduced by *which*, an apposition to the antecedent, which was thus emphasized by this demonstrative element. Thus the formation of *the which* would be put on the same footing as that of other composite relatives, like OE. *seþe*, Gothic *saei*, Scandinavian *sa er* and similar constuctions in various languages. And it is interesting to note that *the which* originates from the same dialects in which *seþe* was especially frequently employed to introduce a relative clause. There thus seems to have existed in these dialects a strong tendency to emphasize the antecedent by using a demonstrative.

This assumption of the origin of *the which* is corroborated by many features of its original syntactical value. It is confirmed by the scarcity of instances in early texts where a preposition was used before the combination. It was impossible to combine the preposition, which was part of the relative clause, with *the* which originally belonged to the primary clause. The theory is also supported by those instances in which we

have noun clauses introduced by *the which* and where we have to regard *the* as a kind of demonstrative antecedent (examples, see p. 179). The same demonstrative force of *the* explains the frequent use of *the which* in explicative adjective clauses, where there is a desire to emphasize the antecedent; this is especially true of those cases in which the antecedent is at a long distance from the relative clause, and in continuative clauses (cf. pp. 173 ff.). Only in a minority of instances was *the which* employed in restrictive clauses in the early documents. This was the case especially in clauses where a demonstrative expression was already placed before the antecedent and where *the* was in consequence less strongly stressed (cf. p. 181).

The break in the literary tradition in the North of England has complicated matters very much, as we are not able to follow a continuous development of *the which*. In the earliest recorded instances of this relative combination we must regard the development as being already at an advanced stage. I am quite conscious of the fact that the explanations of the origin of *the which* that have been given in the preceding pages can be viewed only as suggestions, as attempts to account for the existence of this relative combination from native elements in the language. But I have renewed Curme's attempts because I feel convinced that *the which* is *not* from French. This is a conclusion based not on speculations, but on facts. It has therefore seemed desirable to me to take up the question again as I had reached the same conclusions as Curme, and as very few, if any, appear to have been shaken in their belief in the French origin of this relative combination.

Ole Reuter

Besprechungen

Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf, II. Band: Salomon und Markolf, Das Spruchgedicht, hrsg. von **Walter Hartmann.** Max Niemeyer, Halle/Saale. 1934. XLIV + 80 S. Preis: RM. 5.40.

Vor dem Erscheinen dieses Textes gab es keine kritische Ausgabe des mittelhochdeutschen Spruchgedichts von Salomon und Markolf. Das Gedicht war nur in der alten Ausgabe bekannt, die in den Deutschen Gedichten des Mittelalters von Hagen und Büsching (Bd. I, Berlin 1808) enthalten war und die in einem Abdruck der Eschenburgischen Handschrift E bestand.

Hartmann hat ausser dieser Handschrift drei andere benutzt, die Berliner Hs. B, die Darmstädter Hs. D, die Heidelberger Hs. H und dazu noch einen Auszug aus der Strassburger Hs. S, der die in das Spruchgedicht eingeflochtene Episode von dem bösen Weibe, das den Teufel übertrumpft, enthält. Bei der Herstellung des kritischen Textes haben Schaumbergs Untersuchungen über das deutsche Spruchgedicht Salomo und Morolf in PBB. 2 (1876), 1—63 und der von Benary in Hilkas Sammlung mittellateinischer Texte Bd. 8 herausgegebene lateinische Text gute Dienste geleistet.

In der Einleitung erörtert der Herausgeber in sieben Kapiteln den Stand der Forschung, die handschriftliche Überlieferung, das Verhältnis und die Bewertung der Handschriften, den Dialekt des Originals, den Reimgebrauch, den Vers, die zeitliche Fixierung und die Quellenfrage.

Die Wortkargheit, die sich in dieser Einleitung kundgibt, wirkt wohltuend im Vergleich mit der Breite, die man sonst oft in derartigen Darstellungen beobachten kann. Doch hätte man gewünscht, dass der Verfasser manchmal weniger summarisch verfahren wäre. So in der Behandlung der Mundart der Handschriften. Die Feststellung, dass die vier Handschriften E, B, D und H rheinfränkisch sind, ist ohne Zweifel richtig, aber da die ganze Darstellung der mundartlichen Charakteristika nicht mehr als ein vierte lSeite in Anspruch nimmt, so fragt man sich unwillkürlich, ob der Verfasser sich eingehend genug mit dieser Frage beschäftigt hat und ob er bei der Sichtung des diesbezüglichen Materials nicht weiter hätte gelangen können als zu dem negativen Schlusse, dass es nicht näher zu bestimmen ist, welchem Gebiete innerhalb des Rheinfränkischen die einzelnen Handschriften angehören.

Das gegenseitige Verhältnis der Handschriften hat Hartmann richtig bestimmt. Dass E und B einerseits und D und H andererseits eng zusammengehören, steht ausser allem Zweifel. Richtig ist ferner die Beobachtung, dass die Gruppe EB im allgemeinen den Vorzug verdient, dass aber auch die Gruppe DH, die oft »Erweiterungen und Abschweifungen» bietet, in nicht ganz seltenen Fällen das Richtige bewahrt hat. Bei der Erörterung der Differenzen zunächst im Versbestand und darauf im Wortlaut wird keine Vollständigkeit angestrebt; es werden nur Stichproben gegeben. Die Gründe, die den Schreiber von DH zu Umdichtungen bewegt haben, sind leicht greifbar: entweder war der Text der Vorlage ihm irgendwie nicht verständlich oder der Schreiber ging einem bestimmten Ausdruck, der seinem Dialekt nicht mundgerecht war, aus dem Wege. Hartmann hat dies eingesehen, obgleich er im Einzelnen darauf nicht eingegangen ist. Die Auslassung der Verse 762—773 in EB ist offenbar darauf zurückzuführen, dass das Auge des Schreibers sich von der Reimzeile 761 *Waz pinsestu daz sage mir* in die gleichlautende Zeile 772 verirrt hat, so dass der dazwischenliegende Text überlaufen wurde. In den Zeilen 383 f. *Den frunt und den arzet man prufet: so die not den man bedrufet* folgt Hartmann der Lesart DH mit der Motivierung, dass die Lesart der anderen Gruppe *den frunt und den arzet man bedrubet* eine »Verwässerung» in das alte Sprichwort hineinbringt. Hier entscheiden aber in erster Linie formale Gründe zu Gunsten der Gruppe DH. Dass *bedrubet* zu der zweiten Zeile gehört, geht ja ohne weiteres daraus hervor, dass zwei zu verschiedenen Gruppen gehörende Handschriften D und E übereinstimmend hier *bedrubet* haben und dass die Lesarten von E und B, die übrigens voneinander divergieren, keinen Sinn ergeben. Die Unsicherheit der Hss. E und B beruht darauf, dass der Reim *pruvet: bedruvet* des mittelfränkischen Originals dem rheinfränkischen Schreiber nicht geläufig war. Eine andere Textstelle, wo DH das Richtige bewahrt haben, ist 489f.: *Git dir din armer frunt klein gobe: die nim mit vollicklicheme lobe.* Die Hs. B hat hier folgenden Text: *Git dir din armer frunt gabe kleine: die inpach mit gabe alleine.* Hartmann macht folgende Bemerkung: »Hier fehlt allerdings E. Doch darf man annehmen, dass das zuverlässige B getreu y kopiert hat. D. h.: Der Fehler ist von y hineingetragen.» Die Sache liegt wohl hier so, dass y (= die Vorlage von E und B) ebenso wie x (= die Vorlage von D und H) aus dem Original den Reim *gabe: lobe* übernommen hatte, dass

dieser Reim aber den Schreibern von B und E nicht mundgerecht war. B modelte daher den Reim um, E wieder vermied ihn dadurch, dass es die betreffenden Zeilen und die folgenden als Antwort Markolfs dazu gehörenden einfach ausliess.

Das Verhältnis der vorhandenen Handschriften zu dem Original hat der Herausgeber so definiert, dass die Gruppen EB und DH nicht direkt, sondern durch eine verlorene Mittelstufe vom Originaltext abstammen; nur S sei eine direkte Abschrift des Originals. Auch hier hat Hartmann das Handschriftenverhältnis offenbar richtig beurteilt und die von ihm angeführten Zeugnisse dafür, dass eine Zwischenstufe für das Original und die Handschriftengruppen EB und DH anzunehmen ist, liessen sich — so glaube ich — noch mehren.

Es ist leicht zu sehen, dass der Dialekt des Originals der mittelfränkische ist. Schon Schaumberg hatte das Gedicht diesem Gebiet zugewiesen. Hartmann versucht nun die engere Heimat zu bestimmen. Nachdem er im vierten Kapitel der Einleitung eine grammatikalische Übersicht der im Reim vorkommenden dialektischen Eigenheiten gegeben, geht er dazu über, durch Verwertung derselben die mittelfränkische Heimat »einzuengen». Er gelangt dabei zu dem Ergebnis, dass unser Gedicht in Moselfranken nördlich der Linie Waxweiler — Bitburg — Trarbach — Andernach — Siegen — Olpe entstanden ist. Meines Erachtens ist die Beweisführung insofern überzeugend, als das südliche Moselfranken ausgeschieden wird. Ob aber das nördliche Moselfranken oder der Süden des ripuarischen Dialektgebiets in Betracht kommt, bleibt unsicher.

Die Entstehung des Gedichts wird auf Grund einiger allgemeinen Erwägungen in das letzte Viertel des 14. Jhs verlegt.

In einem kurzen Abschnitt gibt Hartmann Rechenschaft über die Prinzipien, die er in bezug auf den Text und den Variantenapparat befolgt hat. Dass er bei der Heranziehung des lateinischen Textes sehr sparsam verfährt, ist zwar dem Benutzer des deutschen Textes unbequem, aber man kann ja auch ohne Hinweise die entsprechende lateinische Textstelle in Benarys Ausgabe suchen und finden. Mehr Einwand möchte ich gegen die Äusserung Hartmanns erheben, dass der, der die grossen Ausmasse der deutschen Textvarianten kennt, die im Apparat wegen Raumersparnis angebrachten »Vereinfachungen» billigen wird. Noch schlimmer ist aber, dass man den Verdacht nicht los werden kann, dass in dem Variantenapparat fehlerhafte Wiedergaben vorkommen. Denn

es macht sich bei Hartmann ein eigentümlicher Mangel an philologischer Akribie bemerkbar.

Vergleicht man die kleine Anzahl von Varianten, die in der Tabelle auf der Seite XV der Einleitung mitgeteilt werden, mit den entsprechenden im Apparat abgedruckten, so findet man schon einige Diskrepanzen. In der Tabelle V. 963 *etwas*, im Apparat *etwaz*. In der Tabelle V. 993 *dann*, im Apparat *dan*. In der Tabelle V. 1021 *sniden an*, im Apparat *miden an*. — S. XXII weist Hartmann, um zu zeigen, dass Schaumberg sich durch die bei E häufig begegnende Schreibung von *a* für *o* hat verleiten lassen, zu Unrecht einen Übergang von o>a anzunehmen, auf den Reim *labet: habet* 245, der »einfach *lobet: hobet* (= *hovet*), also beide Male o» sei. Im Variantenapparat findet man angegeben: 245 *lobet* DH, *labet* (*: habet*) EB und 246 *enhobet* EBDH. Es bleibt unklar, ob EB *habet* oder *hobet* hat. Oder hat nur E *habet?* — S. XXVIII steht als Beleg für literarische Reime *waz : saz* 1513. An der betreffenden Stelle im Text steht jedoch die Verbalform *was* (: ensaz). Der angeführte Reim gehört also zu den Reimen *s : z*, die von Hartmann in dem unmittelbar folgenden Stück 3) behandelt werden. In diesem Stück steht *genist* statt des im Texte gedruckten *gemist*. Auf derselben Seite XXVIII sagt Hartmann: »Auslautendes postvokales *g* wird stimmlose Spirans. *lag : sprach* — — — — —. Daneben stehen Fälle von Auslautsverhärtung *weg : dreck* 491; *sprang : dank* 1433; *balg :* schalk 1235 (Bach 118).» Die beiden letztgenannten Fälle sind ja keine Belege für postvokales *g*. — S. XXIX im Stück 3) steht *niet : geriet* statt *niet : gesiet*, wie man aus dem Vers 1016 im Texte erfährt. Auf derselben Seite XXIX steht *dem doren* statt *eime doren* des Textes. — Fehler in den Hinweisen auf Textstellen kommen in der Einleitung sehr häufig vor: S. XXII Z. 17 v. u. steht 1735 statt 1535; S. XXIV Z. 13 v. o. 1153 statt 1453, Z. 19 v. o. 1157 statt 1117; S. XXV Z. 8 v. o. 647 statt 673, Z. 18 v. o. 1735 statt 1535, Z. 12 v. u. 459 statt 489; S. XXVI Z. 8 v. u. 911 statt 941, Z. 6 v. u. 1757 statt 1747, Z. 1 v. u. 987 statt 982; S. XXVIII Z. 1 v. o. 1801 statt 1881, Z. 9 v. o. 989 statt 939, Z. 13 v. o. 1013 statt 1113, Z. 13 v. u. 166 statt 1663, Z. 11 v. u. 1201 statt 1203, Z. 6 v. u. 747 statt 777; S. XXIX Z. 7 v. o. 317 statt 358, Z. 5 v. u. 65 statt 56; S. XXX Z. 1 v. o. 1527 statt 1028, Z. 2 v. u. 1211 statt 1231.

Im Hinblick auf diese Fehler in der Einleitung fragt man sich, ob man die Wiedergabe der handschriftlichen Varianten in dem unter dem Text stehenden Apparat für zuverlässig

halten kann. Einige Zeichen deuten darauf, dass dies nicht unbedingt der Fall ist. So wird in der Verszeile 5 als vom Text abweichende Variante *fremde* angegeben, obgleich im Text gerade *fremde* steht. Im Vers 211 steht im Text *schones*, wo offenbar *schonez* zu lesen ist. Hartmann gibt an, dass die Zeilen 497 — 501 in DH fehlen, während man guten Grund zu vermuten hat, dass nur die Zeilen 497—500 ausgelassen sind. Hat die Hs. E wirklich die Lesart *dorch* statt *der* in der Zeile 545 *Durch not der gerechte man?* Steht *dorch* nicht als Variante für *durch?* Im Vers 611 steht im Text *werdent* und als abweichende Variante der Handschriften EB ebenfalls *werdent*. Im Vers 1111 ist wohl *war* ein Druckfehler (statt *was*). Ebenso *wir* (statt *wie*) im Vers 1162. Im Apparat steht 1246: »zu] dar E, *fehlt* B.» Im Text findet sich aber kein *zu*, denn die betreffende Zeile lautet *die ir kint vor wider nam*. Es ist wohl *zu* in *vor* zu ändern. Im Text steht 1259: Er ist der *falschen* richter ein. Als abweichende Variante der Gruppe EB wird ebenfalls *falschen* angegeben. Im Apparat 1317 steht *keym* ohne Angabe der Handschrift. Im Vers 1712 steht *Brenget* im Text und ebenfalls als Variante *Brenget* ED. Im Apparat 1816: »nicht(:) F.» F ist wohl ein Druckfehler für E.

Die mangelnde Sorgfalt in der Revision des Manuskriptes und der Korrekturbogen, die aus dem Obengesagten erhellt, zeigt sich auch darin, dass auf der Seite XXIV der Beleg *bëren : swaeren* 61 in der folgenden Zeile zum zweiten Mal erscheint.

Der Abschnitt S. XXI—XXIII, in dem die Ansichten Schaumbergs kritisch besprochen werden, scheint mir überflüssig, denn die betreffenden lautlichen Erscheinungen werden in der Einleitung später nochmals behandelt.

Auf den kritisch hergestellten Text gehe ich hier nicht ein. Ich hoffe an anderem Orte einige positive Beiträge dazu liefern zu können. Trotz der vorhin genannten formalen Mängel finde ich, dass der Herausgeber wegen der vielen Vorzüge seiner Ausgabe das Lob verdient, das ihm von der bisherigen Kritik zu teil geworden ist.

Hugo Suolahti

Elisabeth Back, *Wesen und Wert der Lehnübersetzung* (Giessener Beiträge zur deutschen Philologie, XL) Giessen 1935.

Die vorliegende Schrift bietet eine willkommene erste Einführung in die Frage von der deutschen Lehnübersetzung, die bis in die letzte Zeit recht stiefmütterlich behandelt wurde.

Diese Darstellung will und kann natürlich keineswegs auch nur annähernd erschöpfend sein. Die Verfasserin begnügt sich in der Hauptsache damit, Beispiele aus dem bereits von anderen an den Tag gebrachten Material von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten und zu beleuchten.

Die allgemeinen Erörterungen, die sich an die Behandlung des Materials anschliessen, enthalten manche hübsche Beobachtung, daneben aber auch gelegentlich Gedanken, die kaum allgemeinere Zustimmung finden werden. So ist es z. B. kein glücklicher Griff, wenn die Verf. (S. 12) unterscheiden möchte zwischen Lehnübersetzungen und »blossen Nachahmungen», und zwar mit der Begründung, man sollte den Namen Lehnübersetzung »nicht für Gebilde missbrauchen, die ohne Not in den deutschen Sprachkörper einzudringen versuchen und dort das Bodenständige und geschichtlich Gewordene überwuchern». Auch die Voraussetzung, von der die Verf. dabei ausgeht: »Man entlehnt nur, was man nicht aus eigenem besitzt», ist nicht stichhaltig, denn es wird aus verschiedenen Ursachen manches entlehnt, obgleich ein einheimischer Ausdruck bereits vorhanden war. Und so ist es zu empfehlen, alles dasjenige Lehnübersetzung zu nennen, was seiner Bildungsweise nach eine solche ist. — Auch die Behauptung (S. 25): »Der Mundart ist die Lehnübersetzung wesentlich d. h. von Natur aus fremd», ist etwas übertrieben. Die meisten Mundarten weisen freilich eigene Lehnübersetzungen nur selten auf. Dies beruht darauf, dass die meisten Mundarten, ausser den Grenzmundarten, wenig zweisprachige Individuen besitzen. Den Grenzmundarten ist aber die Lehnübersetzung nicht fremd. Das Fehlen von Lehnübersetzungen in der Mehrzahl der Mundarten beruht somit nicht auf ihrer Struktur (»Natur»), sondern hängt von äusseren, geographischen Ursachen ab.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Gebiete des Wortschatzes (S. 24—31), die eine grössere Anzahl von Lehnübersetzungen aufweisen, fehlt z. B. die Sprache des Sports (*Fussball* vgl. engl. *foot-ball*, *Flachrennen* vgl. engl. *flat-race* u. a.), des Wirtschaftslebens (*Grosshändler* vgl. frz. *marchand en gros*, *Freihändler* vgl. engl. *free-trader* u. a.) und des staatlichen und politischen Lebens (*Dreibund* vgl. frz. *triple-alliance*, *Einpeitscher* vgl. engl. *whipper-in*, *Geschäftsträger* vgl. frz. *chargé d'affaires* u. a.). — Die Literaturnachweise sind etwas dürftig und ungleichmässig (so vermisst man, um ein paar Beispiele zu nennen u. a. Mauthner, Die Sprache, und Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache).

Um auf diesem Gebiet weiterzukommen, gilt es, zunächst die verschiedenen Epochen und Gebiete gewissenhaft zu durchmustern, eine mühevolle und zeitraubende, aber sicher lohnende Aufgabe (als eine in diesem Sinne förderliche Leistung sei hingewiesen auf Werner Betz, Der Einfluss des Lateinischen auf den althochdeutschen Wortschatz. 1. Der Abrogans [Heidelberg 1936]). Ferner ist die Problemstellung zu erweitern und zu vertiefen, indem die Ursachen der Entscheidung bei der Wahl zwischen den verschiedenen zu Gebote stehenden Übersetzungsmöglichkeiten einer umsichtigen Prüfung unterzogen werden (wie dies neuerdings für einen Teil der ahd. Lehnübersetzungen getan wurde von A. Lindqvist, Studien über Wortbildung und Wortwahl im Althochdeutschen mit besonderer Rücksicht auf die nomina actionis [PBB 60, S. 1 ff]).

Emil Öhmann

Elise Richter, *Beiträge zur Geschichte der Romanismen*, I. Chronologische Phonetik des Französischen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. Halle (Saale (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 82). Halle (Saale), Max Niemeyer, 1934. XVI + 290 p. 8:o. Prix: broché RM. 28.—.

Les vues de Mme Richter sur quelques-uns des problèmes centraux de la philologie romane diffèrent souvent de ce qu'admettent en général les linguistes de nos jours. Dans ces conditions, il a semblé utile de résumer brièvement l'Introduction, où l'auteur expose sa manière d'envisager ces problèmes.

En traçant l'histoire d'une langue, déclare l'auteur, il ne faut pas se borner à une simple énumération chronologique. On doit aussi étudier les faits en eux-mêmes et leurs rapports éventuels. Il ne suffit pas de comprendre l'importance des facteurs sociaux, de la civilisation, des processus sémantiques, et l'influence qu'ils ont exercée sur le fonctionnement de la langue. Dans cet ordre d'idées, la linguistique s'est bien engagée dans la bonne voie. Cependant, on a trop négligé l'application de cette méthode aux recherches phono-psychologiques, et c'est cette lacune que Mme R. veut combler.

L'auteur critique assez sévèrement les grammaires dites historiques. Reconnaissant volontiers le profit qu'elle en a elle-même tiré pour son livre, Mme R. déclare qu'elles ne contien-

nent cependant pas l'exposé historique de l'évolution de la langue, telle qu'on s'attendrait à l'y trouver. Elle en désapprouve aussi l'économie, basée sur la physiologie, qui ne fait ressortir ni les relations mutuelles des phénomènes particuliers ni l'ordre dans lequel ceux-ci apparaissent. Mais cette attitude critique n'empêche pas l'auteur de reconnaître les mérites d'un Meyer-Lübke, d'un Brunot, d'un Bourciez. Le manque d'une phonétique chronologique s'explique, selon l'auteur, par le fait que nos maîtres, estimant la tâche trop difficile, ont reculé devant le dédale des questions compliquées où ils allaient se perdre.

Dans le paragraphe suivant, l'auteur présente de plus près la méthode chronologique qu'elle se propose d'appliquer. Le point de départ de ses recherches est l'époque préhistorique et l'époque du latin archaïque. Il en ressort que quantité de phénomènes populaires peuvent remonter très loin sans être communs à toute la Romania.

A côté de la chronologie »objective» et absolue, il faut toujours en admettre une autre, qui est relative, parce que les monuments littéraires avec leur orthographe conservatrice ne nous permettent guère de dater la première apparition d'un changement phonétique donné.

Toute preuve postérieure à une date qui aura été fixée par la chronologie relative des changements phonétiques sera sans valeur pour la chronologie, mais peut avoir une valeur réelle pour l'étymologie et la sémantique. Toute leçon attestée chez les auteurs se rapportera à leur âge mûr, à moins qu'il ne s'agisse expressément d'œuvres de jeunesse. Toute citation de grammairiens latins, qui la plupart du temps se copient l'un l'autre, ne sera concluante pour l'époque d'un grammairien donné que là où celui-ci se sera écarté de ses prédécesseurs. L'exposé chronologique prouve, selon Mme R., que plusieurs changements se sont produits plus tôt qu'on ne l'admet en général. Ce fait remarquable nous interdit de postuler une *koinè* latine, base des langues romanes. La *koinè* ne vaut que pour la langue littéraire et pour ce que l'auteur appelle *Alltags- und Zweckschriftsprache*, c.-à-d. pour la langue des inscriptions. Même les témoignages datés sont dans ce cas peu concluants pour le lieu de provenance du texte.

Tout autre est le cas du langage parlé, qui a présenté et présentera toujours des variétés suivant la classe sociale du sujet parlant et la localité qu'il habite. Ce sont là les deux facteurs de la différentiation des langues romanes, différentia-

tion qui tient, non pas à l'âge de la romanisation, ni à la date plus ou moins tardive à laquelle un pays donné s'est séparé de l'empire romain, mais bien 1) à la manière dont s'opérait en chaque cas la romanisation et 2) à l'influence, différente d'une province à l'autre, exercée par l'accent d'intensité qui jouait un rôle de plus en plus important en latin.[1]

1. Le plus souvent sont intervenus dans la romanisation a) les soldats qui ont créé une tradition linguistique inconsciente soit parfaite soit imparfaite, un langage populaire, b) les écoles qui ont créé une tradition consciente et parfaite, c.-à-d. la langue des gens cultivés. Le premier de ces deux types de langue complète sans cesse son vocabulaire par des emprunts faits au second, qui se transforme aussi, quoique d'une manière très lente.

2. Le traitement différent de l'accent d'intensité latin est le distinctif le plus significatif de chacune des langues romanes, c'est là aussi le plus puissant des éléments qui en différencient l'évolution. Ici, les questions ethniques entrent en ligne de compte. Les habitudes linguistiques personnelles du sujet ont été soit parallèles, soit contraires à celles qui étaient propres au latin.

L'exposé chronologique met en lumière plusieurs faits qui, d'ordinaire, restaient un peu obscurs.

1. C'est d'abord ce qui est relatif à l'idée qu'on se fait de la rapidité plus ou moins grande avec laquelle se produit chacun des changements. Tel changement se produit plus vite que tel autre. Il en résulte qu'on ne pourrait parler d'un parallélisme absolu entre deux phénomènes dits similaires.

2. Quelques-uns des changements se circonscrivent à une époque donnée, d'autres ont lieu même plusieurs fois. La tâche de la chronologie est de reconstruire l'évolution d'un mot à partir d'un point de départ donné jusqu'à un terminus donné. C'est ainsi que l'auteur parvient à établir neuf phases intermédiaires entre lat. p r e t i a t et fr. mod. *prise*.

La méthode chronologique prouve l'inexactitude de bien des formes hypothétiques dont les étymologistes s'étaient servis dans une si grande extension.

Dans un paragraphe particulièrement intéressant de son Introduction, Mme R. essaye de répondre à deux questions fort discutées dans le monde linguistique, à celles de savoir 1) s'il existe un rapport entre l'évolution linguistique et l'histoire

[1] » . . . in der von Provinz zu Provinz verschiedenen Auswirkung des im Lateinischen steigenden Hervorhebungsdruckes» (p. 5).

externe d'un peuple, et 2) si le caractère d'un peuple exerce une influence sur la structure phonétique de la langue qu'il parle.

1. La plupart des changements phonétiques se sont produits dans le laps de temps qui va du latin préhistorique jusqu'à la fin du IV^e^ siècle. Mais ceux qui donnent au français son caractère propre surviennent entre le V^e^ et le VIII^e^ siècle; c'est le cas notamment de la diphtongaison de *e* et *o*.

Si l'on compare l'histoire de l'évolution de la langue avec celle de la vie politique en France jusqu'à l'époque de Charlemagne, on constate que les changements les plus importants et les plus profonds coïncident avec des périodes de trouble, d'anarchie et d'insécurité. La théorie de l'évolution de dépendance de ces deux faits est admise par la plupart des linguistes de nos jours, entre autres par M. W. v. Wartburg. Mme R. cependant s'inscrit en faux contre cette manière de voir. L'évolution linguistique ultérieure, dit-elle, est caractérisée par le fait que le français se transforme d'une manière extrêmement lente, tandis que l'histoire externe suit des voies qui sont assez accidentées. Le profond bouleversement social de la grande Révolution trouble le premier ce calme linguistique presque parfait, mais ce n'est qu'à partir des trente dernières années du XIX^e^ siècle qu'on peut parler de changements réels. A en croire l'auteur, il n'y aurait donc pas moyen de résoudre la question. Cependant, voici ce qu'elle écrira quelques pages plus loin (p. 17): »Je höher die Kultur und je ruhiger die politische Lage, desto stabiler die sprachliche Überlieferung. Unter gleichen äusseren politischen Verhältnissen dürfen wir von vornherein bei einem älteren Kulturvolk nicht dieselbe Haltung erwarten wie bei einem in voller Gärung begriffenen neuen Volkgebilde, wie die mit Franken durchsetzten Gallo-romanen in ihrer gegenseitigen Beeinflussung es darstellen.« Voilà ce qui, à notre avis, constitue une réponse nette et positive. Il faut se rappeler en outre que la centralisation administrative, l'amélioration des communications, etc., paralysent les changements phoniques qui seraient trop rapides, ce qui, à la rigueur, ressort déjà du passage cité tout à l'heure.

Le professeur norvégien Alf Sommerfelt [2] écrit à ce propos: »Les phénomènes d'ordre social et historique sont la cause des changements linguistiques. Le fort développement de la civilisation et les pérégrinations intenses qui caractérisent les

[1] *Évolution et structure de la langue française* (Leipzig, 1934).
[2] *Hvordan sproget blir til. En oversikt over sprogets rolle i samfundene* (Oslo, 1934), p. 82.

peuples indo-européens, expliquent pour quelle raison leurs langues ont eu si peu de stabilité.»

2. Tous les changements propres au français tiennent, selon Mme R., à l'accroissement de l'intensité des syllabes toniques (*erhöhte Hervorhebungsdruck*, p. 15). Le tempérament et le langage emphatique y sont d'une importance décisive. On pourrait donc considérer ces deux facteurs comme étant la cause des changements phoniques; mais l'évolution linguistique et historique nous donne une réponse peu satisfaisante à cette question. »Hier ist nun aber allerdings noch lange nicht das letzte Wort, ja es ist sogar kaum das erste Wort gesprochen» (p. 16).

Toute linguistique sans étude psychique correspondante, tenant compte du milieu du sujet (p. 17), sera, dans un avenir prochain, aussi peu possible qu'elle l'est de nos jours sans l'intervention de la phonétique expérimentale.

Dans le dernier paragraphe de son Introduction, Mme R. nous fait savoir que son ouvrage est l'histoire phonétique de la tradition linguistique inconsciente et imparfaite. Chaque paragraphe du livre est muni d'une brève description raisonnée des conditions physiologiques qui déterminent la prononciation. A ce propos, l'auteur crée sinon une conception nouvelle, à tout le moins, je crois, un terme nouveau, *die Lautung*, la définissant ainsi: »Die Lautung, der psycho-physiologische Vorgang, ist dasjenige, was geschichtlich erfasst werden kann, nicht ihr Ergebnis, der im Augenblick der Hervorbringung auch schon entschwindende, nie wiederkehrende Laut» (p. 18, note). Mme R. déclare (p. 3) que son livre veut être une »construction auxiliaire» (*Hilfskonstruktion*) ayant pour but de faciliter l'intelligence des processus linguistiques. Nous n'avons pas voulu nous prononcer sur le degré de perfection que présente cette construction, nous avons seulement voulu exposer sommairement les idées avec lesquelles opère l'auteur dans son Introduction et qu'elle applique à son étude chronologique.

NILS LINDHOLM

Hanns Heiss, Friedrich Schürr, Hans Jeschke, Kurt Jäckel, Walther von Wartburg, *Die romanischen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts*, I. Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m.b.H. 1936. 385 p. 4:o.

Une longue introduction qui, après une rapide esquisse de la Romania moderne, est entièrement consacrée à la littérature

française, va jusqu'aux premières années du XX^e siècle. Mais pour le reste, ce tome ne contient que les deux premières parties de l'histoire projetée des littératures romanes des XIX^e et XX^e siècles, la première comprenant la Révolution et l'Empire: suprématie de la France dans la Romania — la Révolution et le Classicisme — le Postclassicisme, le caractère et les œuvres — la Révolution et l'Empire — sur le chemin du Romantisme — Mme de Staël et Chateaubriand. L'introduction et toute cette première partie sont l'œuvre de Hanns Heiss, dont on a ici même [1] signalé la mort prématurée. Dans la seconde partie, seul le premier chapitre (la France) est de la plume de Heiss. C'est M. F. Schürr, aujourd'hui professeur à l'Université de Marburg, qui s'est occupé de l'Italie à l'époque du soulèvement national, tandis que M. H. Jeschke rend compte des littératures de l'Espagne, du Portugal et de l'Amérique latine. Chaque chapitre est suivi d'une bibliographie qui semble tout à fait au courant. L'illustration est très abondante, irréprochable au point de vue technique et très instructive. En dehors des portaits de cérémonie (dont plusieurs en couleurs) qui se trouvent un peu partout, on y rencontre des choses moins connues, des caricatures, des titres et frontispices de premières éditions, etc., qui offrent un vif intérêt.

Le second tome, lorsqu'il aura paru, nous fournira l'occasion de revenir à celui-ci.

A. Långfors

Alf Lombard, *La prononciation du roumain.* (Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala förhandlingar 1934—1936, Mémoires de la Société Linguistique d'Upsal 1934—1936. Extrait de Uppsala Universitets årsskrift 1936). Uppsala, A.-B. Lundequistska bokhandeln, 1935, 76 pages. Prix: 3 couronnes suédoises.

Cette étude de phonétique descriptive représente la prononciation d'un jeune Bucarestois cultivé qui, pendant un mois environ que l'auteur suédois avait passé à Bucarest, y avait été mis à la disposition de ce dernier. Collaboration fort rapide! Interrogatoire forcément circonscrit! Néanmoins, les résultats acquis sont remarquables et il faut en féliciter le jeune linguiste suédois, qui paraît avoir été fort bien préparé pour ce genre de recherches. Entre autres, il a bien relevé une

[1] *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXVII, 99, note.

série de faits de prononciation qui, quoique tout courants, dit-il, dans la prononciation bucarestoise, n'avaient été signalés par personne avant lui; et bien des exposés de détail qu'il nous fournit me semblent fort lumineux. Malgré le caractère plutôt descriptif de l'étude, on y trouve aussi pas mal de réflexions intelligentes concernant, non seulement différents parlers de l'Europe moderne, romans, slaves, germaniques, et autres, mais aussi relatives aux problèmes de l'évolution historique de quelques-unes de ces langues.

Voici une série de petites remarques de détail. P. 10—11: »Tous les phonéticiens, grammairiens, etc., ... sont muets sur ce point, sauf Tiktin qui dit expressément que roum. [*sc* de] *scena* vaut all. [*stsch* de] *Mastschwein*.» Cette tournure n'est peut-être pas tout à fait heureuse puisque le petit dict. de Pop nous donne bien, lui également, pour *sc* de *scena, adolescent, descinde* etc., la transcription conséquente par ßtʃcẖ qui est en désaccord avec les constatations de M. Lombard. — P. 11, au milieu, l'expression de »sons correspondants italiens (florentins)» pourrait prêter à l'équivoque puisque le roumain ignore, pour c^e, c^i, g^e, g^i de l'orthographe, cette prononciation par fricative (non affriquée) prépalatale qui correspond aux lettres *c* et *g* respectives de tosc. *face, la cena, immagine, molta gente* (pron. roum.: *fáţe*, etc.). — P. 15, 2°, il aurait été intéressant de savoir en même temps comment M. Lombard a entendu prononcer l'*i* initial atone du mot *ilic* 'Wams, langer Bauernmantel', mot remontant au turc *i̯elék* (fr. *gilet*, it. *gilecco*); à en juger par Pop, le roumain n'aurait conservé ici aucune trace du son initial du turc; cf. toutefois Tiktin, *Rumän. Elemantarbuch*, § 18: 3. Quoi qu'il en soit, il est de tout premier intérêt d'apprendre par notre auteur, là-même, qu'un *i̯* très réduit, non noté par l'orthographe, se prononce encore aujourd'hui devant l'*i-* initial tonique des mots où le latin avait *lī-*, notamment dans roum. *ie* 'chemise de paysanne', du lat *līnea*.[1] — P. 16—17, »notre sujet a déclaré qu'il ne

[1] A propos de ce mot latin, on retiendra qu'il aboutit, en majorcain, non à *llinya*, mais à *giña* (*Diccionario* d'Amengual; chez Alcover, *Rondayes Mallorquines*, I, 1896, p. 18, je releve ce *ginya* 'ligne à pêcher'; à ajouter chez Meyer-Lübke, *Gramm. des langues romanes*, I, § 419, et *REW*). Cf. à ce *ginya*, aussi it. *giglio, gioglio*, de *līlium* et *lōlium*, avec les autres cas de Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 573, à la fin. Certes, le **yi-* ancien qui doit être à la base de ce cat. *ginya* et de cet it. *giglio*, on n'a point besoin de le faire intervenir pour le roumain littéraire, où *l* plus *yod* aboutit (comme *n* + *yod*) normalement à *i̯*; *līnea* **i̯ii̯a* (**yiya*) > *i̯ii̯e*, orthogr. *ie*.

confondrait, ni en parlant, ni en entendant un autre parler, les deux phrases *am văzut pe moș* 'j'ai vu le vieillard' et *am văzut pe moși* 'j'ai vu les vieillards'». Oui, sans doute; seulement, je pense que dans les cas de ce genre, il s'agit de l'application d'un système impliquant une tendance à exagérer tout ce qui différencie l'un de l'autre deux faits constitutifs de ce système: on exagère pour des raisons de sens ce qui, normalement, suffirait à peine pour différencier *moș* et *moși*. C'est ce que dira bien ensuite M. Lombard lui-même à propos d'autre chose: »Lorsque, pour des raisons de sens, le substantif muni d'article est mis en relief, il garde volontiers l'*-l*» (p. 61). — P. 19, à propos de *pustiu* donnant l'impression d'un *pustiú*, on a présent à l'esprit ce qui s'est passé là où *partīvit* pron. *partiu* (portug. ancien et mod.) est devenu ailleurs un *partió* (espagnol dès le Cid; voir Menéndez Pidal, *Cantar de Mío Cid*, I, p. 277, en haut). — P. 22, prononciation de *â*, *î* de l'orthographe. Un mien ami récent, M. Scradeanu, lui également, rétracte sensiblement ce son. — P. 29, 2°, je crois avoir pu constater dans la prononciation de M. Scradeanu, la justesse parfaite de cette analyse de *-eau* (*călătoreau*). — P. 46, l'accentuation *bătém*, *bătéți*, *făcém*, *făcéți* doit n'avoir prévalu que tout récemment. Modification très instructive au point de vue de la grammaire historique des langues romanes! — P. 56, 1°, b), M. Scradeanu, en me donnant lecture de la charmante poésie d'Eminescu *Si dacă ramuri bat în geam*, a prononcé, dans les trois vers *E ca în minte să te am*, *E ca durerea mea s'o 'mpac* et *E ca aminte să-mi aduc*, pour le mot initial, toujours *ę* et non ce *ie* auquel je m'attendais en présence, surtout, des transcriptions de Gartner.

L'étude détaillée de M. Lombard est faite pour rassurer celui qui a lu un peu de roumain mais qui, à part quelques tentatives à la radio, n'avait eu jamais, pour ainsi dire, l'occasion d'entendre parler ou lire cette langue. On a l'impression que les quelques difficultés de la prononciation du roumain étudiée ainsi avec M. Lombard n'offrent, après tout, rien d'absolument insurmontable, et l'on tire beaucoup de profit, notamment, des quelques pages de transcription »impressionniste» commentée qui closent son excellent travail.

O. J. Tuulio

Schriftenaustausch

Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis (Dorpatensis), B. Humaniora, XXXIII—XXXVII. C. Annales, XVI—XVIII. 1935—1936.

Acta Philologica Scandinavica, XI (1936), 1—3.

Aevum, IX (1935), 3—4; X (1936), 1—4; XI (1937), 1—2.

Wilhelm Albrechts, Bezeichnungen von Kraftwagen und Kraftwagen-Bestandteilen im Französischen. Diss. Hamburg 1934.

Analecta Bollandiana, LIII (1935), 3—4; LIV (1936), 1—4.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix, 1935—1936.

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix, 1933—1935, 1936, 1—2.

Annales Universitatis Aboensis, B, XIX—XX (1935).

Annales de l'Université de Paris, X (1935), 5; XI (1936), 1—6; XII (1937), 1—2.

Annali della R. Scuola Normale superiore di Pisa, Ser. II, Vol. V (1936), 1—4.

Gustav Apel, Die Güterverhältnisse des hamburgischen Domkapitels. Diss. Hamburg, 1934.

Archivum Europae Centro-Orientalis, dirigé en collaboration avec un comité de rédaction par M. *Emeric Lukinich*, I (Budapest, 1935); II (1936), 1—4.

Arkiv för nordisk filologi, LI (1935); LII (1936), 1—4; LIII (1937), 1.

Arthurian Bibliography, II (1930—1935). Arthurian Group of the Modern Language Association of America. A Bibliography of Arthurian Critical Literature for the Years 1930—1935, prepared by *John J. Parry* and *Margaret Schlauch*. The Modern Language Association, New York, 1936. 109 S. 8:o. Price: $ 1.50.

Hans Benecke, Die Seepolitik der Aitoler. Diss. Hamburg, 1934.

Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie, VI, 3: *Herbert Schuchhard*, Beiträge zur Geschichte der italienischen Scheidewörter. 1936. XVI + 126 S. 8:o. Preis: RM. 6.—. — Heft 4: *Irmgard Dubberke*, Die Sprache des Livre Noir und der Établissements von Dax. Jena und Leipzig, Wilhelm Gronau, 1936. X + 86 S. 8:o. Preis: RM. 6.80.

Hanna Bessler, Studien zum historischen Drama des jungen Deutschland. Diss. Leipzig, 1935.

Bibliothèque de la Revue des études hongroises, XVIII: *Géza Birkás*, Mistral en Hongrie. Paris, Librairie Ernest Leroux, 1935. 32 p. 8:o. Prix: 8 fr.

Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap (gevestigd te Utrecht), LVI—LVII (1935—1936).

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VII[e] Reeks Deel VI, 1—4; VII, 1—4; VIII, 1—2. — Hondred Jaar Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde... Een Terugblik door *N. Japikse*, en Registers. s'Gravenshage, M. Nijhoff, 1936.

Boletim de Filologia, IV (1936), 1—2.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XVII (1935), 3—5; XVIII (1936), 1—3.

Bollettino della Società Filologica Friulana »Ce fastu?», XII (1936), 1—12; Il Strolic Furlan, XVIII (1937).

Ingeborg Brauneck, Bernhard von Clairvaux als Mystiker. Diss. Hamburg, 1935.

Bulletin du dictionnaire wallon, XIX (1934), 1—4; XX (1935), 1—4.

Codrul Cosminului, IX (1935).

Anneliese Cramer, Die Beziehungen zwischen England und Japan von 1894—1902. Diss. 1935.

Dacoromania, anul VIII, 1934—1935. Bucureşti, 1936.

Willy Egloff, Die bosnisch-herzegowinische Annexionskrise 1908/09 in der schweizerischen Presse. Diss. Hamburg, 1935.

Egyetemes philologiai közlöny (Archivum Philologicum), LVII—LIX (1933—1935); LX (1936), 1—6.

Muhammed El-Bahay, Muhammed Abduh. Diss. Hamburg, 1936.

Folkmålsstudier, IV (1936).

Carl-Ernst Fritsch, Neue Fragmente des Aischylos und Sophokles. Diss. Hamburg, 1936.

Giessener Beiträge zur romanischen Philologie, XXVII: *Irmgard Schultz*, Bildhaftigheit im französischen Argot. 1936. Preis: geh. RM. 4.—.

Hermann Grote, Das fliegerische Gefühl, seine Erforschung und Bedeutung. Diss. Hamburg, 1936.

Helmut Grützmacher, Pascal und Port-Royal. Diss. Hamburg, 1935.

Hamburg im dritten Reich. Arbeiten der hamburgischen Verwaltung in Einzeldarstellungen, 2: Die Universität Hamburg als politische Universität.

Hamburgische Universität. Reden gehalten bei der Feier des Rektorwechsels am 5. November 1934. Hamburg, C. Boysen, 1934. 47 S. 8:o.

Meinert Hansen, Ernst Moritz Arndt. Diss. Hamburg, 1936.

Otto Härtzsch, Katalog der echten und fälschlich zugeschriebenen Werke des Cosimo Tura. Diss. Hamburg, 1931.

Albert Haueis, Persönlichkeit und Werk von Hans Carossa. Versuch einer Wesensdeutung. Diss. Weimar, 1935.

Wilhelm Sebastian Heckscher, Die Romruinen. Diss. Hamburg, 1936.

Johann Wilhelm Heinrichs, Zur Kritik des Goethejahres. Ein soziologischer Versuch. Diss. 1935.

Gustav Hellweg, Nikolaus Gryses Schriften als Quelle für Volksglauben und Sitte des sechzehnten Jahrhunderts. Diss. Hamburg, 1936.

Franz Hempelmann, Die Emigranten und die französische Revolution in den Jahren 1789—92. Diss. Hamburg, 1935.

Hans Hett, Das Stundenbuch Rainer Maria Rilkes als Ausdruck des Willens zum Leben. Diss. Leipzig, 1935.

Wolfgang Heybey, Glaube und Geschichte im Werk Stefan Georges. Diss. 1935.

Ernst Hieke, Hamburgs Stellung zum Deutschen Zollverein 1879—1882. Diss. Hamburg, 1935.

Adolf Hirtschulz, Die Entwicklung der Funktion des Genitiv-*s* im Schwedischen, I. Diss. Hamburg, 1934.

Ursula Hoff, Rembrandt und England. Diss. Hamburg, 1935.

Friedrich Hoyer, Der Diskuswurf nach kinematographischen Aufnahmen. Diss. Hamburg, 1936.

Ibero-amerikanische Studien, 8: *Wilhelm Möller*, Die christliche Banditen-Comedia. Hamburg, Ibero-amerikanisches Institut, 1936. 78 S. 8:o. Preis: RM. 3.—.

L'Institut d'Estudis Catalans els seus primers XXV anys. Barcelona, 1935. 319 p. 8:o. Prix: Cartonné 30 ptes.

Investigaciones Lingüisticas, III (1935), 3—6.

Hans-Lüitjen Janssen, Die ältere und mittlere Bronzezeit Mecklenburgs. Diss. Hamburg, 1934.

Günther Jost, Iasos in Karien, ein antikes Stadtbild. Diss. Hamburg, 1935.

Jivobleter, IX (1936); X (1936), 1—5; XI (1937), 1—4.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXIV (1935), 4; XXXV (1936), 1—4; XXXVI (1937), 1.

Junta de educação nacional. Bibliografia filológica portuguesa (Dicionários, Gramáticas, Ortografias, etc.). Lisboa, Centro de estudos filológicos, 1935.

Hanns Krebs, Die Stellung der Länder zum Reich in den Verfassungen von 1871, 1919 und im Reichsstatthaltergesetz von 1933. Diss. Hamburg 1934.

Les Langues Modernes, XXXIV (1936), 1—10; XXXV (1937), 1—4.

Günther Lehmann, Theorie und Geschichte der griechischen Harmonik in der Darstellung durch August Boeckh. Diss. 1935.

Erich Leider, Der Handel von Alexandria. Diss. Hamburg 1934.

Leuvensche Bijdragen, XXVII (1935), 1—4; Bijblad 1—4; XXVIII (1936), 1—2 u. Bijblad.

A Língua Portuguesa, IV (1936), 9—12; V (1937), 1—2.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LVI (1935), 1; LVII (1936), 11—14; LVIII (1937), 1—4.

Lund Studies in English, IV: *G. Hofstrand*, The Siege of Troye. A Study in the Intertextual Relations of the middle English Romance the »Seege or Batayle of Troye». Diss. Lund, Håkan Ohlsson, 1936. XV + 205 p. 8:o.

Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale, uitgegeven door *L. Grootaers*, Leuven, 1936, 1—2.

Carl Messerschmidt, Bismarcks russische Politik vom Berliner Kongress bis zu seiner Entlassung. Diss. Hamburg, 1936.

Modern Language Notes, L (1935), 7—8; LII (1937), 1—2. — P. 83—87. *Sidney Painter*, The Historical Setting of *Robert veez de Perron*. Cette chanson de Thibaut de Champagne a déjà fait couler beaucoup d'encre. Il s'agit de savoir qui est le »lointain baron» auquel Perron — qui est Pierre Mauclerc, duc de Bretagne, tout le monde est d'accord là-dessus — a promis sa fille, projet d'union dont Thibaut s'indigne. La difficulté naît du fait

que Yolande de Bretagne a été quatre fois fiancée: d'abord à Henri III d'Angleterre (octobre 1226, puis une seconde fois en 1231), à Jean d'Anjou, frère cadet de Saint-Louis (mars 1227), à Thibaut lui-même (1231 ou 1232), enfin à Hugues de Lusignan, fils du comte de La Marche, qui l'épousa en 1236. Il est vrai que Philippe Mouskés nomme comme fiancé d'Yolande Richard de Cornouailles, frère de Henri III, et c'est en lui que Wallensköld a vu le »lointain baron». Mais il est à peu près certain que Philippe Mouskés s'est trompé: il a confondu les deux frères Henri III et Richard. L'identification de Wallensköld ne saurait être maintenue, comme l'a démontré M. Vigneras dans un article résumé ici même (1934, p. 77). Pour celui-ci, le »lointain baron» est Hugues de Lusignan. Mais M. Painter signale qu'il est difficile d'accorder l'épithète »lointain» avec le fait que les terres du comte de la Marche n'étaient éloignées que d'une cinquantaine de lieues de celles de Thibaut, son allié de 1226—7. De plus, l'union d'Yolande et de Hugues, en 1236, rentrait dans le programme de la ligue de barons dont la figure centrale était précisément Thibaut. En janvier 1236 celui-ci avait marié sa fille Blanche à Jean le Roux, fils de Pierre Mauclerc. A peu près à la même date, le mariage d'Yolande et de Hugues rallia La Marche à la Bretagne. Les deux mariages dans la maison de Bretagne étaient pour ainsi dire la base des intrigues de Thibaut contre le roi. Il est, dans ces conditions, inconcevable que le comte de Champagne ait, dans sa chanson, insulté à ses deux alliés, Pierre de Bretagne et Hugues de La Marche. Il faut donc, selon M. Parker, trouver autre chose. Yolande était promise à Jean d'Anjou et de France au printemps de 1227. Comme la mère de celle-ci, Blanche de Castille, se méfiait de Pierre de Bretagne, la jeune fille fut mise sous la garde d'un groupe de barons (le comte Robert de Dreux et l'archevêque de Rouen Henri de Dreux ses oncles, Philippe de Boulogne et les seigneurs de Couci et de Montmorency). Dans le cas où le pape s'opposerait à l'union projetée, Yolande devait rester sous leur garde jusqu'à ce que Jean eût quatorze ans. Le pape interdit en effet le mariage en mai 1227. De 1227 à 1231 une violente inimitié régna entre Thibaut et la maison de Dreux. Comme la seconde femme de Thibaut, Agnès, mourut en juin 1231, les tuteurs d'Yolande estimèrent que marier celle-ci à Thibaut serait un moyen de rétablir la paix. Ce plan n'échoua qu'à la suite de la défense expresse du roi Louis. Entre temps, en juillet 1231, Pierre de Bretagne était allé voir Henri III d'Angleterre et l'avait amené à songer de nouveau à une union avec Yolande. Bref, pendant que les gardiens de la jeune fille préparaient son mariage avec Thibaut, Pierre la promettait au roi d'Angleterre. Ainsi le »lointain baron» serait Henri III et la chanson aurait été composée entre juillet 1231, date du décès d'Agnès, et mars 1233, date du nouveau mariage de Thibaut, avec Marguerite de Bourbon. Le Robert de la chanson serait le comte de Dreux, chef de la famille d'Yolande, qui tenait le pays de Braisne comme fief des comtes de Champagne, ce qui constituait un lien, si faible fût-il, entre lui et Thibaut. D'autre part, le ton injurieux du chansonnier à l'adresse de Pierre de Bretagne s'expliquerait par le mécontentement de Thibaut à voir le duc contrecarrer ses plans. — A. Långfors.

Modern Languages, XVII (1935—6), 1—6; XVIII, 1—3. Moderna Språk, XXIX (1935), 9; XXX (1936), 1—9; XXXI (1937), 1—4.

Museum, XLII (1934), 11—12; XLIII (1935), 1—5; XLIV (1936), 1—8.

Alfred Möller, George Eliots Beschäftigung mit dem Judentum und ihre Stellung zur Judenfrage. Diss. 1934.

Namn och Bygd, XXIII (1935), 2—4; XXV (1936), 1—5.

Die neueren Sprachen, XLIII (1935); XLIV (1936), 1—12; XLV (1937), 1—3. — Beiheft, Nr. 31: *Marie-Luise Hänsch*, Die sprachkünstlerische Gestaltung bei Thomas Hardy. Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1936. 73 S. 8:o. Preis: RM. 3.—.

Fritz Albrecht Neuschäfer, Georg Ritter von Schoenerer. Diss. Hamburg, 1935.

Gerhard Nick, Der Plan eines Festlandbundes in der internationalen Politik, besonders unter dem neuen Kurse. Diss. 1935.

Nysvenska Studier, XVI (1936), 1—5.

Eric A. Pollard, Über die *-on* und *-jan* Verba in den altgermanischen Sprachen. (Das Vordrängen der *-ôn* Verben im Althochdeutschen). Diss. Hamburg, 1935.

Práce Slovanského Ústavu v Praze, XIII: *A. V. Florovskij*, Čechi i vostočnyje Slavjane. I. 1935. — XIV: *Václav Žáček*, Ohlas polského povstaní r. 1863 v. Cechách. I. 1935.

Irmgard Pracht, Zur Geschichte der polnischen Frage in den Jahren 1772—1807. Diss. Hamburg, 1936.

Hildegard Precht, Die Stellung Eikes von Repgow zu Staat und Kirche. Diss. Hamburg, 1935.

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Lit. & Hist. Section, Vol. IV (1936).

Publications of the Modern Language Association of America, L (1935), 3—4 & Supplement; LI, 1—4 & Supplement; LII, 1.

Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Atti (Anni accademici 1933—35). T. XCIII XCV: Scienze morali e Lettere.

Ilse Rehr, Görres in seinem Verhältnis zur Geschichte. Diss. Hamburg, 1935.

Revista Critică, director *Giorge Pascu*, Iași, I—X (1927—1936); XI (1937), 1.

Revue des études hongroises, XI (1935), 1—4.

Friedrich Rieck, Johann Friedrich Schütze und die Volkskunde. Diss. Hamburg, 1934.

Heinz Riecke, Wesen und Macht des Heldischen in Jüngers Kriegsdichtungen. Diss. Hamburg, 1935.

Romanische Forschungen, L (1936), 3. Erlangen, Junge & Sohn. Inhalt: *H. Heiss*, Deutsche Moden im Paris des 18. Jahrhunderts. *F. Schürr*, Umlaut und Diphthongierung in der Romania. — Besprechungen.

Inez Sellschopp, Stilistische Untersuchungen zu Hesiod. Diss. Hamburg 1934.

Slavia, XIII (1935), 4; XIV (1935—36), 1—2.

Käte Stark, Louis Blanc als Historiker der französischen Revolution. Diss. Hamburg, 1935.

Studi medievali, VI (1933), 1—2; VII (1934), 1—2; VIII (1935), 1—2.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, 169: *Sv. Aa. Petersen*, Halfred Vandraadeskjald Óttarsons Arvedrapa over Olaf Tryggvason. En Oversættelse og Tolkning. 1935.

— 170: *Olaf Waage*, Richard Wagner og Mathilde Wesendonk. 1936. — 171: *Torben Krogh*, Forudsætninger for den Casorti'ske Pantomime. 1936. Köbenhavn, Povl Branner.

Mitteilungen

Professor *A. Långfors* wurde zum korrespondierenden Mitglied der Mediaeval Academy of America gewählt.

Cand. phil. *Tauno Nurmela* verteidigte am 8. Mai zur Erlangung der Doktorwürde eine Abhandlung *Le sermon en vers* De la chasteé as nonains *de Gautier de Coinci, publié d'après tous les manuscrits connus* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, XXXVIII). 226 p. 8:o.

Mag. phil. *Aimo Salonen* bereitet eine kritische Ausgabe der Lieder der Troubadours Guillem und Gauceran de Saint-Leidier vor.

Einheimische Veröffentlichung: *U. Lindelöf*, English Verb-Adverb Groups converted into Nouns (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes humanarum litterarum, IX, 5). 41 S. Helsingfors, 1937. 41 S.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: *A. Långfors*, Besprechung von Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXX, in Romania, LXIII (1937), S. 276, und von J. Morawski, Proverbes français inédits tirés de trois recueils anglonormands, das., S. 280—1. — *Emil Öhmann*, bespr. von L. L. Hammerich, Kortfattet Tysk Lydhistorie, in Deutsche Literaturzeitung, 1937, Sp. 483—484.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *V. Kiparsky*, Fremdes im Baltendeutsch (in Mémoires de la Société néophilologique, XI), bespr. von Mitzka in Zeitschrift für Mundartforschung, XIII (1937), S. 55—56, und von Alois Brandl in Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXI (1937), S. 108. — *A. Långfors*, Notice des manuscrits 535 de la Bibliothèque municipale de Metz et 10047 des nouv. acq. du fonds fr. de la Bibl. nationale, bespr. von R. Bossuat in Bibliothèque de l'École des Chartes, XCV (1934), S. 181—183. — *Holger Petersen Dyggve*, Onomastique des trouvères, bespr. von Hans Spanke in Studi Medievali, VIII (1935), S. 126—135. *Ders.*, Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique française des XII[e] et XIII[e] siècles u. Les personnages du »Tournoiement aus dames», bespr. von Géza Birkás in Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LVIII (1937), Sp. 38—9.

Ferienkurse im Auslande: *Besançon*, vom 1. Juli bis 30. September. — *Bonn*, vom 29. Juli bis 25. August. — *Boulogne-sur-Mer* (Université de Lille), vom 19. Juli bis 28. August. — *Brüssel*, vom 7. Juli bis 12. August. — *Dijon*, vom 15. Juni bis 31. Oktober. — *Grenoble*, vom 1. Juli bis 30. September. — *Hamburg*, vom 12. Juli bis 7. August. — *Lausanne*, vom 19. Juli bis 28. August. — *La Rochelle* (Académie de Poitiers), vom 15. Juni bis 15. September. — *London*, University College, Department of Phonetics, vom 28. Juli bis 11. August. — *Paris*, Institut de Phonétique, vom 1. bis 21. Juli und vom 26. Juli bis 14. August; Alliance Française, vom 1. bis 31. Juli und vom 1. bis 31. August. — *Perugia*, vom 1. Juli bis 30. August. — *Tours* (Université de Poitiers), Juli-September.

Fr. crapaudine et quelques parallèles sémantiques

Le sens principal de fr. *crapaudine* est aujourd'hui technique, il désigne plusieurs dispositifs mécaniques dont la plupart ont dans l'ensemble la définition suivante: »boîte de métal qui reçoit le pivot d'un axe vertical».[1] On parle de la crapaudine d'une porte, d'une écluse, d'un moulin, etc. C'est ainsi que Nisard en donne cette explication: »[outre pierre précieuse] il signifie aussi ceste piece de fer quarrée, d'environ demi pied de large en tout sens, espaisse d'un dour ou environ, à demi creusée au milieu, qu'on met à chaque bout du sueil des grandes portes du costé des iambages pour les soustenir, par ce que les seuls gonds et bandes ne les pourroient porter, dans le trou de laquelle le pivot est emboisté, et fait sur icelle tourner lesdites portes fermant et ouvrant».[2] Une édition de *L'art de charpenterie* de Mathurin Jousse (Paris, 1702, p. 171) emploie le mot dans la description d'une »montée qui se tourne sur un pivot»: »un pivot de fer qui portera sur une couëte ou Crapeaudine de fer où entrera le bout du Pivot». Elle mentionne aussi la crapaudine du moulin à vent (p. 200).[3] Matthias Mesange en donne une définition déjà toute moderne.[4] En somme, le sens techni-

[1] D'autres significations: a) pierre précieuse censée provenir de la tête des crapauds, b) maladie de la fourchette des chevaux ou du pied des moutons, c) support en fonte d'une caronade, d) nom vulgaire du loup de mer, e) terme obscène (Delvau, *Dict. érot. moderne*, Bruxelles, 1864) et f) terme culinaire: *à la crapaudine*, g) genre de punition militaire en Algérie, h) espèce de mortier de chaux, i) nom de plante, j) nom d'une variété de betterave. D'autres sens seront mentionnés ci-dessous.

[2] *Thresor de la langue françoyse*, Paris, 1606.

[3] Ce dernier passage fait défaut dans la première édition (1627), qui ne connaît pas non plus le mot crapaudine dans le premier passage.

[4] *Traité de charpenterie*, Paris, 1753, p. 402: »Crapaudine, ou Couette, morceau de fer ou de cuivre creusé en rond, dans lequel entre le pivot d'une porte, ou l'arbre de quelque machine, et qui la fait tourner en rond.»

que du mot apparaît dès le début bien fixé; vu la spécialité de la chose qu'il désigne, il ne faut pas trop s'étonner de ne pas le rencontrer dans la littérature médiévale. Godefroy cite cependant deux exemples du XVI[e] siècle du mot *crapoudel*[1] dans un sens analogue, peut-être identique à celui de *crapaudine mâle*[2] (autre nom du pivot ou du tourillon, comme *crapaudine femelle* s'applique à la partie creuse, la crapaudine proprement dite).[3] L'usage en était encore limité à cause de la grossièreté de l'image qu'il évoquait.

Il s'agit ici en effet d'une métaphore sexuelle comme l'a récemment remarqué M. F. Krüger[4], et une origine analogue doit être supposée aussi pour d'autres expressions françaises où entre le nom de grenouille ou de crapaud. Notons que ces noms d'animaux sont employés tels quels pour désigner la *crapaudine*.[5] *Crapaud* a quelquefois le sens de »morceau de fer qui sert de gâche à une serrure» ou de »loqueteau».[6] Parmi

---

[1] *Les crapodiaux qui tiennent les fleaux de la porte* (1521, *Acquits de Laon*, Arch. mun., Laon); *une porte de ville qui estoit cheutte juz de son crapaudeau* (1529, *ibid.*).

[2] Cette expression présente une contradiction interne qui était naturellement inconcevable tant que la métaphore était encore sentie.

[3] Cf. D'Aviler, *Dict. d'architecture*, Paris, 1755, *s. v.* Crapaudine: ». . . une espèce de soupape placée au fond des bassins et des réservoirs pour les mettre à sec. Elle est composée de deux pièces, dont l'une est appelée la *femelle*, est immobile et percée dans le milieu; et la deuxième, que l'on nomme le *mâle*, se lève par le moyen d'une vis que l'on fait tourner avec une clef de fer». Cette métaphore est universelle en tels instruments; cf. par ex. Vitruve, *De architectura*, IX, 8, 11: »[in tympano maiore] minus tympanum includatur cardinibus ex torno masculo et femino inter se coartatis»; finn. *naaras* et *koiras* pour les deux pièces du gond.

[4] *Zum Volkstum und Kultur der Romanen*, IX, Hamburg, 1936, 1—2, p. 64 et s. Je tiens cette référence de M. Långfors.

[5] *Crapaud* dans ce sens en Berry. *Grenouille*, *idem*, D'Aviler, *op. cit.*; *Dict. de Trévoux* (1771). Prov. *granouio*, *idem* (Mistral).

[6] Mistral, *s. v.* grapaud; Bosc, E., *Dict. d'architecture*, Paris 1877, *s. v.* crapaud. Cf. en arabe *ḍabbat* (*ḍabb* nom d'un lézard, *Uromastix spinipes*) »gâche d'une serrure», »vulve d'une jument». (Dozy, *Suppl. aux dict. arabes.*)

ces expressions il faut également ranger *crapaudine* dans les deux sens de »petite grille on plaque de métal . . . percée de trous, qu'on place sur l'orifice d'un tuyau ou dans une cuvette pour empêcher les détritus ou immondices de s'introduire dans le tuyau et de l'obstruer» [1], et de »soupape d'un réservoir, d'une baignoire». [2] Enfin, *crapaudine*, terme typographique, désigne »une espèce de boîte de fer, ronde ou carrée à l'extérieur, mais arrondie à l'intérieur, qui sert à recevoir la grenouille et à maintenir dans cette pièce l'extrémité du pivot» [3] — sans doute parce que, selon une croyance populaire, le crapaud est le mâle de la grenouille.[4] — Les mortiers, engins de guerre, ont porté au moyen âge entre autre les noms de *crapaudin*, *crapoudel*, *crapot*; aujourd'hui *crapouillot* désigne un mortier de tranchée [5] — faut-il les expliquer en partant du même ordre d'idées?

Mistral mentionne un synonyme de *grapaudino*, *loubeto* [6], qui nous est précieux. Il montre que même plus que l'animal, c'est le sexe qui importe. Ce n'es t pas ici l'endroit d'analyser les causes qui ont amené le peuple à préférer le crapaud à tout autre animal, il suffit de noter que ce batracien a été non

---

[1] Bosc, *op. cit.; Dict. de Trévoux;* Mistral, *s. v.* granouio, grapaudino. Cf. Godefroy, *s. v.* crapault. Pour la métaphore, cf. les boules à épines mentionnées par Kriss, R., *Das Gebärmuttermotiv*, Augsburg, 1929.

[2] V. ci-dessus note 7; Mistral, *s. v.* grapaudino.

[3] *Larousse du XIX^e siècle.* Cette pièce s'appelle également *crapaud (Larousse du XX^e siècle). Grenouille:* »dans la presse à bras, sorte de cubilot dans lequel s'introduit l'extrémité inférieure de la vis de pression» *(ibid.)*.

[4] Defrecheux, J., *Vocabulaire de noms wallons d'animaux*, Liège, 1890, p. 58; Sébillot, P., *Le Folklore de France*, III, Paris, 1906, p. 257.

[5] V. Godefroy; Déchelette, F., *L'argot des poilus*, Paris, 1918. Cf. *crapaud*, »affût de mortier», et ci-dessus, note 1 c.

[6] *Loubeto*, »petite louve; crapaudine, boîte qui reçoit un pivot; poallier d'une cloche». Autre synonyme *margoui* (»crapaudine mâle»), *margouiero* (»crapaudine femelle»). — Cf. *louve* »femme débauchée et hystérique» (Delvau, *op. cit.*). *Crapaud* signifie en argot parisien »femme entretenue par plusieurs hommes».

seulement un symbole répandu de l'utérus, mais a été pris pour la matrice elle-même, considérée comme animal. Cette croyance, dont il existe des traces dans presque toute l'Europe, paraît remonter jusqu'à l'époque hallstadtienne, s'il en faut croire les archéologues.[1] Même la science officielle y a prêté foi jadis comme le montre le passage suivant[2] — que nous citons pour toute démonstration — de Platearius, médecin salernitain du XII[e] siècle: »Notandum quod ea quae valent ad menstrua provocanda educunt et secundinam et bufonem fratrem Salernitanorum (sic et lacertum Lombardorum fratrem aliqui nominarunt). Notandum etiam quod mulieres Salernitanae in principio conceptionis et maxime quando debent foetus vivificari, praedictum animal nituntur occidere, bibentes succum apii et porrorum.»

L'ancienneté de cette croyance, qui paraît avoir donné naissance au terme technique, fait prévoir que lui-même, comme expression d'une idée ancienne, n'est pas non plus le produit des derniers siècles. Au point de vue de la formation, *crapaudine* se rattache aux diminutifs galloromans en *-īna*. Les parallèles sémantiques fournis par d'autres langues font penser qu'il faut peut-être remonter encore plus haut pour en retrouver le prototype. Cependant, en latin, le choix de l'expression correspondante paraît avoir été commandé par d'autres représentations. Avant de chercher cet équivalent de la crapaudine en latin, il convient de faire remarquer que des traces en subsistent en d'autres langues romanes. La crapaudine du moulin (à eau ou à vent) désigne en français la boîte de métal où s'appuie pour pivoter l'axe vertical qui, en traversant la meule inférieure, fait tourner la meule supérieure.[3] Esp. dial.

---

[1] V. Hanna Rydh, *On Symbolism in mortuary Ceramics*, p. 107 (*Bulletin of the Museum of the Far Eastern Antiquities*, Stockholm, 1929). Pour le folklore moderne, v. surtout Kriss, *op. cit.*

[2] Cité par Gesner, *De quadrupedibus oviparis*, II, Tiguris, 1554, p. 71.

[3] V., par ex., Jousse, *op. cit.*, p. 200; Lindet, L., *Les origines du moulin à grains* (*Revue archéol.*, 1899), p. 37.

sapa (*sapo* »crapaud»), calabr. *ranula* sont rendus par »Lager, in dem sich der Zapfen des Mühlrades dreht».[1] Quel serait donc le mot latin qui y correspondrait par sa formation et par son emploi? L'unique description du moulin à eau qui nous soit conservée de l'antiquité ne donne pas, malheureusement, les détails suffisants [2], mais, en parlant des catapultes et des machines à lever les fardeaux, Vitruve emploie un mot qui mérite que l'on s'y arrête. C'est *chelonium*, grec *χελώνιον*.[3] Les traducteurs français le traduisent par »amarre»[4], mais il convient de mieux préciser. Voici l'explication du mot par Blümner: [5] »Zapfenlager, in welche die Enden von einer Haspel so eingeführt werden, dass sie sich leicht um ihre Axe drehen» (Vitr. X, 2, 2: »chelonia, in quae coiciuntur sucularum capita, ut faciliter axes versentur»). C'est là le sens qui paraît dominer chez Vitruve.[6] A un autre endroit Blümner[7] préfère cette traduction: »Backen (od. Auffütterungshölzer) . . . Holzstücke, die zu beiden Seiten des Standbaums festgenagelt waren, um das

---

[1] Rohlfs, *Etymol. Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität*, Halle, 1930, n:o 790. Cf. encore sic. *figgiola*, »Zapfenlager aus Holz», *ibid.*

[2] Vitruve, *De architectura*, X, 5. Une telle partie de machine n'entrait pas dans la construction de l'ancien moulin à bras ou à cheval; v. Blümner, *Technologie und Terminologie der Künste und der Gewerbe bei Griechen und Römern*, I, pp. 23—49 (Leipzig, 1875); cf. Lindet, *op. cit.*

[3] Il se retrouve dans son sens technique chez un scholiaste de l'Odyssée XXI, 47, et souvent chez les *Veteres Mathematici* (Blümner, III, p. 114, note).

[4] Jean Martin (trad. de 1547) le rend toujours par trois mots: «. . . des Ammares, Auches, ou Boystes . . .»

[5] *Op. cit.*, III, p. 114. De même Philandre (cité dans le *Thesaurus graecae linguae*): »Chelonia . . . sunt velut umbilici et ansae, quae appinguntur vel affinguntur arrectariis, in quibus ceu in armillis sucularum cardines versantur atque adeo ipsae rotae.»

[6] Le mot figure chez Vitruve encore aux passages suivants: X, 2, 5; X, 2, 8; X, 3, 2; X, 10, 4; X, 10, 5; X, 11, 7; X, 11, 8; X, 12, 1; X, 15, 4.

[7] *Op. cit.*, III, p. 127, n. 1.

Seil, woran der Flaschenzug gehängt wurde, am Herabgleiten zu verhindern» (Vitr. X, 2, 8). Le sens principal vitruvien de *chelonium* est aujourd'hui conservé par le mot *galápago* en espagnol.[1] Il est facile de voir qu'il a suffi d'appliquer le mot à un axe non plus horizontal, mais vertical pour arriver à désigner par *chelonium* le même objet que désigne aujourd'hui *crapaudine*. C'est sans doute dans la terminologie du moulin que cette nouvelle application a été effectuée, et, la métaphore sexuelle intervenant, le crapaud s'est substitué à la tortue.[2] Une preuve supplémentaire: un synonyme de *chelonium* (X, 10,5) est *pulvinus*. Or, en français, *couette* (< *culcita*) et *coussinet* sont les synonymes de *crapaudine*.[3]

Le finnois et quelques langues slaves offrent des parallèles intéressants de ces expressions romanes. Voici d'abord, en abrégé, les faits finnois qui sont bien étudiés, mais restés sans explication. Il existe en finnois une famille nombreuse de mots dérivés de la même racine que le nom de la grenouille, »sammakko».[4] Plusieurs en appartiennent à la terminologie technique du moulin à blé. Les meilleurs moulins à bras étaient déjà munis d'un dispositif simple qui permettait de contrôler

---

[1] *Galápago*, »chumacera del molinete»; *galapo*, (Chile), »descanso de metal y en forma de teja, que se pone en las puntas del eje de las carretas para que éste no se gaste» (*Espasa*). Cf. encore prov. *raino*, »crécelle»; *granouio*, »double poulie qui court sur la traille d'un bac» *reineto*, *raineto*, *raneto*, »crécelle à roue, petite crécelle; poulie d'un bac» (Mistral); fr. *grenouille*, »dé de poulie» (Larousse).

[2] Il est connu que dans beaucoup de langues la tortue s'appelle simplement »crapaud à carapace».

[3] Perrault (trad. de Vitruve, 1673) fait remarquer en synonymiste ingénieux: »Les mots de Chelonium et de Pulvinus . . . s'expliquent l'un l'autre, parce qu'un oreiller bien plein et bien garny ressemble à une tortue.» La métaphore est naturellement autre.

[4] Ces mots ont été étudiés et classés par E. N. Setälä, *Sammon arvoitus* (L'Énigme du Sampo), Helsinki, 1932, pp. 482—491.

la qualité de la farine.[1] Le procédé était identique à celui employé généralement dans les moulins à eau. La meule supérieure s'appuyait sur un axe de bois qui de son côté reposait sur une planche. En modifiant l'inclinaison de cette planche à l'aide d'une corde ou d'un coin, le jeu des meules était réglé. Cette planche était nommée *sammakkolauta* (»la planche à grenouille»).[2] Dans les moulins à eau, la même désignation subsiste pour la partie correspondante, c'est-à-dire pour la souche de la crapaudine.[3] La crapaudine elle-même est *sammakka*, le pivot ou le gros fer *väkirauta* ou *kyrpärauta* (»le fer puissant, le fer à pénis»).[4] Il s'agit ici, une fois de plus, de métaphore sexuelle.[5] — Dans une partie de la Finlande occidentale, on trouve comme synonyme de *sammakkoporras: orpanaporras*, *orpanapuu*, etc. M. Rapola [6] a récemment démontré que *orpana*, qui est connu aujourd'hui surtout dans le sens de »cousin», »cousine», a désigné la jeune fille qui, en se mariant, quitte la maison paternelle. Il ne subsiste plus aucun doute que *orpanaporras*, que M. Rapola ne s'est pas expliqué, soit à comprendre à partir d'une métaphore du même genre que »sammakkoporras». La coexistence de ces deux expressions prouve avec évidence que la grenouille a bien eu une signification sexuelle chez les Finnois aussi.

Dans quelques langues slaves *žaba* et ses dérivés ont des acceptions techniques. En polonais, *żaba* désigne une crapau-

---

[1] *Suomen Suku*, III, p. 164. Pour les moulins en Finlande en général: Hämäläinen, *Keski-Suomen kansanrakennukset*, Helsinki, 1930, p. 224 ss.; Sirelius, *Kansanomaista kulttuuria*, II, p. 262 ss.

[2] Setälä, *op. cit.*, p. 485.

[3] *Sammakkoporras*, *-parru* etc. (Setälä, *loc. cit.*).

[4] Hämäläinen, *Keski-Suomen kansanrakennukset*, p. 224.

[5] Cette origine s'impose pour un certain nombre d'acceptions de cette famille de mots, mais toutes ces expressions (jusqu'au Sampo) sont à étudier de nouveau avec discernement. Au moins 8 a), 8 b) (cf. *emähirsi*, *emälaakeri*), 8 c), 8 d) dans le classement de Setälä peuvent être d'origine sexuelle.

[6] *Virittäjä*, XL (1936), pp. 215—223, où je renvoie pour plus de détails (v. surtout la note à la page 221).

dine simple qui sert de support à une barrière à gonds.[1] M. V. Kiparsky, qui m'a donné cette explication, a bien voulu me signaler que le russe connaît жа́бина, жабка entre autres dans les sens suivants »trou dans la meule courante» [2] et »trou dans la meule inférieure, pour le pivot».[3] Les deux mots, diminutifs de жаба, »crapaud», signifient également »petite ornière, petite plaie, petit creux, alvéole, cellule».[4] Je vois que жабица en serbe désigne aussi le gond (*Dict. serbe-fr.* de Stévovitch). Vu l'insuffisance des d'ctionnaires généraux en matière technique, ces quelques exemples slaves seraient certainement faciles à multiplier par des enquêtes directes.[5]

La répartition géographique de ces expressions prouve suffisamment leur ancienneté. Le pivot supporté par une planche creusée constituait un des plus anciens instruments pour faire le feu et son emploi amenait déjà la métaphore sexuelle que nous avons révélé au fond des expressions étudiées.[6] Leur origine n'est donc pas forcément liée à l'invention du moulin à blé.[7] Elles ont dû se propager à une époque où le symbolisme précité du crapaud a été assez vivant pour que l'image ait été sentie. Des idées quasi-philosophiques sur l'équilibre de la machine dont le mouvement a été comparé à la rotation du

---

[1] »Drzewo w którem sie obraca biegun (u wrotni w stodole)», Karlowicz, *Slownik gwar polskich*, Krakow, 1911.

[2] »вечея или вечейка», Dal.

[3] »дыра въ исподкемъ жерновѣ, для веретена», Dal; »das Loch im unteren Mühlstein», Pawlowsky.

[4] »язвина, ямка, выбоинка, лунка, ячейка», Dal.

[5] En allemand, les significations intéréssantes de »Frosch» que donnent les dictionnaires paraissent des calques récents; je les laisse de côté ne me trouvant pas en état d'en vérifier la provenance.

[6] V. par ex. les hymnes védiques (*The Sacred Books of East*, 46, p. 302 ss. [Rigveda III, 29]).

[7] Dans le moulin, la position de la crapaudine pouvait être modifiée, v. plus haut. C'était une raison de plus pour la comparer avec l'utérus dont les mouvements prétendus jouaient un grand rôle dans la médecine populaire.

ciel ont joué un rôle dans le baptême de la crapaudine.[8] Cela fait penser au rôle cosmogonique de la tortue et de la grenouille chez les peuples asiatiques. Rappelons-nous le passage de *chelonium* à *crapaudine*. Nos expressions techniques seraient-elles à interpréter à partir d'une cosmogonie ancienne où la tortue, support du monde, est remplacée dans le Nord par son répresentant septentrional, le crapaud? C'est ce qu'a déjà suggéré E. N. Setälä.[1] Rappelons-nous encore le mythe hindou du barattement de la mer de lait où la tortue servait de support au mont pivotant — elle était une vraie crapaudine! Plusieurs expressions où le crapaud a le sens plus général de support y trouveraient leur explication, mais ne sont-elles pas plutôt des dérivés sémantiques ultérieurs à la »crapaudine»? Il est toutefois curieux de voir esp. *galápago*, »pieza de madera en que entra la reja del arado» (*Espasa*), correspondre au finn. *sammakkolauta* ou *sammakkorauta* (»planche» ou »fer à grenouille») qui désigne la même partie de charrue. D'autres expressions paraissent se justifier par une métaphore spontanée; l'animal, dont la laideur est connue, a donné son nom aux tentatives maladroites de réparer certains objets: finn. *sammakkorauta* »pièce de fer qui, entourant de trois côtés une poutre, etc., sert à la consolider»; *sammakko*, »pièce de fer attachée à une porte» (Setälä, *loc. cit.*) este *konn*, »aufgesetztes Stück (zum Ausbessern von Löchern oder Brüchen, z.B. im Strohdach, an Sensen, Sicheln, Krummhölzern)» (Wiedemann); arabe *ḍabbat* (cf. n. 10 ci-dessus), »a broad piece of iron with which a door (or a wood) is clamped or strengthened», »a piece of iron or brass or the like, whith which a vessel is repaired» (Lane, *Arabic dict.*). *Chelonium* dans le sens de »Backen . . . etc.» (v. ci-dessus) serait donc à rapprocher de ces expressions.

Le côté folklorique du problème que posent ces faits est des plus intéressants et j'espère pouvoir l'éclairer bientôt en

[8] Cf. ce qu'a dit Meringer sur le nombril dans »Omphalos, Nabel, Nebel» (Wörter und Sachen, V, 1913) et Harva, Der Baum des Lebens, pp. 23, 83.

[1] *Sammon arvoitus*, p. 491.

apportant des documents d'un autre ordre. Qu'il me soit pourtant permis d'indiquer déjà — d'une manière toute provisoire, cela s'entend —, pour ceux qui s'y intéressent, les grandes lignes de l'évolution dont nous avons passé en revue quelques-uns des ultimes aspects. Le point de départ serait la tortue, le support par excellence en vertu de sa stature même. Elle a été censée le support du monde dans l'Asie du Sud, ce rôle est passé à la grenouille, son proche parent, dans les mythes de l'Asie septentrionale. En Europe, ce développement a été croisé par une autre suite d'idées, par la métaphore sexuelle, amenée par la structure de la machine, comme nous l'avons vu ci-dessus. La substitution du crapaud à la tortue s'est effectuée alors rapidement partout, parce que le crapaud possédait déjà sa valeur sexuelle. C'est ainsi que l'état actuel ces choses, reflété par les faits linguistiques et mythologiques, a été atteint, et que le crapaud a reçu son rôle, si peu congruent de prime abord, de support.

Osmo Mäkeläinen

Remarques sur le mot »passion»

Le mot *passio*, qui correspond au grec *πάθος (πάθη, πάθημα)*, est du bas latin; on s'en doute bien, et l'on en trouve la confirmation dans l'Antibarbarus de Krebs ou dans la stylistique latine de Naegelsbach, qui veut qu'on traduise correctement la passion du Christ: *perpessiones Christi*. Mais ce n'est pas *perpessio* dont se servent les philosophes latins qui continuent la tradition aristotélicienne et stoïcienne; ils transcrivent le mot *πάθος* de l'Éthique à Nicomaque soit par *perturbatio*, soit par *affectus animi*. Cicéron préfère en général *perturbatio*, et son exemple est suivi par les traducteurs d'Aristote au XVI^{e} siècle; ce qui implique un certain obscurcissement de l'antithèse entre »faire» et »souffrir» *(πράξεις καὶ πάθη)*, et surtout un développement inconscient de la notion de passion dans le sens des stoïciens; *perturbatio* ne peut guère être employé qu'au sens péjoratif, conformément aux idées stoïciennes, tandis que pour

Aristote la passion est moralement neutre; chez lui, il s'agit d'en bien user et de trouver le juste milieu entre les passions opposées. Quand il dit: *κατὰ μὲν τὰ πάθη οὔτε ἐπαινούμεθα οὔτε ψεγόμεθα* (*Eth. ad Nic.* 1105 b), cela est bien clair, mais on est un peu surpris en lisant son traducteur Denys Lambin (1516—1572, texte dans le troisième Volume de l'édition de l'Académie de Prusse): *ex perturbationibus nec boni nec mali dicimur*, ou *perturbationes nobis nec laudi dantur nec vitio.* Bien entendu, il ne s'agit pas d'un changement conscient; c'est le pur souci de la bonne latinité qui pousse les humanistes à rendre *πάθος* par *perturbatio;* il n'en est pas moins vrai que s'y exprime la prépondérance que le stoïcisme avait acquis au XVI[e] siècle sur la doctrine d'Aristote, développement assez semblable à celui qui se manifestait à l'époque de l'apogée romaine, qui est celle de Cicéron et de ses successeurs.

Il en est tout autrement des philosophes de la renaissance aristotélicienne au XIII[e] siècle; ils écrivent le latin de l'église du moyen âge. Dans sa grande somme, en paraphrasant le passage célèbre de l'Éthique à Nicomaque, saint Thomas rend *πάθος* par *passio,* et l'expression entre tout de suite dans les œuvres doctrinales en langue vulgaire; Brunetto Latini s'en sert dans son *Trésor*[1], un peu gauchement il est vrai: »Passions est ausi comme amor, leesce, misericorde, et toutes choses de quoi ensieut volenté et moleste»; c'est exactement, comme tout le reste du livre, une vulgarisation de la psychologie d'Aristote. Dante, disciple de Brunetto, a déjà saisi la valeur entière de l'expression, et s'en sert librement: quand il sourit malgré lui, en écoutant Stace qui glorifie Virgile sans savoir que c'est Virgile lui-même auquel il parle, il dit pour excuser son sourire: che riso e pianto son tanto seguaci, alla passion di cui ciascun s'impicca . . .[2]

[1] Ed. Chabaille, Paris 1863 (Documents inédits sur l'histoire de France), livre II, part. I, Chap. XIV.

[2] *Purg.* 21, 106. Cf. *Par.* 33, 58 ss.:

Quale è colui che somniando vede,
Che dopo il sogno la passione impressa
Rimane, e l'altro alla mente non riede . . .

Voir aussi l'exemple d'Oresme cité par Godefroy.

Bien entendu, le mot passio existait en bas latin, et surtout dans le latin vulgaire, longtemps avant saint Thomas; ce n'est que le sens d'Aristote que la philosophie médiévale y a réintroduit, et encore faut-il y faire des réserves.

Le bas latin employait *passio* communément dans deux acceptions. C'est d'abord (à côté de *vitium, infirmitas, malum, languor* et autres) une des expressions qui remplacent le classique *morbus*.[1] Cet emploi est, lui aussi, d'origine grecque, et il ne manque même pas d'une certaine allure aristotélicienne; nuance qu'on saisit facilement en lisant, par exemple, dans Boèce (*In Isag. Porph.* I, 3): »physiologia quae naturas corporum passionesque declarat». Dans l'acception »maladie», voire même »colique», le mot passion est fréquent en ancien français (voir les exemples dans Godefroy); dans le *Roman du Renart*, v. 139, *la male pasion* veut dire, selon Tobler[2], »l'épilepsie». Dans ce sens physiologique, le mot français est tombé en désuétude vers 1600[3], du moins dans le langage des honnêtes gens. Amyot, Ambroise Paré et Desportes s'en servent encore, mais au XVII[e] siècle on ne le trouve que dans la locution »souffrir mort et passion», où il a une nuance d'ironie (par exemple dans les lettres de Mme de Sévigné). Furetière, dans son grand Dictionnaire, écrit vers 1700: »Depuis que ce mot a été consacré à ce mystère (la souffrance de Jésus-Christ), il n'a plus été en usage pour les autres souffrances corporelles si ce n'est à l'égard de quelques martyrs, et en cette phrase proverbiale: souffrir mort et passion.» Quant à la raison que donne ici Furetière, c'en est plutôt le contraire qui est attesté par les documents. Les deux significations »souffrance de Jésus-Christ» et »maladie du corps» ont paisiblement vécu l'une à côté de l'autre pendant

---

[1] Voir Ed. Wölfflin, *Über die Latinität des Afrikaners Cassius Felix, Sitzungsber. München, phil.-hist.* Kl. 1880.

[2] Voir Bartsch, *Chrestomathie de l'ancien français*, 12[e] éd., p. L. Wiese, Glossaire, *s. v.* passion.

[3] Comme, du reste, dans le sens de »phénomène extraordinaire du ciel» (les passions de la lune, Christine de Pisan), que Forcellini a trouvé dans Apulée.

tout le moyen âge; le sens physiologique de passion n'a dû céder le pas qu'au XVII[e] siècle, quand l'acception »mouvement de l'âme humaine» et surtout »amour» se répandait dans la société des honnêtes gens; c'est alors seulement qu'on a été choqué par l'emploi »bas» d'un mot du langage poétique, philosophique et mondain.

Quant à cette seconde signification du mot *passio* en bas latin et dans les langues vulgaires, passion du Christ ou des martyrs, on la trouve déjà chez les Pères de l'Église et dans la Vulgate [1]; elle entre dans la liturgie, et c'est grâce à l'influence permanente de l'Église que *passio* est répandu comme »mot savant» dans toutes les langues romanes; on l'y rencontre dans les plus anciens monuments. Les lecteurs romanisants se rappelleront ici les premiers vers de la Passion du manuscrit de Clermont-Ferrand, écrit au X[e] siècle: »Hora vos dic vera raizun, de iesu christi passiun . . .» Il s'en est développé un grand nombre d'acceptions secondaires: semaine de la Passion, sermon de la Passion, partie de l'Évangile qui contient la Passion, agonie, sonnerie de l'église, terme de blason pour des emblèmes qui ont rapport à la Passion, sermon en général, surtout quand il est long, même, dans les *Cent Nouvelles Nouvelles*, sermon conjugal (voir Littré).

Mais il y a même, dans le latin littéraire des premiers siècles de notre ère, quelques exemples du mot *passio* au sens moral et aristotélicien. Forcellini cite un passage pris dans Servius, où le commentateur de Virgile parle à propos des vers célèbres de la fin du second livre des Géorgiques (490 ss.) et notamment du vers 499 (tout en se référant à un chapitre des Tusculanes où Cicéron dit *mentis perturbatio*) de »ceterae animi passiones quas novimus et a bonis et a malis rebus venire». Même saint Augustin se sert de la locution *animi passiones* (*De Civ. Dei* VIII, 17), mais elle lui semble avoir besoin d'une explication philologique et, en même temps, d'une interprétation péjora-

[1] Par exemple *Ad Cor.* 2, 1, 5: passiones Christi; au singulier, post passionem suam, *Act. Apost.* 1, 3.

tive: »Quaero cur animi daemonum passionum turbelis et tempestatibus agitentur? Perturbatio est enim, quae graece *πάθος* dicitur . . ., verbum de verbo *πάθος* diceretur motus animi contra rationem.»[1] Boèce (*De Consol. Phil.*) emploie souvent perturbatio, mais dans un passage en vers il parle de la »excitans ac vires animi movens vivo in corpore passio» (livre 5, chap. IV; voir aussi chap. V et VI).

Toutefois, ces exemples ne sont pas fréquents, et surtout il ne s'en trouve plus depuis le VI^e^ siècle. L'acception philosophique et psychologique de *passio*, celle de la locution *animi passiones*, semble avoir disparu, et Du Cange ne la mentionne même plus. Cela change, nous l'avons vu, depuis l'aristotélisme du XIII^e^ siècle; dès lors, cet emploi de *passio* devient courant dans la littérature philosophique et didactique soit latine soit vulgaire; il se maintient même dans cette dernière pendant la Renaissance, quand les humanistes se remettent à écrire en latin *perturbatio*. Commynes parle de la patience que Louis XI »a portée en ses passions» (VI, XI). Amyot dit de Coriolan que, dans un grand malheur, »il ne monstroit au dehors n'en porter passion aucune», et Montaigne s'en sert souvent. Le changement complet de la société française dès le début du XVII^e^ siècle en a fait un mot du langage des honnêtes gens, très usité, qui, tout en gardant les éléments multiples de son passé philosophique et clérical, se gonflait d'admiration pour la force invincible des grands mouvements de l'âme humaine.

* * *

J'ajoute une observation concernant une lettre de Dante. On a vu que Dante se sert quelquefois, et d'une manière fort

[1] Mais dans le passage qu'Augustin veut réfuter ici, Apulée (De Deo Socratio, XII et XIII) avait écrit *passio animi* et *animi passivus* sans l'expliquer; il faut donc supposer que la locution était alors courante. Pour saint Augustin, voir aussi *De Nupt. et Concup* lib. II, XXXIII, 55: »quod enim Graecus habet: *ἐνπάθει ἐπιθυμίας*, alii latine interpretati sunt: in morbo desiderii vel concupiscentiae, alii vero in passione concupiscentiae».

expressive, du mot *passio*, tant en italien qu'en latin. Il l'emploie toujours dans un sens assez général, jamais dans le sens plutôt restreint de »amour», qui prédomine chez les poètes des siècles suivants. Même dans la Canzone *E'm'incresce di me si duramente*, le passage qu'on pourrait citer ici:

> Lo giorno, che costei nel mondo venne,
> Secondo che si trova
> Nel libro della mente che vien meno,
> La mia persona pargola sostenne
> Una passion nuova,
> Tal ch'io rimasi di paura pieno . . .

contient un sens de *passion* beaucoup trop large pour être simplement interprété par »amour». Dans les œuvres latines — voir la concordance de MM. Rand, Wilkins et White, Oxford 1912 — *passio* a toujours le sens philosophique, opposé à *actio* ou *actus*. Il n'y a qu'une seule exception, à ce qu'il semble, dans la lettre écrite à un ami exilé de Pistoia (Cino), la troisième du *Testo Critico* de la Società Dantesca Italiana (1921); il s'agit là de la question, »utrum de passione in passionem possit anima transformari», ce qui veut dire tout simplement si l'on peut changer l'objet de son amour. C'est donc le seul passage où Dante emploie passio dans cette acception; il est vrai qu'il veut traiter la question d'une façon philosophique et pour ainsi dire solennelle. On a longtemps douté de l'authenticité de cette lettre, on l'a même attribuée à Boccace, compilateur du manuscrit qui seul nous l'a conservée. Boccace se sert souvent, et lui le premier à ce que je sache, du mot *passione* pour exprimer l'amour sensuel. La Crusca cite un passage fort clair, »questa passione piacevolissima d'amore», et un autre où l'on voit le chemin que *passione* a fait pour arriver à son nouveau sens spécial: ». . . ne poterti la mia passione (souffrance-amour) in parte alcuna movere . . .»; les deux passages sont tirés du Décaméron. On en trouverait beaucoup d'autres dans Boccace; j'en ai recueilli un assez grand nombre dans la Fiametta, où le terme *le passioni dell'animo* signifie pratiquement l'amour. Bien

entendu, ces observations ne constituent nullement un argument contre l'authenticité de la lettre *Exulanti Pistoriensi*. Au contraire, elle est bien dans le style et dans la méthode de Dante, et Zingarelli, dans son grand manuel [1], nous rappelle très judicieusement quelques phrases du *Convivio* qui contiennent des déductions assez semblables à la théorie développée dans la lettre. Toutefois, je ne puis me résoudre à la prendre entièrement au sérieux. Pour le problème qu'elle traite (et qui est traité avec la même conclusion, mais avec une méthode beaucoup plus simple et naturelle dans le sonnet *Io sono stato con Amore insieme*) sa gravité me semble excessive, et j'y crois voir tout au moins une nuance de raillerie et d'exagération ironique; ce qui expliquerait assez bien l'emploi du mot trop solennel *passio*.

Istanbul. ERICH AUERBACH

Über die religiöse Lyrik der Troubadours

Die höfische Dichtung der Troubadours enthält zahlreiche und wichtige Elemente religiösen Ursprungs, deren Charakteristik ich in einem anderen Aufsatze gegeben habe.[2] Aber auch die rein religiöse Dichtung kommt bei den Troubadours sehr oft vor und bildet eine umfangreiche Gruppe, die, chronologisch gesehen, eine ununterbrochene Kette von den Anfängen bis zum Ende der altprovenzalischen Poesie darstellt. Nach der allgemein verbreiteten Auffassung gehört die religiöse Dichtung der Troubadours vorwiegend in die zweite Periode. In Wirklichkeit ist sie auch in den Anfängen sehr intensiv. Inhaltlich besteht zwischen der ersten und zweiten Periode kein grosser Unterschied: die Troubadours des 13. Jahrhunderts bearbeiten und entwickeln nur diejenigen Motive und Dichtungs-

[1] *Dante* (*Storia letteraria d'Italia*, terza edizione, Milano 1931), vol. I, p. 471 s. et note 23 à la p. 486.

[2] Zeitschrift für Französische Sprache und Literatur, 1936.

formen, die die Dichter des 12. Jahrhunderts eingeführt und popularisiert hatten.

Der Grund zu dem zahlenmässigen Reichtum an religiösen Liedern im 13. Jahrhundert liegt in der Verbürgerlichung der altprovenzalischen Poesie und in der Auflösung der höfischen altprovenzalischen Kreise, die ursprünglich Träger der Troubadourdichtung waren; dadurch rückten das Liebesthema und der sonstige höfische Stoff aus dem Brennpunkt des dichterischen Interesses heraus.

Die Ausbreitung der religiösen Dichtung in den bürgerlichen und klösterlichen Kreisen vollzog sich dabei auf Kosten der Qualität. Religiöse Themen und Motive, die in der ersten Zeit in originellen dichterischen Umarbeitungen vorkamen, wurden später durch traditionelle Gebetstypen verdrängt, die eine Wiedergabe althergebrachter Formeln und keine grosse Anstrengung schöpferischer Kraft darstellen.

Auch die ersten Troubadours besassen eine vielseitige religiöse Bildung und schöpften ihre Inspiration aus religiösem Gedankengut, sie waren jedoch dabei noch Schöpfer der Form und verwandelten den althergebrachten Stoff in persönliche Kunstwerke. Bei den Dichtern der Spätzeit dagegen spielten Übung und Andacht eine grössere Rolle als Begabung.

Entsprechend der beschränkten Zahl von Motiven, Themen und Gedanken der Troubadourdichtung überhaupt ist auch die Zahl ihrer religiösen Themen und Gedankenwendungen nicht allzu gross; sie lässt sich auf wenige Typen reduzieren, die der kirchlichen Tradition entnommen und von den Troubadours mehrfach umgearbeitet wurden. Es handelt sich meist um den Ausdruck der Frömmigkeit, Andacht und Bussstimmung. Wir können folgende grössere Motivgruppen unterscheiden:

Das Credo-Motiv

Das *Symbolum fidei* wurde seit alters her in die Liturgie als Gebet eingeführt. Es wurde mit der Zeit auch als Gebet der Privatandacht beliebt und von den lateinischen Hymnen-

dichtern verwendet (vgl. *Neuphilologische Mitteilungen*, 1935). Als Widerhall dieser Beliebtheit des Credo-Motivs sind auch die altfranzösischen epischen Gebete zu betrachten (Zts. f. fr. S. u. L., 1934, S. 67). Die Troubadours verwenden oft dasselbe Motiv.

Das älteste Beispiel dieses Themas gehört Peire d'Alvernhe (*Lauzatz*). Es ist gleichzeitig das ausführlichste Gedicht dieser Art. Wir haben vor uns eine sehr ausführliche Paraphrase des *Symbolum fidei*, die mit zahlreichen Zusätzen aus der Bibel erweitert wird. Es handelt sich im Grunde genommen um ein Lob- und Bittgebet; die eigentliche Bitte besteht aus folgenden Versen:

V. 14:
E'l prec que'm denh eissauzir — Domine, exaudi orationem meam (Migne, 101, 491, oft in Psalmen usw.).

V. 66—7:
Aquel prec ieu que es sus,
E mon cors e m'arma'l do. — In tuas manus me commendo corpus et animam meam (Knypers, The book of Cerne, 134). Famulo tuo tam animae quam corporis sanitatem precamur tribuas (Martène, De ant. eccl. rit. III, ed. 1736, 1061).

Das Lied ist also als Sterbegebet gedacht: der Betende vertraut dem Ritus der *sancta unctio* entsprechend seinen Körper und seine Seele Gott an. Das ausführliche *Credo* wird gemäss dem evangelischen Text *Crede et salvus eris* und dem Brauch der letzten Salbung, wonach das *Symbolum fidei* nach dem Gebet *Exaudi, Domine* gesprochen wird, als eine Art Versöhnungsmittel mit dem Himmel gebraucht.

Der Dichter beginnt sein Glaubensbekenntnis, entsprechend der Tradition solcher Gebete, mit dem Lob der Trinität:

Lauzatz sia Emanuel, — Laudate Dominum in caelis (Ps. 148, vgl. auch die Laudes in der Liturgie).

lo reis de terr' e de cel,

qu'es trinus et unitatz
e Filhs e sant Esperitz,
e cascus Paire complitz.

E Dieus e oms apelatz,

En divers ditz assemblatz
totz e una trinitatz,
ses sustantia partir.
Qu'aissi tenc l'un per major,
quom l'autre non dic menor,
mas un sol Dieu ieu azor . . .

Selui qu'el mon volc venir
per nostres peccatz delir . .

Symb. ap.: Credo in Deum . . . creatorem coeli et terrae.
Unum in trinitate et trinum in unitate te confitemur, te laudamus (Martène, De ant. ec. rit. 1706, 640).
Confiteri docemus Deum verum et hominem verum (Denzinger, Enchiridion symb., S. 66 u.a.).
Alcuin (Migne, 101, 496): Laudo et benedico te in personis trinum in substantia unum. Symb. S. Leonis (Denzinger, 159): Credo unum Deum . . . esse in trinitate deitatem . . . consubstantialem.

Symb. fidei toletanum (Denzinger, 120): Quia nec minus aliquod habet, cum unaquaeque persona Deus singulariter dicitur, nec amplius cum totae tres personae unus Deus annuntiantur. Symb. Athanas. (ib. 18): Et in hac trinitate nihil majus aut minus.
Symb. nycaenum: Qui propter nostram salutem descendit.

Der Dichter bringt also zuerst seinen Glauben an die heilige Trinität zum Ausdruck, wobei es klar wird, dass er nicht nur den apostolischen Text des *Symbolum*, sondern auch die theologischen Kontroversen über die Natur der Trinität kennt, die das Mittelalter in hohem Masse interessierten.

Im weiteren Verlauf des Liedes wird die Weltschöpfung behandelt, wobei auch hier der Dichter sich nicht auf den traditionellen Text des *Symbolum* beschränkt, sondern als Theologe mit selbständiger Denkweise philosophiert.

Die Wirkung Gottes richtet sich vor allem darauf:

Per que'l III[I] elemen
agro dessemblanz semblans.

Qu'alre no i era estans
mais Dieus qu'es pueis e denans,
qu'anc non ac comensamen.

Ni ja fin en negun sen
non aura, que'l resplanden
de prim destinet anceis
qu'el fetz sobr'escur la lutz.

Hugo v. S. Victor (Migne, 175, 34): Materia creata est autem informis. Terra erat in medio . . Tria vero reliqua elementa confusa in unum ad modum spissae nebulae ferebantur super terram (ignis, aer, aqua) . . . Prima die distinxit Deus ignem a caeteris elementis, usw.
Joh., 1, 1: In principio erat verbum . . .
Hebr. 7, 3: Neque initium dierum neque finem vitae habens.
Martène, De ant. eccl. disc., 1706, 640: Deus aeterne sine fine atque initio.
Gen. 1, 3: Dixitque Deus: fiat lux . . . et divisit lucem a tenebris.

Es folgt danach eine Bemerkung über die Unentbehrlichkeit und heilsame Wirkung des Glaubens. Im Anschluss an die Äusserung von *Joh., 11, 26:* Omnis qui vivit et credit in me non morietur in aeternum, bemerkt der Dichter, dass der Gläubige nicht untergehen wird:

Car tan ferma's sa vertutz,
qu'esser no pot descrezutz,
ni ren pus aver de creis
en lui, qui det si meteis
per que'l mals premiers s'esteis. . .

Derjenige, sagt weiter der Dichter, der schuldenlos gelitten hat (Denzinger, 124, Symb. tolet.: sine peccato mortuus creditur), starb unter Pontius Pilatus (Symb. Constant.: Et crucifixus est pro nobis sub Pontio Pilato), und seine Kleider wurden verlost (Matth. 27, 35: Dividerunt vestimenta ei sortem mittentes). Er besiegte den Tod und erstand am dritten Tag der Schrift gemäss auf (Symb. Const.: Et resurrexit tertia die secundum scripturas). Er erschien dem heiligen Thomas (Joh.

20, 19) und am elften Tage den Aposteln, als sie in einem Hause versammelt waren (Joh. 20, 26). Weiter werden die Actus apostolorum, 1, 8 und 2, 2 f. über die *descensio* des heiligen Geistes auf die Apostel paraphrasiert.

Der Dichter zählt noch eine Reihe biblischer Momente auf, an die man glauben muss: Gott als Schöpfer des Menschen, seine Leiden am Kreuze, seine Vergebung dem Schächer gegenüber (Migne, 101, 470: qui latroni in cruce posito subvenisti), seine letzte Verfügung über die Mutter (Joh., 19, 25: Mulier, ecce filius tuus, usw.), sein glorreiches Kommen beim Weltgericht.

Das ganze Lied gibt Zeugnis von der theologischen Bildung des Dichters und seinem Interesse an dogmatisch-theologischen Fragen, für die das alte Schema einen bequemen Rahmen bildete.

In einem anderen Lied von Peire d'Alvernha (*Dieus, vera vida*) wird der Rahmen der *Confessio fidei* erweitert durch Aufzählung von Wundern des Alten und des Neuen Testaments, die die Allmacht und die Barmherzigkeit Gottes veranschaulichen. Der Dichter argumentiert seine Bitte um Rettung nicht nur durch seinen Glauben, sondern er schöpft Hoffnung auf Rettung aus den in der Bibel offenbarten Beispielen göttlicher Barmherzigkeit. Sein Lied nähert sich auf diese Weise den altfranzösischen epischen Gebeten, die ich in der Zts. f. fr. S. u. L., 1934, untersucht habe.

Der Dichter erwähnt die Geburt Christi, seinen Tod und seine Auferstehung. Dann folgen die biblischen Wunder und Ereignisse: die Rettung der drei Jünglinge aus dem brennenden Ofen (Daniel, III, 22 ff.), die Daniels aus der Löwengrube, ferner die des Jonas, die wunderbare Rettung der drei Könige vor dem Zorn von Herodes (Matth. 2 12), eine Anspielung auf die keusche Susanna, die Sättigug des Volkes mit zwei Fischen und fünf Broten (Matth. 14, 19), die Erweckung des Lazarus (Joh. 11, 11 f.), die Heilung des Knechtes des Centurio (Luc. 7, 2), die Verwandlung des Wassers in Wein (Joh. 2, 8 ff.), die Wunder mit dem Bilde von Lucca (die Quelle ist mir unbekannt), ferner die Weltschöpfung, der Untergang

Pharaos (Exod. 15, 19), die Eroberung Palästinas (Deut. 6, 3 ff.), die wunderbare Speisung mit Manna (Exod. 16, 1 f.), die Besiegung der Schlange (Num. 21, 6 f.), die Befreiung des Apostels Petrus aus den Ketten (A. A. 12, 7), die Flucht von Josef nach Ägypten, der Kindermord, die Rückkehr nach Jerusalem (nach Matth. II, 13 ff.)

Zum Schluss wird wieder das Credo-Motiv unterstrichen, das Ganze endet mit dem Lob auf die heilige Trinität.

Das Lied stellt ein buntes Durcheinander von alt- und neutestamentlichen Motiven dar, wobei die chronologische Reihenfolge der heiligen Schrift gar nicht beachtet wird. Das Credo-Motiv dient als äusserer Rahmen und innerer Verbindungsgedanke. Der Dichter bekennt sich zum christlichen Glauben und schöpft daraus, ebenso wie aus den Beispielen der göttlichen Gerechtigkeit, die im alten und neuen Testament offenbarte Hoffnung auf seine eigene Rettung. Die Reihenfolge der Motive spielt dabei keine Rolle. Der Dichter hatte bereits in lateinischen Exorzismen fertige Vorbilder für die Vermengung von chronologisch und sachlich auseinanderliegenden Momenten. Er unterscheidet sich dagegen von der Tradition durch die Reichhaltigkeit seiner Motive und die enge Anlehnung an den biblischen Text: der ursprüngliche Exorzismus bekommt bei ihm epischen, darstellenden Charakter, ohne übrigens die epische Kraft des Gebetes des *Couronnement Louis* zu erreichen.

Bei den späteren Troubadours treffen wir das Credo-Motiv in der breiten Ausführung von Peire d'Alvernha nicht mehr. Die Dichter betonen ihren Glauben an die heilige Dreieinigkeit und die Weltschöpfung, weisen auf das Erlösungswerk Christi hin und konzentrieren sich dann auf das Bittmoment.

Folquet de Marselha (*Senher*) wendet sich an Christus mit der Bitte um Hilfe, indem er ihn Schöpfer des ersten Menschen nennt. Er erwähnt weiter: die Prüfung Abrahams auf seinen Gehorsam hin, Inkarnation und Leiden Christi, des Sohnes Marias (ähnliche Motive finden sich auch im Liede von Folquet *Vers Dieus*).

Guilhem de S. Didier (*Aissi cum*)[1] verbreitet sich über den Sinn der Menschwerdung Gottes: Gott wurde Mensch ohne Sünde in derselben Weise, wie der erste Mensch ohne fleischliche Begierde erschaffen wurde. Christus hat menschliche Gestalt angenommen, um zu zeigen, dass der Mensch zum Ebenbild Gottes geschaffen wurde. Der Dichter hatte die Äusserung von Tertullian im Gedächtnis:

Aissi cum a sas faissos
Dieu del tot creaire
fetz lo premier paire,
fon pueis lo reis glorios
hom carnals de peccatz blos
natz de verge maire;
fo natz atressi quo nos,
per so que ses tot'erransa
fos crezutz qu'a sa semblansa
nos fetz lo francs senher bos.

Tertullian, Migne, 2, 168: Erat autem ad cuius imaginem faciebat (hominem): ad filii scilicet, qui homo futurus certior et verior, imaginem suam fecerat dici hominem qui tunc de limo formari habebat, imago veri et similitudo . . . Ib. 802: ad imaginem Dei fecit illum, scilicet Christi . . . Ita limus ille jam tunc imaginem induens Christi futuri in carne non tantum Dei opus erat, sed et pignus.

Es ist wahr, sagt weiter der Dichter, dass im Sakrament sich das Brot in Gottes Leib verwandelt und dass Christus *sine viri copula* geboren wurde. Er fügt hinzu: »Mein *Glaube* und Meine Gesinnung mögen mir helfen.«

Im Liede *Dieus verais* (Gr. 175, 1) bringt der Dichter in ähnlicher Weise seinen Glauben zum Ausdruck durch die Erwähnung der Geburt Christi, seiner Kreuzigung, seiner letzten Unterredung mit der Mutter, des Lanzenstichs, des Sieges über die Hölle, der Grablegung, der Wacht am Grabe und die Erwähnung der Auferstehung.

Pons de Capdolh (*En honor*) sagt, dass wir an die Dreieinigkeit glauben müssen. Die wichtigsten Momente des *Symbolum fidei* werden kurz im Kreuzliede von Esteve *Lo senher* (Gr. 323, 22) aufgezählt. Vgl. auch Riquier: *Mentaugutz aug que dieus es crezutz . . .*

[1] Aber das Gedicht ist wahrscheinlich nicht von ihm.

Das Beichtmotiv (Confessio peccatorum)

Das Sündenbekenntnismotiv spielt seit der ältesten Zeit eine grosse Rolle in den christlichen Gebeten. Die ersten Christen gebrauchten als Gebete die Psalmen, die ausgiebig Momente des Sündenbekenntnisses enthalten. Auch die neuverfassten Gebete der altchristlichen Zeit enthalten oft das Motiv der Beichte. Das lange Gebet von Augustinus *Deus justitiae, te deprecor*, stellt nichts anderes als ein Beichtgebet dar (Migne, 101, 598). Auch Hieronymus spricht in seinem Gebet von seinen Sünden (ib. 602 f.). Der heilige Gregor beginnt sein Gebet mit den Worten: *Peccavi, Domine, coram te* (Migne, 101, 602). Die Cyprianusgebete (Migne, 4, 905 f.) enthalten dasselbe Motiv: *Vae peccatis meis* . . . Das Beichtgebet kommt im 9. Jh. viel häufiger als jeder andere Gebettypus vor (vgl. The Book of Cerna, 1902, in dem die Beichtgebete vorherrschen). Auch das Gebetbuch von Alcuin enthält zahlreiche Beichtgebete (Migne, 101, 446). Denselben Charakter trägt auch das Gebetbuch Karls des Kahlen (Liber peccatorum, ed. 1583, Ingolstadt). Wie zahlreich diese Art der Gebete im Mittelalter waren, davon zeugen auch die Publikationen von Morinus oder Martène.

Es ist nicht verwunderlich, wenn wir das Konfessionsmotiv oft auch bei den Troubadours treffen.

An der Spitze steht wiederum Peire d'Alvernha. Er schaltet das Beichtthema in das Lied *Dieus, vera vida*, ein. Er bekennt seine Sünden, die er in Gedanken, Worten und Werken getan hat, die so zahlreich sind, dass er sie gar nicht aufzählen kann. Er bittet Gott, ihn nicht nach seinen Sünden, sondern nach Seiner Barmherzigkeit zu richten. Ohne Gottes Hilfe kann er das Reich, wo es weder Hunger noch Durst und Kälte gibt (Cor. 2, 11, 27), nicht erlangen, da die Freuden dieser Welt zu verlockend sind. Gott möge ihm helfen, tugendhaft zu werden, bevor der Tod kommt, denn sonst wird seine Seele verloren sein.

Dadurch erschöpft P. d'Alvernha ungefähr alle Gedanken, die den Inhalt der lateinischen Beichtgebete ausmachen.

In ähnlicher Weise beichtet später P. de Capdolh seine Sün-

den (*En honor*) — mortals falhimens, qu'ai faitz, en ditz ni en pensan[1] — und weist darauf hin, dass Gott dem heiligen Petrus das Recht gegeben hatte, Sünden zu vergeben (Matth. 16, 11). »Derjenige, der daran nicht glaubt, ist falsch und ungläubig (e fals e de nostra lei mescrezens).» Der letzte Satz spielt auf die Waldenser an, die an das Sacramentum poenitentiae nicht glaubten.

Folquet de Marselha (*Senher Dieus*) versucht, seine Sünden aufzuzählen, bricht aber die Aufzählung ab, da sein Mund nicht im Stande ist, sie alle zu nennen, er bittet Gott, ihn auf den Weg des richtigen Lebens zu leiten. Auch er erwartet die Rettung nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der göttlichen Barmherzigkeit.[2]

Zum Schluss des Liedes wendet sich der Dichter an Christus und bittet ihn um Beistand, da er sein Verwandter sei (ieu soi tos parens carnals). Die mittelalterlichen geistlichen Autoren erwähnen oft das Argument der Verwandtschaft (durch die Geburt von Maria) in den Gebeten an Christus.

Cadenet (*Be volgra*) hat unzählige Sünden, er weiss aber, dass die göttliche Barmherzigkeit noch grösser ist, und daher verzweifelt er nicht, sondern hofft auf Rettung.

G. Figueira beichtet seine Sünden vor dem Kreuzzug. Bernart von Venzac benutzt das Schema der kirchlichen Konfessionsformel, indem er sich, wie es in diesen Formeln üblich ist, an die Trinität, dann an die heilige Jungfrau Maria und zum Schluss an alle Heiligen wendet und sie um Rettung bittet.

Joan Esteve (*Lo senhor*) bekennt seine Sünden und hofft auf Vergebung des barmherzigen Gottes, der auch dem Schächer am Kreuze noch vergeben hat.[3] Vgl. das Beichtlied Gr. 175, 1.

---

[1] Arnaut de Brancaleo (*Pessiu*) beichtet seine Sünden, die er in Gedanken, Worten und Werken begangen hat, und bezeichnet die Dreieinigkeit nach Apocalypsis, IV, 7, Löwe, Mensch, Adler und Kalb.

[2] Ähnliche Motive kommen auch im Liede Gr. 175, 1 vor.

[3] Petrus Damiani (A. H. 48, S. 61 f.): Vitam latroni jam in morte posito te dare spondes. Per haec te quaeso . . . me de vinclis tot culparum libera.

L. Cigala (*Pensius*) kommt durch den Gedanken von der Unvermeidlichkeit des Todes darauf, seine Sünden zu beichten. Er beschuldigt sich der sieben Hauptsünden und vieler anderer Sünden, an die er sich nicht erinnern kann, und bittet ihm, wie dem Schächer am Kreuze, Vergebung zu gewähren. Er verzweifelt nicht und hofft auf die Barmherzigkeit. Zum Schluss ruft er die Mutter Gottes an.

Auch B. Zorzi will *en chantan dir sa vida*, d. h. im Liede sein sündiges Leben beichten.

Bei den Epigonen fehlten ebenfalls Busslieder nicht. Genseis lo Joglar (*Deus verais*) und Ghilhem d'Ieiras (*A Dieu*) beichten ihre Sünden und bitten Maria um Fürsprache. Bei Riquier finden wir dagegen keine eigentlichen Busslieder. Nur gelegentlich betont er die Notwendigkeit der Busse (*Caritatz*, *Mentaugutz*).

G. de Pueicibot (*S'ieu anc*) travestiert die Beichtformel und bekennt die Vergehen, die er seiner Geliebten gegenüber begangen hat (*ben dei far penedensa tal cum tanh a forfaich desleial . . .*).

Betrachtungen über die Nichtigkeit dieser Welt

Betrachtungen über die Nichtigkeit dieser Welt gehören zu den beliebtesten Bestandteilen der altprovenzalischen Lieder religiösen und moralischen Inhalts. Sie kommen nicht nur in den besprochenen Beicht- und Credo-Gebeten, sondern auch in Kreuz- und Klageliedern ebenso wie in verschieden didaktischen Liedern vor.

Die Frage nach dem Wert des irdischen Lebens stand im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Nicht weniger als 30 Troubadours kommen auf sie zurück, und unter diesen 30 Dichtern fehlen nur wenige grosse Namen wie Wilhelm IX. und Bernart v. Ventadorn.

Die Lösung ist immer negativ: die Welt ist schlecht und voll Falschheit, sie bringt ihren Diener ins Verderben; sie ist die Quelle des Jammers in diesem Leben und die Ursache zu ewigen

Qualen nach dem Tode. Besonders oft wird die Verwerflichkeit der materiellen Güter betont.

Die Unvermeidlichkeit des Todes wird besonders hervorgehoben, um die Zwecklosigkeit der Gewinnsucht zu bekräftigen.

Marcabru unterstreicht die Unbeständigkeit aller Dinge dieser Welt (*Pus s'enfulhesson*, mit einer Anspielung auf das Schicksalsrad): die Menschen sammeln materielle Güter. Das Feuer der menschlichen Leidenschaften erlöscht nie. Indessen ist das einzig Richtige, an Gott zu denken. Das Sammeln irdischer Reichtümer führt zur Hölle (*Pax*). Die Reichen glauben zwar, das ihr Besitz sie retten wird, aber am Todestage werden sie erfahren, dass »Tausend Mark nicht den Wert einer Zwiebel haben».

Cercamon nennt diese Welt »voll Gefahren» (*perilhos*) und ungerecht (*enic*), denn sie ist weder für den Reichen nocht für den Armen gut (*Lo planh*). Man muss sie meiden und sich von der gefährlichen Bürde durch die Teilnahme am Kreuzzug befreien.

Peire d'Alvernhe sagt, dass nur diejenigen Taten des Menschen gut sind, die nicht bereut werden. In demselben Augenblick, in dem der Mensch sich den Freuden der Welt nähert und glaubt sie ergreifen zu können, sind sie schon vorbei. Sie entstehen, um sofort zu verschwinden (*L'airs*). Der Dichter bereut die Freuden, die er im Leben gehabt hat (*Gent*).

In demselben Sinne äussert sich der Dichter auch im Liede *Be'm es plazen*. Wer diese Welt nicht richtig anfasst, fällt von oben nach unten. Leichtsinnig ist der Christ, der sich selbst Schwierigkeiten macht. Die Erfolge dieser Welt haben keinen Wert. Je mehr man hier gewinnt, um so weniger hat man. Der Dichter trachtet nach sicherem Besitz (d. h. nach dem Seelenheil) und will alles lassen, was er bisher geliebt hat. Seine einzige Hoffnung und Zuflucht ist in Gott.

Noch enger lehnt sich Peire d'Alvernhe an die Lehre der Bibel an im Liede *De Dieu*:

Wenn der Mensch sich so viel bemühte, Gutes zu vollbringen, wie er Böses tut, so würde er wegen der Freuden

dieser betrügerischen Welt das Himmelreich nicht verlieren. Das hiesige Leben ist ein Leben des Fleisches, es ist daher für das Seelenheil gefährlich. Was hilft es dem Menschen, wenn er hier glänzenden Erfolg hat, sich mit Gott aber nicht verträgt. Nach dem Tode hat er für alle seine Taten Rechenschaft abzulegen. Die Freude dieser leichtsinnigen Welt verwandelt sich dann in Bitterkeit.

Zahlreiche andere Dichter geben ihrer Weltverachtung Ausdruck.

Bertran de Born sagt anlässlich des Todes seines Beschützers (*Si tuit*): Die Liebe dieser schwachen und mit Trauer erfüllten Welt vergeht, ihre Freude ist trügerisch, es gibt in ihr nichts, das nicht schlecht würde; alle Tage werden schlimmer, und heute ist es schlechter als gestern.

Aimeric de Belenoi (*Ailas*) sagt: »Böse Welt, alle deine Werke enden mit Schmerz, daher darf niemand sich auf deine Liebe verlassen.»

Bornelh vertieft das Motiv, indem er auf die Lehre des hl. Paulus über den Geist und das Fleisch anspielt (Galat. V, 16 f.: manifesta sunt autem opera carnis: . . . fornicatio, impudititia, usw. Fructus autem spiritus est charitas . . .): diese Welt ist das Reich des Fleisches, der Mensch muss nicht ihm, sondern dem Geiste dienen: »Gott ist unser Haupt und Körper, von ihm kommt uns alles Gute . . . Der Betrug, die Pein und böse Stimmung stammt vom Fleisch (Deus es caps e'l cors de nos . . .). Diese Welt hat nur eine Sorge: den Körper zu mästen. Die Seele geht aber ohne Gottes Hilfe verloren» (*Si per mo*). Der Dichter nennt die Welt verdriesslich und niederträchtig (*enoios, trafas*). »Die Welt ist nichtig (que'l segles es niens). Der Reichtümer wegen braucht man nicht Tadel auf sich zu ziehen. Die Reichtümer sind nicht dazu da, um den Betrug zu erhöhen, sondern um gerecht verteilt zu werden (*Era can*).

»Je länger man in der Welt bleibt, desto mehr Trauer und Sorgen hat man, und wer das Schlimmere wegen des Schlechten wählt, ist töricht, denn er strebt nicht nach dem

Ort, wo es keine Schmerzen und keine Pein gibt. »Die Liebe dieser Welt ist bitter. Hier vergehen keine zwei Tage ohne Pein, und wenn die Zeit vorbei ist, stirbt man mit Schmerzen und Stöhnen» (*Be vei*).

Folquet de Marselha spricht in einem Klagelied (*Si com*) von der »bösen Welt, in der der Mensch nur ein Wanderer ist. Hier verwandelt sich jeder Wert in Unehre, die Vernunft in Torheit, wenn man Seine (Gottes) Gebote nicht erfüllt.» »Die Freuden der habsüchtigen Reichen verschmälern sich infolge des inneren Schmerzes» (*Chantars*). »Unser Leben ist ein Unheil, und der Tod ist gut.» »Gott möge mich vor dieser irdischen Welt schützen» (*Hueimais*).

Raimbaut de Vaqueiras drückt dieselben Gedanken mit anderen stilistischen Mitteln aus (*Aras pot*): »Es gibt hier keinen tüchtigen und heldenhaften Menschen, der neben der Freude nicht Schmerzen gehabt hätte und dem neben der Ehre nicht auch die Schande erspart geblieben wäre. Der Reichste hat hier für eine Freude tausend Erbitterungen.»

Peire Vidal erinnert sich an Job, 7, 7 (memento quia ventus est vita mea) und sagt (*Si'm laissava*): »Diese Welt ist nichts anderes als ein Wind, und je mehr man auf sie vertraut, um so grössere Torheit begeht man. »Wer dieser Welt folgt, wählt das Schlimmere» (*Baros Jesus*).

Gavaudan gebraucht allegorische Wendungen. Jene Welt nennt er *Joi* (Freude), diese *Ira* (Verdruss) und sagt: »Eine schlechte Wahl hat derjenige getroffen, der die feine Freude vergessen und ihr den sonderbaren Verdruss vorgezogen hat.» »Wer den grossen Weg geht (den breiten Weg dieser Welt), der nimmt den dunklen Abend für den klaren Tag.» Wer für diese Welt lebt, dient dem Betrug; der Betrug schlägt aber den Betrüger selbst, und das Vergnügen verwandelt sich in Bitterkeit (*Un vers*).

In einem anderen Lied nennt Gavaudan diese Welt falsch, fehlerhaft und tot (*Patz*).

Nicht weniger beredt ist Aimeric de Pegulhan: »Schlechte Welt von falscher Natur, oft wird derjenige betrogen, der

sich mit dir abgibt; je mehr man deine Gebote erfüllt und ausspricht, um so schlimmer wird man betrogen» (*S'ieu an*).

»Wir ziehen, sagt er im Liede *Ara parra*, das Schlechte vor und vernachlässigen das Gute. Das hiesige Leben ist voll von Mängeln, daher freuen wir uns auf den Tod.»

Pons de Capdolh paraphrasiert Matthäus, 19, 28 ff. und sagt: »Jesus sagte den Aposteln, dass man ihm folgen soll, indem man Freunde und Habe verlässt. Wer dort (in Palästina) stirbt, hat mehr, als wenn er lebte, und wer hier lebt, hat ein schlimmeres Los, als wenn er gestorben wäre. Wer gut stirbt, vernichtet seinen Tod und lebt nachher ohne Schmerzen.» Weiter paraphrasiert er Luc. 9, 25: »Erwirbt man auch alles, was auf dieser Seite des Meeres vorhanden ist (in Frankreich), so wird das dem Menschen nichts helfen, wenn er vor Gott sündigt und lügt.» Was nützen Schlösser, Türme und Mauern, wenn ihr Besitzer zum Schluss nicht mehr hat als ein nackter Bettler (*En honor*). Lazarus wurde zum Schluss reich und der Reiche elend. Was sollen die Sorgen um das Geld, wenn die Welt doch nicht lange dauern wird? (*So qu'om*).

»Die Reichtümer dieser Welt, sagt Folquet Romans, sind vergänglich, daher muss man Gottesfurcht haben» (*Quan be*). »Schnell vergeht die Freude dieser Welt, der Tod steht allen bevor.»

Beredt ist die Schilderung dieser Welt von Cadenet (*Be volgra*): »Gesetzlose Welt, niedrige Lehrerin des Betruges, der Mensch, der vor Gott Furcht hat und an ihn glaubt, erwirbt von dir keine Ehre und kein Heil.» In einem anderen Lied sagt er: »Der Stolz und die Lobeserhebungen dieser Welt sind Trauer und Schmerz für das zukünftige Leben.»

[1] Ähnlich äussert sich Peire de la Mula (*Ja de razo*): »Alles wird man zum Schluss hier lassen, nur ein Leichentuch wird man mit sich nehmen. Weder Schätze noch Reichtümer, Türme, Paläste, Schlösser oder kostbare Einrichtungen werden helfen.» Nur gute Taten erwerben dauernden Ruhm. Auch Uc de l'Escura (*De motz*) paraphrasiert dieselben Gedanken von der Nichtigkeit irdischer Güter.

Sordel paraphrasiert Eccl. 14 und sagt (*Puois trobal*): »Ohne Vermögen ist jeder von uns geboren, besitzlos wird er auch zur Nahrung von Würmern werden.» »Der Reichtum ist vergänglich, das Leben kurz, der Tod nahe, man soll daher richtig leben» (*Qui be'is*).

B. Zorzi (*Ben es*) fordert auf, »die eitlen Freuden der falschen Welt» zu lassen unb sich dem Gottesdienst zu widmen.

Puiol argumentiert seine Abkehr von der Welt nach Matth. 6, 24, dass man nicht zwei Herren gleichzeitig dienen kann.

Das sind nur Stichproben. Die Zahl solcher und ähnlicher Äusserungen ist sehr gross in den Liedern der Troubadours. Die Helden des Frauendienstes waren fromme Christen, die nicht vergassen, dass der Mensch aus Erde entstanden ist und sich in Staub verwandeln wird, dass die Freuden und Interessen dieser Welt nicht nur hoffnungslos, sondern auch unheilvoll sind, weil sie die Aussichten auf die Seelenrettung vernichten. Die freudenvollen Liebessänger treten in ihren religiösen und didaktischen Liedern als düstere Asketen auf.

Der Todesgedanke

Wie wir gesehen haben, wird der Gedanke von dem Tode als Argument für die Zwecklosigkeit der Anhäufung irdischer Güter angeführt. Am meisten treffen wir ihn in den Kreuzliedern: die irdischen Interessen und Reichtümer sind angesichts des alles vernichtenden Todes wertlos, daher muss man am Kreuzzug teilnehmen, um sich dadurch das Seelenheil zu sichern. Aber auch in anderen Liedern religiösen oder didaktischen Inhalts kommen ähnliche Gedanken öfters vor.

Auch in bezug auf den Todesgedanken gebührt den ältesten Troubadours die führende Rolle.

Marcabru wendet sich an die Reichen und sagt (*Aujatz*): »Gegen den Tod gibt es keine Hilfe und keinen Schutz.» Die Reichen ziehen es vor, in Vergnügen zu leben, weich zu liegen

und angenehm zu schlafen; sie hoffen durch ihre Reichtümer geschützt zu werden.» Der Tod ist aber unabwendbar: »Und ich sage ihnen, dass sie ihre Paläste mit den Beinen nach vorne und mit dem Kopf nach hinten verlassen werden. Am Sterbetag werden 1,000 Mark keine Zwiebel wert sein» (*Emperaire*).

Tod und ewige Verderbnis sind in drohender Nähe, daher muss man sich beeilen, sich durch die Teilnahme am Kreuzzug von seinen Sünden zu reinigen, weil auch der Stolzeste beim Sterben sein Gegengewicht finden wird (*Pax*).

Die Unvermeidlichkeit des Todes bildet das Thema des Liedes von Peire d'Alvernha *Cui:* man muss die Reichtümer richtig ausgeben, denn wenn das Ende des Lebens kommt, wenn der Priester den Sterbenden mit dem Ysop besprengt hat, wird man für einen Scheffel Marabotis keine zwei Nüsse mehr geben (Ps. 50, 9: asperge me hysopo, gelesen bei der extremen Unktion). Die Güter, die wir hier geniessen, sind kurzfristig, und gegen den Tod gibt es kein Mittel. »Schnell wird der Mensch (vom Tode) besiegt. Beim Sterben kann weder der Onkel, noch der Neffe, noch der Arzt mit seinem Sirup helfen.»[1] »Alle werden wir sterben, der Reichtum wird keinem heilen.» »Gegen den Tod kann sich weder Graf, noch Fürst, noch König, noch Marquis wehren.»[2]

Im Liede *De Dieu* geht P. d'Alvernhe von dem Gedanken der Heiligen Schrift aus:

---

[1] Früher sagte Eugenius Toletanus (A. H. 50, 98, De brevitate huius vitae):

Nil boni portabis illic . . .
Nemo te, miselle, crede,
Nemo consolabitur,
Non parentes aut propinqui,
Non sodales optimi . . .

[2] J. Esteve (*Aissi*) sagt in derselben Weise: greu mortz, tu fas plorans ducs e emperadors, cavaliers e serjans e donas malestans, car baissatz lur valors.

deu esgarar[1]	Job, 10,9:
quals es ni que deu devenir	Memento, quaeso, quod sicut lutum feceris me et in pulverem reduces me. Gen. 3,19: ... quia pulvis es et in pulverem reverteris.
Quan que'l tric, l'er a murir e pel pas ancessor passar.	Eccl. 2,14: unus utriusque esset interitus.

Auch die Stolzesten gehen in Verwesung über. Der Mensch vergisst heute, was gestern war.

Aimeri de Belenoi (*Quan*) sagt: »Reicher, warum heuchelst du? Deine Anstrengung ist so nutzlos, wenn der Tag kommt, da du durch die Pforte gehen musst, durch die alle ohne Widerspruch gehen müssen.

Bornel (*Jois*) entwickelt denselben Gedanken, den vor ihm P. d'Alvernha bearbeitet hat: »Freunde und Verwandte, Besitztümer, Eroberungen oder Geschenke haben am Todestage nicht einmal den Wert von zwei Nadelbüchsen.»

Dem Menschen wird weder sein Nachbar, noch seine Weisheit, noch der Verstand oder das Vermögen (beim Sterben) Bürgschaft leisten ... Und da durch Gelehrtheit oder durch Weissagen weder ein König, Fürst, Graf noch Marquis einen Tag länger gelebt haben, nützt es nicht, sein Vermögen ungerecht zu gebrauchen» (*Ben es drechs*).

Den Gedanken von Horaz (*pallida mors aequo pulsat pede ...*) über das gleiche Los der Niedrigen und der Hochgestellten paraphrasierend, erinnert Bornelh an den kommenden Tod und fordert zur Besinnung auf (*Be vei*), weil man anders kein sorgen- und qualloses Leben haben kann.

E doncs pensa que morras ...
E s'ans qu'om te met'el vas
no·n pensas, ja no seras
nuls temps ses dol e ses pena;

[1] A. de Belenoi (*Quan*) sagt: Quan mi perpens ni m'albire Qui soi ni de qual part venh ... Que es hom, quan o cossire Ni que val, a re no'l tenh. Folquet v. Romans *(Quan be)* denkt auch an Eccl., wenn er sagt: Fols es si no t'en sove don iest vengutz ni on vas. A. de Maruelh *(Razos)* paraphrasiert dieselbe biblische Stelle.

der Mensch stirbt in Qualen und mit Stöhnen und stinkt dann tausendmal mehr als Unrat.

Andere Dichter verwenden, um dasselbe zu sagen, andere stilistische Ausdrucksmittel, die sie in der geistlichen lateinischen Literatur gefunden haben.

Gaucelm Faidit (*Cascus*): Nichts kann den Menschen vor dem Tode schützen. Er beginnt bereits zu sterben im Augenblick, wo er geboren wird.

Qu'al jorn qu'om nais comensa a morir e qui mais viu plus ponha de fenir	Haec enim vita qua vivimus magis mors est; quid vero agimus, ex quo primo incipimus vivere, nisi morti appropinquare et incipere mori? (Bernhard v. Clairvaux, Migne, 183,150).[1]

Folquet von Romans (*Quan be*) nennt dieses Leben eine Reise, deren Ziel der Tod ist:

Car cascus es viandans.
Qu'aitan tost com om es natz,
mou e vai coma romieus
a jornadas e es grieus
lo viatjes.
Que cascus es eslaissatz
vas la mort, qu'aurs ni argens
no l'en pot esser guirens.

Weder der Starke noch der Schwache kann sich vor dem Tode retten. Er achtet weder auf Zauber und Wahrsagerei, (agur ni sort) noch auf Recht, Mass, oder Unrecht; er rafft den Besten wie den Allerschlimmsten[2] hinweg.

---

[1] Vgl. auch Augustin, Migne, 41,385: . . . ut omnino nihil sit aliud tempus vitae hujus quam cursus ad mortem . . . Profecto ex quo esse incipit in hoc corpore in morte est. Nunquam igitur in vita homo est, ex quo est in corpore, isto moriente potius quam vivente.

[2] Der Ausdruck »il non guarda agur ni sort» stammt von Marcabru: qu'en agur crezon et en sort (*Pax*) und wird von G. d'Autpol (*Esperansa*) — que no i valran plag ni agur ni sort, und von G. Berguedan (*Juglars*) — no i gart augurs ni sortz, verwendet.

Sehr zahlreich sind einfache kurze Feststellungen, dass wir alle sterben werden (Peire Vidal, *Baros Jesus* — tug morrem; Montanhagol, *Nuls hom* — ja morretz vos; Gaucelm Faidit, *Cascus* — tug morrem; F. Romans *Quan be* — en pauc d'ora s'esdeve, que om mor, usw.).

An und für sich ist der Tod nicht furchtbar, erst, dass nach ihm der Tag der Vergeltung kommen wird, macht ihn schrecklich. Daher vergessen die Dichter nicht, den Menschen an

Das jüngste Gericht

zu erinnern.

Cercamon droht den unzüchtigen Liebhabern mit dem Jüngsten Gericht, an dem sie kein Erbarmen finden werden:

Al juizi del derrer plai on sera totz lo mals e'l bes jutjatz; e no clam ja merces domna, qu'aia drut desleiau. (*Ab lo pascor*)	Denzinger, Enchiridion symbolorum, 189: venturus in fine saeculi judicaturus vivos et mortuos . . . ut recipiant secundum opera sua sive bona sive mala (ds. Eccl. 12,14).

Im Lied *Lo planh* spricht der Dichter von der Trennung zwischen »Bösen und Guten».

Fast immer schwebt den Dichtern die biblische Darstellung des Jüngsten Gerichtes vor.

Peire d'Alvernhe (*De Dieu*):

. . . Sera totz a tremblar lo jorn del jutjamen maior . . . Qu'ab gran joi e ab gran dolor se deveziran dui semdier.	Matth. 25,46: Et ibunt hi in supplicium aeternum, justi autem in vitam aeternam.

Ähnlich äussert sich Bornelh (*Jois*):

Penran
segon so que serviran,
li bon ben e'l mal tormen
ses fi perdurablamen.

Im Liede *Al honor* erinnert Bornel die Reichen daran, dass Gott von ihnen Rechenschaft verlangen wird. Ähnlich Pons de Capdolh (*Ar nos* — Ha, que diran al jorn del juzamen . . . quant Dieus dira: fals, ples de coardia, per vos fui mortz e batutz malamen). Das Jüngste Gericht wird weiter als Argument für die Teilnahme am Kreuzzug von P. Vidal (*Si'm laissava* und *Baros Jesus*), von Gaucelm Faidit (*Cascus*), G. de S. Didier (*El temps*) angeführt. Daude de Pradas (*No'm puesc*) erwähnt das Motiv in einem didaktischen Lied.

Gavaudan spricht von dem jüngsten Gericht, in dem er das Bild von der Prüfungsbrücke (*A la*) gebraucht:

Ab pon frag, ab frevol planca
passa gaugz que torn az ira.

Bernart de Venzac (*Iverns vai*) spricht von dem dies irae: Propchan si vai lo jorn iros.

Folquet von Romans (*Quan lo*) gibt die breiteste Beschreibung des Jüngsten Gerichts, wobei er dem Text des Evangeliums nahezu folgt:

E so qu'aurem de tort e de peccat trobarem totz al jorn del jutjamen.	
Quan Dieus dira: »Selh qu'an freitz ni calors sufert per me ni lur sanc escampat . . . e m'an servit . . .	Paraphrase von Matth.25, 34 ff. Tunc dicet rex .. esurivi enim et dedistis mihi manducare usw.
aquil seran ab gaug ses marrimen.	et ibunt justi in vitam aeternam
E selh qu'auran de mi tort ni peccat cairan laïns el foc d'infern arden.	et ibunt hi in supplicium aeternum.
Adoncs er fag l'ira e'l dols e'l plors,	Matth. 25, 30 erit fletus et stridor dentium.

quan Dieus dira: »Anatz malaurat	Matth. 25, 41: Tunc dicet et
jus en infern, on seretz turmentat	his: discedite a me maledicti
per tos temps mais ab pen'e ab dolors,	in ignem aeternum . . . esurivi
car non crezetz qu'ieu sufris greu turmen. .	enim et non dedistis mihi, etc.

Die im Kreuzzuge Gefallenen werden antworten:

	Matth. 25, 37: Tunc respondebunt
E nos, senher, mort per vos eissamen.	ei justi: Domine, quando te vidimus esurientem, usw.

Dieselbe Stelle von Matthäus benutzten auch R. Gaucelm (*Qui vol* — Kreuzlied und *Dieus*) und Pujol (*Dieus*).

Auf das Jüngste Gericht folgen

Himmel oder Hölle.

Die Farben, die die Dichter zur Ausmalung der Schrecken der Hölle und der Seligkeiten des Himmels gebrauchen, sind äusserst arm. Die Hölle zeichnet sich fast ausschliesslich durch ihr Feuer aus (Matth. 25, 41). Marcabru (*Pus mos*) spricht vom Feuer und den Qualen der Verzweifelten (fuec arden . . . lai er dols dels dezesperatz). Cercamon (*Ab lo pascor*) ahmt Marcabru nach (El fuec major seretz creman, en la pena que no trasvai — Evang.: supplicium aeternum). P. d'Alvernha bittet Gott, ihn vom »Höllenbrunen» (enfernal potz) zu retten. Nach Gavaudan (*Patz*) erwarten die Bösen »ir'e trebalh e dezonor . . . el bolhidor, don ja mais non poiran issir». P. de Capdolh (*Ar nos*) spricht vom »putnais foc arden».

Andere Dichter versuchen den Begriff der Höllenqualen und des Höllenfeuers stilistisch zu erweitern. Peire Espanhol (*Ar levatz*) unterstreicht die Dunkelheit der Hölle, weil er Maria

und Christus als Lichtquelle betrachtet: »car enferns es si oscur e pudenz»; die Sünder »non auran mais lum ni clartat ni alba». Serveri de Girona bringt das Bild des Brunnens (*Totz om*): »Potz'ampl' e fer, neir e preon veira del foc arden.» Nach Raimon Gaucelm (*A penas*): »estranh mazel sera dels fatz lai on cremor es del foc d'ifern».

Kaum reicher sind die Schilderungen des Himmels. Die biblischen *vita aeterna* und *gaudium aeternum* werden am öftesten hervorgehoben (Zorzi, *Ben*, — vid'eternal e'l gaug sobrier). Nur selten treffen wir Variationen des Bildes. Nach P. d'Alvernha (*Cui*) ist das Paradies die Stelle, wo Isaak und Jacob weilen.

Nach Pujol (*Dieus*) steigen die Seligen in Begleitung von Engeln in den Himmel: »e portaran coronas resplandens e chantaran us versetz de plazensa.» P. de Capdolh (*De totz*) stellt sich den Himmel als reichen, mit Lilien, Rosen und *glais* geschmückten Pálast vor, wo freudige Lobgesänge der Engel ertönen.

Im allgemeinen bleiben die Troubadours in ihren Schilderungen des Himmels und der Hölle trocken und rhetorisch. Bei aller ihrer Religiosität und Bildung richtete sich ihr Augenmerk auf irdische Dinge. Ihnen war der Mystizismus und die Ekstase der lateinischen religiösen Dichter fremd, so dass für die Entwickelung von farbigen Phantasien im Danteschen Sinne kein Boden vorhanden war.

Moralische Lebensphilosophie

Horaz hat angesichts des nahen Todes empfohlen, den Moment richtig zu benutzen. Denselben Rat erteilen auch die Troubadours, nur ist die Auffassung von der Richtigkeit des Zeitgebrauches in beiden Fällen eine ganz verschiedene. Die Troubadours folgen nicht der antiken Lehre *carpe diem*, sondern der Mahnung des Apostels Paulus: benutze die Lebenszeit, um durch gute Taten und moralische Lebensführung das ewige

Heil zu verdienen: Galat. 6, 10, dum tempus habemus, operemur bonum ad omnes.

Diese Lehre, die in den Evangelien durch verschiedene Parabeln beleuchtet ist, wird im 12. Jahrhundert öfters von den Predigern betont, vgl. Migne, 184, 1248: Dum potes vitam tuam emenda, dum Deus dat tibi licentiam, peccata tua manifesta . . . dum potes, mala quae fecisti, emenda; dum potes, a peccato et vitio te detrahe, dum tempus est, clama ad Deum pro te . . . priusquam infernus te rapiat, peccata tua luge . . .

In der Karolingischen Epoche (P. L. 4, 496 f): considera quod morieris, venitque dies ultimus . . . Luge modo dum tempus est, ne gemas in judicio, ubi non valet gemitus nec ulla intercessio.

Othlo (A. H. 50, 327): Currite dum quietis et vitae lumen habetis, Dum maneat tempus, non neglegatur opus.

Gavaudan führt dieselben Gedanken aus, indem er direkt auf Paulus anspielt (*Patz*):

San Pauls dis: »Pus temps nos secor, ja us de benafar no's tric», wobei er dazu mahnt, Gutes zu tun und Böses zu lassen, denn wer vor dem Tode keine Busse tut, ist dem Teufel verfallen.

Marcabrun drückt sich bildlich aus (*Pax*):

> Dementre qu'el es sas e saus,
> deuri'anar al lavador.

Noch wortreicher ist Peire d'Alvernhe (*Gent*):

> Gent es, mentr'om n'a lezer,
> s'enans de son mielhs a faire . . .
> e qui enans es avertitz
> que l'agaitz li sia issitz,
> non es ges del tot musaire.

Die Dichter äussern sich dabei nicht näher, worin die gute Lebensführung bestehen soll. Nach P. d'Alvernhe muss man Busse tun (*Cui*) oder sich in Acht nehmen, bevor der letzte

Schlag kommt (*De Dieu*). Peire Vidal rät ben dir e de mielhs far (*Si'm laissava*).[1]

Nach Bornelh muss man Gott gehorsam sein (*Jois sia*) und grosse Sünden vermeiden (*Solatz*), denn wer gut stirbt, wird von Gott geehrt und lässt einen guten Ruf hinter sich (*No's pot*):

> Fai de to cor feble fort,
> e aissi de to gran tort
> trobaras ab Deu acort (*Be vei*).

Folquet v. Romans empfiehlt den Menschen, solange sie leben, auf ihr Handeln zu achten (*Quan be me sui*); Cadenet (*S'ieu trobava*) — sich vor dieser Welt in Acht zu nehmen; P. Espanhol (*Ar levatz*) — nicht in der Dunkelheit der Sünde zu verweilen. Montanhagol fordert auf, darauf zu achten, dass man von dem Leben nicht betrogen wird, Riquier (*Be'm*) mahnt, während des hiesigen Lebens nach moralischem Wert zu streben (pretz conquerre), denn dieser Wert verliert seine Gültigkeit auch nach dem Tode nicht (Ds. bei Olivier d'Arle, *Si per* und *Om mais*).

Schlussfolgerungen

Die religiöse Gedankenwelt der Troubadours bewegt sich in streng orthodoxalem Rahmen. Die christlich-asketische Weltanschauung mit ihren emotionalen und theoretischen Bestandteilen, — Glaubensbekenntnis, Bussstimmung, Betrachtungen über die Nichtigkeit dieses Lebens und die Notwendigkeit der Vorbereitung auf die letzte Abrechnung beim Jüngsten Gericht, mit dem ihm folgenden furchtbaren oder seligen Ausgang füllt die religiösen Lieder der Troubadours aus. Wir können dabei

---

[1] Ganz ähnlich äussert sich auch A. de Belenoi (*Quan*):

> Tantost deu om far quan dire
> be, qu'ades velha mortz.

Elias Cairel *(Qui saubes)* empfiehlt Gute Taten (be faire).

oft eine ausgezeichnete theologische Orientierung und eingehende Kenntnisse nicht nur der Bibel, sondern auch der zeitgenössischen christlich-lateinischen Literatur feststellen. Überall treffen wir auch ruhige felsenfeste Überzeugung in den Wahrheiten dieser Weltanschauung. Keine Spur irgendwelcher häretischen Neigungen oder innerer Spaltung in bezug auf die Schätzung der wichtigsten Lebensprobleme ist zu finden. Wir würden von den Dichtern, die gleichzeitig auch Liebeslieder dichteten, eine Stellungnahme zur Frage der Kunst, des Frauendienstes, der Schönheit dieser Welt erwarten. Solche Fragestellungen kommen aber im Zusammenhang mit der Lösung von religiösen Problemen nicht vor. Die Heilige Schrift hat bereits alle Lösungen gegeben, die Dichter haben die Weltanschauung des Jahrtausends übernommen, ohne sich jedoch in bezug auf das praktische Leben stören zu lassen. Wenn wir einige Troubadours, wie Marcabru oder Gavaudan, die die philosophischen Probleme tiefer betrachteten, beiseite lassen, so erscheint uns die ganze Troubadourschule als ein Vertreter der *synkretischen christlich-weltlichen Denkweise* der Zeit, in der die Bischöfe an Reichtum und Glanz ihrer Höfe den mächtigen weltlichen Fürsten nicht nachstanden, in der die Mönche allerlei weltliche Dienste verrichteten und die meisten Vertreter der Bildung dem geistlichen Stande angehörten.

Die Dichter waren in der antiken Philosophie nicht genügend geschult, um die Berechtigung der Schönheit dieser Welt theoretisch in Erwägung zu ziehen, dazu passte auch die Zeit noch nicht. Sie waren aber auch keine wirklichen welthassenden Asketen, um die weltlich-höfische Lebensführung praktisch abzulehnen.

Der erste Troubadour (Wilhelm IX.) war der markanteste Vertreter dieses Synkretismus, bei dem das joviale Sprudeln des Lebens, die Ovidschen Elemente und die althergebrachten christlichen Gedankenwendungen und Ausdrucksformen ein merkwürdiges Amalgam bilden, das als Beispiel und Grundlage der späteren Troubadourdichtung gedient und die späteren Entwicklungslinien bestimmt hat. Diese Welt wurde gemäss

den biblischen Formeln abgelehnt, in der Praxis aber sehr stark bejaht. Die Gegensätze verflochten sich, ohne dass man sie bemerkte.

Eine bewusste Gegenüberstellung der christlich-asketischen und der weltlichen, ästhetischen Weltanschauung findet erst später in der Literatur der Renaissance statt. Die Troubadours gehören dagegen noch ganz und gar dem Mittelalter.

D. Scheludko

Mots étrangers en allemand balte

L'allemand balte, si important pour l'étude de l'estonien et du letton, nous est malheureusement trop peu connu. Aussi devons-nous vraiment nous réjouir quand quelque chose de nouveau est publié dans le domaine de cette variété caractéristique de la langue allemande littéraire. Les principales sources imprimées que nous possédons sont déjà vieillies, et les travaux spéciaux plus récents ne pourraient donner une image complète de la complexité de la langue. Mais M. V. Kiparsky nous a fourni récemment une précieuse étude approfondie sur les rapports d'emprunt entre l'allemand d'une part et les diverses langues des pays baltiques d'autre part: *Fremdes im Baltendeutsch*[1]. Cet ouvrage peut nous donner une idée de la grande influence lexicale qu'ont exercée sur l'allemand balte l'estonien, le live, le letton, le suédois, le polonais, le russe, le yiddisch et le néerlandais.

Je voudrais dans les lignes qui suivent apporter quelques petits compléments au travail de M. Kiparsky. Dans mes études sur les emprunts esto-suédois j'ai, le plus souvent par hasard, noté de ci de là pour mon fichier des mots de l'allemand balte. Mais je dois avouer que mon relevé de mots est quelque peu incomplet. En notant les mots et les expressions baltes,

[1] *Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors*, XI, Helsinki, 1936.

je n'ai jamais songé à les publier. Aussi ne puis-je pas rendre ici tout ce que j'ai lu ou entendu par hasard. Le nombre des mots empruntés par l'allemand à l'estonien est extraordinairement grand dans toutes les villes d'Estonie. Les nouvelles conditions politiques ont aussi apporté beaucoup de nouveau dans la langue. Les Allemands cultivés eux-mêmes parlent de *Riigikogu*, de *Riigivanem*, de *Koolivalitsus* etc. au lieu de *Staatsversammlung*, *Staatsältester*, *Schulverwaltung*. De telles expressions spécialement estoniennes sont pourtant senties comme des mots étrangers, et elles n'appartiennent pas, au moins aujourd'hui, au lexique propre de l'allemand d'Estonie.

Là où, dans la liste qui suit, aucune indication de source ne figure après le mot d'emprunt, il s'agit d'un mot noté par l'auteur lui-même d'après la langue populaire. La transcription phonétique entre crochets reflète la prononciation des Allemands de Tartu (à noter l'existence des géminées). — Les mots correspondants estoniens, lettons et russes proviennent principalement des dictionnaires de Wiedemann, Mühlenbach-Endzelin, Pawlowski et Dal.

Divisés par groupes, les mots d'emprunt et traductions d'emprunt sont les suivants:

Estonien

Kamma [*ka·ma*], neutre 'farine de céréales grillées, mangée généralement en été avec du lait (aigre), finnois *talkkuna*, russe *молоко*' < estonien *kama*, même sens. — Estonie.

Keskommik [*ke·sk'omik*], masc. 'le moment du petit déjeuner' *keskhommik* idem. Voir Mittmorgen. — A la campagne dans l'Estonie du nord.

Kümnik [*kü·mnik*], masc. 'dizainier (chef d'équipe)' < estonien *kümnik* idem. — Tartu.

Pixikaha, masc. 'offrande au tonnerre, sacrifice superstitieux des paysans estoniens' < *piksekahi* 'offrande au tonnerre'. Le mot apparaît plusieurs fois en 1632 dans les procès-verbaux du tribunal provincial de Tartu: Er kan auch

das Gebett uff den Pixikahi (p. 39 b). Ob Er pixikaha ſegnen kan? Wan ſie ihre gäſtereij zuſahmen haben, ſo machet Beklagter pixikaha (p. 42 b). — Archives de l'État estonien, TrtMkA 1.

Puick, fém. 'un esprit qui tette le lait' < est. *puuk*, aussi dialect. *pūⁱk̑* (avec *k̑* palatalisé) et *puik̑* 'dragon, être fantastique qui censément apporte des trésors, et tette aussi les vaches'. Dans les procès-verbaux du tribunal provincial de Pärnu pour 1642: . . . haben ſie dennoh durch ihr Zauberey mittelſt einer Puicken ſo viel zu Wege gebracht . . ., die Puick hatt anfangß daß milch von den Kuehen abgeſogen. — Archives de l'État estonien PrMkA 1638—1645, vol. 2, p. 142. On sait que l'estonien *puuk* est un emprunt bas allemand < *Puk* (v. J. Mägiste, *Eesti Keel*, 1934, p. 176 sqq., où se trouve mentionnée également la littérature plus ancienne). Mais la forme citée *Puick* avec *ui* au lieu de *ū* ne peut être expliquée que comme un réemprunt à l'estonien du sud < *pūⁱk̑*.

Sein, masc. 'brochet'; *der Hecht und der Sein* (*Kühling, Cyprinus Idus*) *fangen an zu steigen* < est. *säinas* 'Dickfisch (Cyprinus Idus)'. — Wiedemann, *Aus dem Inneren und äusseren Leben der Ehsten*, St. Petersburg, 1876, 355.

Toss [*tos̄*, *tos̄'*], masc. 'lourdaud, imbécile' < est. *toss* 'lourdaud, nigaud, lambin, endormi'. — Le mot estonien est un emprunt au suédois *tossa* 'fjantig el. enfaldig kvinna', *tuss* 'dumhuvud' (Hellquist, *Svensk etym. ordb.*), Comme *toss* est tout à fait courant en estonien et que le correspondant balte ne m'est connu que pour Tartu, on pourrait supposer que l'emprunt s'est fait non pas directement du suédois, mais par l'intermédiaire de l'estonien.

Tuisomütze [*tui·zomütsə*], fém. 'toque pour le mauvais temps avec protège-oreilles' < est. *tuisumüts* id.. Kiparsky o.l. 73 connaît *Tuiso* avec le même sens (~ est. gén. sing. *tuisu* de *tuisk* 'tempête de neige, mauvais temps'), pour lequel il suppose avec raison un composé plus complet **Tuisomütze*. L'auteur de ces lignes a entendu *Tuisomütze*

non seulement à Tartu, mais aussi en Allemagne dans les milieux d'émigrés baltes.

witzen [*vĭtsən*] 'vouloir, avoir du plaisir à quelque chose' < est. *viitsima* idem. — Tartu.

---

auch [*åuχ*] est employé dans quelques expressions à la manière de l'estonien: *guten Tag auch* [= *gū:ĭtən tā·χ åuχ*] < est. *tere kah*. A Haapsalu usuel. Dans *tere ka* (*kah*) = bonjour, *ka, kah*, qui signifie d'ordinaire 'aussi', n'est qu'une particule de renforcement.

Badstüber [*bā·tstūbər*], masc. 'paysan pauvre ne possédant pas de terre ou en possédant peu' < est. *saunik* id., dérivé de *saun* 'étuve, hutte, misérable maison'. — Estonie. — Le moyen bas allemand *batstövere* 'Bader, Inhaber einer Badestube' peut pourtant être le point de départ du mot allemand balte. Le mot a été influencé sémantiquement du côté estonien.

Blaubeere [*blåu·bērə*] 'Vaccinium uliginosum' < est. *sinikas* id., c'est-à-dire 'baies bleues'. — Gutzeit *1886* 151. Comme *Blaubeere* se présente aussi en balte de Lettonie, il faut penser à une influence simultanée du letton *zilene* (< *zils* 'bleu'). *Blaubeere* signifiant 'Vaccinium myrtillus' a une diffusion plus vaste et n'est pas particulier à l'aire considérée ici. (B. Martin, *Teuthonista*, III, 313).

Fussarbeit 'travail manuel ou (anciennement) corvée, dont on s'acquitte à pied (par opposition au travail exécuté avec un attelage ou à cheval)'—, *Fusskerl*, *Fussmensch* '(anciennement) paysan qui accomplissait la corvée sans chevaux'—, *Fusstag* 'ancienne corvée quotidienne d'un paysan avec service manuel' < est. *jalapäev* (< *jala*, gén. sing. de *jalg*' pied' + *päev*' jour'), *jalamees* (< *jala* + *mees* 'homme') etc.; ces composés sont encore en usage dans le langage d'aujourd' hui. — Hupel 71, Gutzeit *1886* 296.

Mittmorgen 'le moment du déjeuner, (anciennement) le moment où le paysan déjeunait et affourrageait le bétail de trait aux champs, à savoir de 8 à 9 heures' < est. *keskhommik* 'le moment du déjeuner' (< *kesk* 'milieu' + *hommik* 'matin'), *keskhommikut sööma* 'déjeuner'; — Hupel 154, Gutzeit II 245.

Mühe sehen [*müə zēən*] 'avoir de la peine' < est. *vaeva nägema* 'avoir de la peine' (< *vaev* 'peine', *nägema* 'voir'). — Estonie.

nachbleiben [*na·χblɛibən*] 'rester, être de reste' < est. *järele jääma* même sens (< *järele* 'après', *jääma* 'rester'). Gutzeit II 268, Estonie.

Letton

Kitz 'interjection pour chasser les chats, à savoir dans le renforcement: *kitz, kitz!*' < letton *kic! kic! kič.* interjection avec laquelle on effraye les chats, les brebis, les chèvres'. — Gutzeit II 42.

Ligojàniweib, *Ligoweib*, neutre. 'Femme lettonne qui à la Saint-Jean se pare d'une grande guirlande de feuilles de chêne'. La première partie du mot vient du letton *līgo* et *līgo Jāņi* (< *līgot* 'se balancer') 'ordinairement refrains des chansons lettonnes de la Saint-Jean'. — Gutzeit II 174.

Soseweide 'cour aux oies, anciennement partie du faubourg de Moscou à Riga, appelée aussi *Goseweide*'. Le premier élément < lett. *zoss, zose* 'oie'. — Gutzeit *1892* 21.

Suédois

Klocker, masc. 'sacristain' *Die Knaben müssen unter währenden Gottesdienst mit dem Klocker im Chor seyn* < suédois *klockare* 'sacristain'. — Fr. J. Ekman, *Beskrifning om Runö i Liffland*, Tavastehus, 1847, 276. Extrait des procès-verbaux de l'église de Ruhnu pour l'année 1739.

Kneckebrot, neutre, *Knäckebrot, Knackerbrot, Knackerbrod, Knackerbre, Knackerbrö, Knäckebrö, knekəbrōt* 'sorte de

pain mince, cuit très dur; à présent la plupart du temps importé de Finlande' < suédois *knäckebröd* 'pain cuit en tranches minces et dures'. — Hupel 117, Gutzeit II 58, Tartu, Pärnu.

Lingon 'airelle' < suéd. *lingon* idem. — Gutzeit II 98.

Schafferei [*šaf̆fərɛ·i*], fém. 'office (arrière-cuisine)' < suéd. *skafferi* 'office'. Une étude approfondie sur l'extension de cette famille de mots dans les pays baltiques a été publiée par E. Kobolt dans *Svio-Estonica*, 1935, p. 27 sqq. (Det svenska *skafferi*, estlands-tyska *Schafferei* och estniska *sahver*).

Sexmann, masc. 'représentant des paysans dans la paroisse', *Sexmänner* (1739), *Sendete nach Ellerbusch und denen Sexmänner* (1761), *Sechsmann* (1778) < suéd. *sexman* idem. — Ekman 276, 310, 317. Ce mot et les deux mots suivants apparaissent, à propos de différentes personnes, dans les procès-verbaux de Ruhnu si souvent qu'on ne peut plus les considérer comme des éléments étrangers occasionnels, mais comme une tradition linguistique de l'allemand balte pour les conditions particulières de Ruhnu.

Sockenstemma 'assemblée paroissiale', *d. 11 wurde das erste mahl Sochn Stämma gehalten* (1739), *Socken Stemma* (1743), *Sochen Stemma* (1749) etc. < suéd. *socken-stämma* 'assemblée paroissiale'. — Ekman 276, 285, 290.

Upbördsman, masc. 'percepteur des impôts (?) chez les paysans de Ruhnu', . . . *wobey der Upportsmann, Sexmänner und sammtl. Hauswirthe der Gemeine zusammen waren* (1739), *d. 28 wurde von mir nebst dem Upportsmann und zween Sexmännern der Huldigung Eyd für den Altar abgelegt* (1741), *Upbörds Mann* (1739), *Upbördsmann* (1761, 1778), *Upbörtsmann* (1743), etc. < suéd. *uppördsman* 'percepteur des impôts'. — Ekman 277, 282, 285, 311, 317.

Meerefisch 'phoque' *Van den Meerefischen auer, de ze inthgemeine nömen, und van allen andern fischen* ~ suédois d'Estonie *siofisk* 'phoque'—Lettre de l'évêque Jean de Courlande, de

1341 (C. Russwurm, *Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö*, I, Reval 1855, p. 189).

Russe

Bardack [*barda·k*], masc. 'tohu-bohu, rixe'; *Badrazie* fém. 'altération plaisante de la même expression' < russe *бордак* 'maison publique'. Mot courant dans la langue des étudiants de Tartu. — Collections des Archives de la langue estonienne C 8, 8.

Baschlik, *Baschlyk* [*bašli·k*], masc. 'capuchon qu'on porte pendant les grands froids, cache-nez également à Tartu' (d'après une communication de M. E. Kobolt) < russe *башлык* 'capuchon'. — Wiedemann, *Estnisch-deutsches Wörterbuch*, 389, 851.

Desjatnik [*desja·tnik*], masc. 'dizainier (chef d'équipe)' < russe *десятник*. — Tartu. — Comme la jeune génération ne connaît plus le russe, les emprunts russes disparaissent extrêmement vite et sont remplacés par les correspondants allemands du Reich ou estoniens. Ainsi on entend maintenant à Tartu parallèlement à *Desjatnik* l'estonien *Kümnik* idem. — Estonie.

Falwerk, neutre, *Fahlwerk*, 'résidence, petit domaine' < russe *фольварок*, *фольверок* ou plutôt polonais *folwark* idem. — D'après Gutzeit *1886* 255 mot allemand de Latgalle.

Frant, masc. 'gommeux', russe *франт* 'gommeux, dandy'. — Gutzeit *1886* 283. Estonie.

Podwodde, fém., *Podwode*, 'voiture attelée de chevaux ou charrette fournie par des propriétaires terriens, par exemple au passage de troupes, pièce d'artillerie, attelage de cette pièce' < russe *подвода* 'voiture, charrette, pièce d'artillerie attelée de deux chevaux'. — Hupel 175, Gutzeit II 375.

Tschisnjak, neutre, 'jury d'honneur', *Tschisnör*, masc. 'juge d'honneur', *tschisnieren* 'constituer un jury d'honneur'. Dérivation affective du russe *честь* 'honneur' et *честный* 'honnête', dans la langue des étudiants de Tartu. — Collections des Archives de la Langue Estonienne C 8, 10.

Tüll, masc., 'arrière', *Tüllschweinchen* 'embusqué' — *er ist kein Offizier, sondern ein Tüllschweinchen*' < russe *тыл* 'arrière'.

Watruschka [*vatru·ška*] ou habituellement *Watruschki*, fém. 'gâteau au fromage, au lait caillé' < russe *ватрушка* 'petit gâteau au fromage'. — Tartu.

Neurussen 'Les Russes et Lettons germanophones appellent Néo-Russes les Lettons entrés dans l'église grecque', dit Gutzeit 1894 27. Le mot était aussi d'un usage général en Estonie et vient du russe < *новорусские* (< *новый* nouveau + *русский* 'Russe') 'Estoniens et Lettons passés à l'église orthodoxe dans les années quarante du siècle dernier'. Sur les bords du Peipsi les Estoniens orthodoxes sont encore appelés *новорусьские* par les paysans russes.

Tartu. Paul Ariste

Robert Shallow ESQ., J. P.

Robert Shallow is certainly the most be-titled commoner in Shakespeare: he is »Master»[1], »Esquire» or »Armiger»[2], a »gentleman born»[3] — — a more or less legal status[4] — — »your worship»[5], and »justice of peace»[6] placed »in commission»

[1] See *Henry IV. Part II*, III, ii, 85; and Merry Wives, I, i, 71 etc.

[2] See *Henry IV, Part II*, III, ii, 56; and Merry Wives, I, i, 3, etc.

[3] See *Henry IV, Part II*, III, ii, 291; and Merry Wives, I, i, 3, 8 etc.

[4] See R. Kelso, *English Gentleman of the Sixteenth Century*, Urbana, Ill., 1929.

[5] See *Henry IV, Part II*, V, i, 48, and V, iii, 43.

[6] See *Henry IV, Part II*, III, ii, 55; and Merry Wives, I, i, 5 etc. He is also called »Cavaliero-justice» (*ibid.*, II, i, 179) i.e. man-of-fashion-justice.

with Master Silence [1]; and Falstaff, boastful of his influence at court, promises to make him Lord Chief Justice upon the removal of Sir William Gascoigue [2], and in anticipation calls him »my Lord Shallow» [3]. Shallow took his local greatness as J. P. quite seriously; and, in *Henry IV*, when irked by Pistol, he drew himself up to his whole diminutive and wizened height, and told the company: »I am, sir, under the king, in some authority.[4] »At the opening of *Merry Wives*, moreover, he and Slender set forth in antiphonal dialogue his judicial honors, albeit with some mangling of the King's Latin. To the title of »justice of peace», Slender adds *coram;* for he apparently had seen *jurat coram me* in attestations above the justice's signature, and had supposed it part of his proper title. Shallow does not correct him or decline this curious honor, but proceeds to call himself *Custolorum*, a corruption of *custos rotulorum*, i.e. keeper of records and usually *ex officio* head of the Commission. Shakespeare's modicum of law [5], like the rest of his social concepts, belongs to his own age [6]; and he does not stick at the anachronism of placing in the reign of Henry IV. when Shallow was supposed to have flourished, an office that seems to have been created by an act of Henry VIII [7]: »There shall be . . . one custos rotulorum in eury of the said twelue shires»; [8] and presumably the muster-tolls of Gloucestershire [9], which Shallow had in charge, were

[1] See *Henry IV, Part II*, III, ii, 87—88.

[2] Sir William, of course, would be removable at the accession of Henry V. See Lord Campbell, *Shakespeare's Legal Acquirements*, London, 1859, 73.

[3] See *Henry IV, Part II*, V, iii, 129.

[4] *Ibid.*, V, iii, 110—111.

[5] On Shakespeare's legal limitations, see A. Underhill, in *Shakespeare's England*, Oxford, 1917, I, 381.

[6] See the present author »Ophelia's Crime of *Felo de Se*», *Wets Va. Law Quart.*, XLII, 228 *et seq.*

[7] Statute 34—35 Henry VIII, 27 § 53.

[8] See also the statute, 1—2 Philip and Mary, 13.

[9] See *Henry IV. Part II*, III, ii, 96.

among these records that he kept. Thus Shallow announces himself as *cust-alorum;* and Slender, who should be forgiven for mistaking such law-Latin, adds to the duet, as if it were another title, »Aye, and *Ratolorum* too; and a gentleman born . . . who writes himself *Armigero* [*armiger*][1] in any bill, warrant, quittance, or obligation, *Armigero.*» Thereupon, Shallow, whose sense of eminence is not yet quite appeased, declares that his forebears have enjoyed this title of *armiger* for over three hundred years; and this, if taken literally, would mean that his ancestors had borne an heraldic coat of arms almost since the days of William the Conqueror. In short, Shallow came of a »county family», and was justice of the peace, and, in particular that justice to whom the records were entrusted; and, out of this, he and Slender make a fine showing of epithets and titles, correct and spurious. The benchers of the Inns of Court seem to have had a *penchant* for the drama; and, only a few years later, *Twelfth Night* was specially performed in the hall of the Middle Temple. Certainly, those of Shakespeare's audience who understood law-Latin had cause to smile at Shallow's pompous blunders; and those, on the other hand, who nursed a grudge against the law, might have their laugh at the admiring Slender and the very worshipful »Custalorum».

This grandiloquent display of »additions», as the Elizabethans termed honorific titles, was caused by the intense irritation of Justice Shallow and his young friend Slender. Sir John Falstaff and his rag-tag followers, presuming upon an old acquaintance with the Justice during his salad days in London, had paid him several visits in Gloucestershire; and, during the most recent, as Shallow declares, they had »beaten my men, killed my deer, and broke open my lodge»[2] — — apparently

[1] By the time of Elizabeth, it meant, in effect, »esquire». For a history of the term in the Middle Ages, see Du Cange, *Glossarium, sub armigeri.*

[2] *Merry Wives,* I, i, 100—101.

his private hunting-lodge. The miscreants had, thereupon, fled from the county to evade the jurisdiction of their irate host[1], and carried some of his venison to Windsor, where, even at the moment, they were about to enjoy it at the table of Master Page. Even while Shallow spoke, he could doubtless sniff the feast in preparation; and this certainly did not improve his temper. Deer-stealing was still a serious offense[2]; and the Justice, whose interest in dogs[3] suggests that he preferred to do his hunting for himself, was hardly one to take it lightly. Furthermore, Falstaff's men had recently got Slender drunk and picked his pocket — -- so drunk, indeed, that he cannot for certain testify just which of the band was the thief. No wonder that the exasperated Shallow declares that he will »make a Star-Chamber matter» of his grievance, and that »The Council shall hear of it; it is a riot.» Justices of the peace were appointed by the Council of State at Westminster[4] and Shallow, therefore must have been *persona grata* with that body, which also had exalted judicial functions when sitting in the notorious Star Chamber; and »a riot» came particularly under its jurisdiction. Thus Shallow's boast was not quite an empty one, especially as even small affairs were being appealed so constantly to London that in the following reign the custom was condemned.[5] Nevertheless, despite both law and influence the very worshipful Justice rather easily turns craven at the

---

[1] A. J. P. had no power outside his shire. See Hawkins, *Pleas of the Crown*, London, 1795, III, 68.

[2] See, for instance, the affair between Lord Grey and John Fortescue, later Chancellor of the Exchequer, when the former poached in the latter's lands (*Cal. State Papers. Dom.*, 1547, 1580, 448 *et passim*); and, according to the tradition of Shakespeare's poaching on the Lucy estate, Shakespeare found it advisable to flee at once to London.

[3] *Merry Wives*, I, i, 79 *et seq.*

[4] Holdsworth, *History of English Law*, Boston, 1922, I, 290 *et seq.*

[5] Underhill, *op. cit.*, I, 384; and Lord Eustace Percy, *The Privy Council under the Tudors*, Oxford, 1907, 62—63.

military brag and swagger of the portly knight: apparently, he was not only pompous but also something of a coward.

Shallow's office on the Commission of the Peace was ancient and, locally speaking, of some honor. In early Norman times, the sheriffs had controlled law-enforcement and tax-collecting in the shires, and so had risen to great power. As an offset, to this pover, the Crown had first developed the place of »crowner» or coroner, especially as a financial check. About 1200, the office of Justice of the Peace was organized from the knights who were supposed to preserve order; and, in time, it also rose to be a check upon this aspect of the sheriff's power.[1] A statute of 13 Edward I, 2, sets forth the scope and nature of the office; and, during the forteenth century, its duties so increased that by 1388 the number of the Commission was raised to six for every shire[2]; and, two years later, to eight. A salary of four shillings for each day of the session was allowed — — about $ 20. in modern purchasing power. The incumbent had to be of the status at least of gentleman, esquire or knight; and, in 1414, a justice was required to be a resident of the shire and to own land to the value of twenty pounds.[3] During the Tudor period, J.P.'s were regularly appointed by the Council on the advice of the judges of the assize. The Crown apparently considered the office so important that it must be kept independent both of the sheriff and of the local nobles; as early as the reign of Richard II, Parliament passed a law that no steward of a lord might hold it[4]; and again, in the reign of Queen Mary, it enacted a statute that no sheriff might serve as justice of the peace.[5] Finally, Sir Christopher Wray, Chief Justice of the King's Bench, revised the Commission of the Peace in 1590[6], and fixed it in the form that underlies

---

[1] Holdsworth, *op. cit.*, I, 285 *et seq.*
[2] See 12, Richard II, 10.
[3] Holdsworth, *op. cit.*, I, 289; and statute of 2. Henry V, 2. 1.
[4] See statute, 13 Richard II, 7.
[5] See statute, 1 Mary, Sess. 2, 8.
[6] Holdsworth, op. cit. I, 290.

Shakespeare's conception of Justice Shallow. The office was aristocratic and not without political importance; and Shakespeare's picture of Shallow must somewhat indicate, if not its actual condition at the time, at least the attitude of a London audience toward the office. Shallow is probably typical of the average rural justice, and certainly typical of the Londoner's opinion of rural justices. The statutes and legal records of an age present, chiefly in theory, the operations of the law; but the pamphleteers and popular writers show what a cabinet minister or[1] a constable or a justice of the peace was really like, how people regarded him, and how he enforced, or did not enforce, the law: if jurisprudence be a social science, then this, its relation to social history, should not be quite ignored. Thus the worshipful Robert Shallow, though a mere character of fiction, is worth a hasty glance, as justice of the peace, as a personality produced by his ancestry and education, as the host and client and gull of Sir John Falstaff; and his *disjecta membra*, scattered throughout two plays, are worth collecting and fitting together — for they do fit perfectly — into the portrait of an Elizabethan country squire and *custos rotulorum*.

Coke gives the highest praise to contemporary Commissions of the Peace[2]; but Shakespeare's depiction of Shallow seems to imply that Coke spoke *de jure* rather than *de facto*. Shallow indeed, was not a model public servant. Not only was he pompous and cowardly, but he connived at gross abuses, and even committed them. The abuse of the King's press was especially notorious[3]; and, when Falstaff visits Shallow to raise his allotted, four recruits for the wars, and the Justice parades the candidates before him. Sir John picks first the wealthiest, and then, upon their offering bribes *sub rosa*, he

[1] See C. R. Sleeth, »Shakespeare's Councellors of State», *Rev. An.-Am.*, XIII, 97 *et seq;* and L. D. Frasure, »Shakespeare's Constables», Anglia, XLVI. 384 *et seq.*

[2] E. Coke, *Institutes*, IV. 170.

[3] See the present author, »Sir John Falstaff», *R. E. S.*, VIII, 414 *et seq.*

selects the four least competent.[1] Whether Shallow knows of the actual bribery is not quite evident; but he expresses surprise at Falstaff's ill-selection, and is not deceived by the Knight's excuse that the starvling Wart is excellent at drill; for Shallow had seen the London militia drill at »Mile-end Green», and knows that Wart »doth not do it right». Mouldy and Bullcalf had been obliged to buy their freedom for three pounds, a good round sum for a countryman in those days; and, if Shallow did not know, he must have suspected it; and his acceptance of the situation looks rather like connivance at extortion and bribery. In his own official capacity, moreover, Shallow does not cavil at gross injustice; and, even before Falstaff, a comparative stranger, his servant Davy, does not hesitate to make the following suggestion:

Davy. I beseech you, sir, to countenance William Visor of Woncot against Clement Perkes o' the hill.

Shal. There is many complaints, Davy, against that Visor: that Visor is an arrant knave, on my knowledge.

Davy. I grant your worship that he is a knave, sir; but yet God forbid, sir but a knave should have some countenance at his friend's request. An honest man, sir, is able to speak for himself, when a knave is not. I have served your worship truly, sir, this eight years; and if I cannot once or twice a quarter bear out a knave against an honest man, I have but very little credit with your worship. The knave is mine honest friend, sir; therefore I beseech your worship, let him be countenanced.

Shal. Go to; I say he shall have no wrong.[2]

Apparently in Shallow's jurisdiction, if one were Davy's »honest friend», one might be the most notorious »arrant knave», and still get off scotfree; and the casual tone of this transaction suggests that Shallow considered it no serious malfeasance of his office. It implies, at least on Davy's part, a regular traffic in justice; and one wonders what *quid pro quo* he got from his »friends» for getting them his master's »countenance». Appa-

[1] *Henry IV, Part II*, III, ii, 184, 236 *et seq.*

[2] *Ibid.*, V, i, 36 *et seq.*

rently, Shallow's appreciation of the law had not progressed even as far as the *suum cuique* of Justinian.

As Shakespeare's use of realism in the plays of his middle periods grew in elaboration of detail, he increasingly showed his characters, not merely in cross section, but with entire biographies implied in the dialogue: thus he does Falstaff, and Falstaff's page, little Robin[1], thus Launcelot Gobbo[2] and Malvolio[3] and even the minor characters in *Hamlet*.[4] Apparently he was interested enough in Shallow to sketch that worthy's *belle jeunesse*, and to indicate what sort of youth had led to such an age. Shallow came of an old county family; and, as a young man, he had been sent to Clement's Inn[5], one of »the lesser Inns of Chancery», usually patronized by those who were unable to enter the four Inns of Court.[6] Perhaps this is why the Justice's law-Latin was no better.[7] He boasts, moreover, that, like many another bencher, he gave these years to high living rather than high thinking; and he descants on his gay youth to »Cousin Silence»[8]; Slender relishes his »good jests» and stories[9]; he helps to direct the mock-duel in *Merry Wives;* and the bourgeois Master Page thinks that he has »been a great fighter»[10]; but Falstaff, who had actually trailed a pike, has only contempt for Shallow's boasted ex-

---

[1] See the present author, »Falstaff's Robin and Other Pages», to appear.

[2] See the present writer, »Shakespeare's Rustic Servants», *Sh. Jhb.* LXIX, 87 *et seq.*

[3] See the present writer, »Olivia's Household», *P.M.L.A.*, XLIX, 797 *et seq.*

[4] See the present writer, »Hamlet's Schoolfellows», *Eng. St.*, LXIX, 350 *et seq.;* and »Lord Chamberlain Polonius», *Sh. Jhb.*, LXXI 78 *et seq.*

[5] *Henry IV, Part II*, III, ii, 13.

[6] Underhill, *op. cit.*, I, 411.

[7] Only J. P.'s learned in the law were supposed to be of the quorum. See Holdsworth, *op. cit.*, I, 290.

[8] *Henry IV, Part II*, III, ii, 206 *et seq.*

[9] *Merry Wives*, III, iv, 38 *et seq.*

[10] *Ibid.*, II, iii, 38—39.

ploits[1]: from the supreme expanse of his own Gargantuan proportions, he ridicules the cavaliero's thinness, and declares it evidence of lack of manhood[2]; Shallow in younger days, he hays, was only a stupid imitator of fashions already passed, and had never known the great Duke, John of Gaunt, to whom se so familiarly refers.[3] The Justice's evident pomposity suggests that he indeed exaggerates his role as »swinge-buckler»; and Shakespeare makes him confess himself rustic by interlarding these romantic memories with allusions to the current prices of ewes and bullocks.[4] Thus Shallow's London days had been consumed with imitating the fashionable gallant; and this was the education that had made him the sort of justice that he was. As such a youth was characteristic of the young bloods of the law, it presumably often led to such an age.

Now Shallow is »old»[5], and has inherited the family estates, and is ripe with honors: the days when Falstaff was a page, and Shallow a would-be gay Lothario[6], are »fifty years ago»[7]; and elsewhere he declares that he has »lived fourscore years and upward.»[8] Most of his »old acquaintance» are now dead[9]; and his fondness for moral truisms further attests his age.[10] He had left the purlieus of the court peradventure at the age of thirty-five.[11] Since then, he has enjoyed »a goodly dwelling and a rich»[12] that doubtless descended from his

---

[1] *Henry IV, Part II*, III, ii, 16 *et seq.*

[2] *Ibid.*, V, i, 60—61.

[3] *Ibid.*, III, ii, 307 *et seq.*

[4] See *Cyuile and Vncyuile Life*, ed. Hazlitt, Roxb. Lib., London, 1868, 88.

[5] *Henry IV, Part II*, III, ii, 295.

[6] Cf. a. forthcoming study of Lucio in *Measure for Measure* by R. Lawson, about to appear.

[7] *Henry IV, Part II*, III, ii, 23 *et seq.* and 204—205.

[8] *Merry Wives*, III, i, 51.

[9] *Henry IV, Part II*, III, ii, 33.

[10] *Ibid.*, III, ii, 35 *et seq.*

[11] *Cyuile and Vncyuile Life, ed. cit.*, 75.

[12] *Henry IV, Part II*, V, ii. 5—6.

ancestors; he hunts in his park [1], keeps a sharp eye on the working of his land [2] and on the price of ewes and bullocks at Stamford Fair [3], exercises the functions of *custos rotolorum* and lives, in short, the life of a country squire and a pillar of rural society.

Into this life came Falstaff, now a knight, and with him brought a reminiscence of Shallow's gay youth in London; for, since that gay youth, Shallow had not seen him.[4] Shallow treats him in true country style [5], with hospitality of bed and board, and when he leaves, presses him to return. London has still its facination; and Shallow even at his age, half suggests, »peradventure I will with ye to court»; [6] and his servant Davy also longs for a glimpse of city life.[7] Falstaff plays up to this, and makes great promises, to be fulfilled upon Prince Hal's succession, and offers the country justice »what office thou wilt in the land».[8] They drink together, and grow very drunk from »sack at supper» — — so drunk that Master Silence favors them with snatches of song, and Falstaff expresses astonished admiration.[9] Shallow in short, planned shrewdly to make use of Sir John at court; but Sir John, more shrewdly, planned to make use in Gloucestershire of Shallow. The Knight has for the Justice only supreme contempt: he is so thin and »starved»; be is indeed »the very genius of famine» [10]; and Falstaff has no fellow-feeling for such men. In the sincerity

---

[1] *Merry Wives*, I, i, 100—101.

[2] *Henry IV. Part II*, V, i, 9 *et seq.*

[3] *Ibid.*, III, ii, 37 and 48.

[4] *Ibid.*, III, ii, 62 *et seq.*

[5] *Ibid.*, III, ii, 184—185, and V, i, 1 *et seq.* See also *Cyuile and Vncyuile Life, ed. cit., passim;* and T. Nashe, *Works*, ed. Mc Kerrow, I, 207 and G. B. Harrison, *England*, London, 1928, 168, quoting William Harrison's *Description of England*.

[6] *Henry IV, Part II*, III, ii, 287.

[7] *Ibid.*, V, iii. 59 *et passim.*

[8] *Ibid.*, V, iii, 122 *et seq.*

[9] *Ibid.*, V, iii, 12 *et seq.*

[10] *Ibid.*, III, ii, 296 *et seq.*

of soliloquy, he compares Shallow to his own servant Davy, an odious comparison for one who boasted three centuries of gentility. He plans to »gull» the conceited Justice out of some of his money [1]; and indeed, by the end of the play, he has managed to get »advancements» to the tune of a cool thousand pounds [2], of which the Justice, now fully undeceived, will be thankful to recover the merest moiety. So much for the Shallow of *Henry IV, Part II.*

Merry Wives seems added as a sort of sequel: the events it chronicles cannot come before; for, in the latter play, Falstaff and Shallow, we are told, meet for the first time in many years.[3] The deer-stealing, set forth at the beginning of *Merry Wives*, must then occur after Falstaff, at the end of *Henry IV.* had failed to get the Justice the high office he had promised him; and the Justice, deeply chagrined and a thousand pounds the poorer, returned to Gloucestershire. Sometime thereafter, with unblushing impudence, Falstaff, it seems, had re-appeared, perhaps clandestinely, in the vicinity, and poached on the Justice's preserves, and then retreated to Windsor to share his ill-got venison with Master Page. Thither came also Shallow, perhaps partly in pursuit, and partly to make a match for his nephew, Slender with the rich and beautiful Anne Page. The story of the virtuous »merry wives» [4] which constitutes the main plot of the play, has little to do with Shallow; but by the way, one clearly sees that he fails in both his purposes: his ardent revenge quails before Falstaff's braggadocio; and the talented House of Page, which had put Falstaff down, disposes easily of Slender and cheats him of his prize. In Gloucester, Shallow might shine as a great light; in London, and even in Windsor, he is but pale and flickering.

Robert Shallow Esq., J. P., most worshipful »*coram*» and »*Custolorum*», not to mention »*Ratolorum*» and »*Armigero*»,

[1] *Ibid.*, III, ii, 319 *et seq.*; and IV, iii, 126 *et seq.*
[2] *Ibid.*, V, v, 74.
[3] *Ibid.*, III, ii, 62 *et seq.*
[4] See a study by Eleanor Haller about to appear.

strutting the stage with wizened dignity, boasting the gallantries of his mis-spent youth, flaunting fine casual references to the great Duke, John of Gaunt, and to the Star Chamber and the royal Council — — yet timid at the mere bombast of Sir John: this Shallow is a study in fine ironic contrasts. He raises his eyebrows — — while he shuts his eyes — — at the knight's method of picking out recruits; and his own perversion of the King's high justice, he does not even trouble to conceal, but treats quite casually as a bagatelle of legal habit; and, whether for the nonce, he supports the right, or contravenes it, he is always petty. What a foil to the high-minded austerity of my Lord Chief Justice Gascoigne, whom Shallow would supplant. Even at the age of eighty and more years, the country justice hopes to rise at court, and curries Falstaff's favor, and swallows the knigh's extravagant promises; but Falstaff uses him, and gulls him out of a thousand pounds, and steals his deer, and brushes aside his threats, very much as in the Middle Ages knight and noble brushed aside the royal officers. Such rough-and-tumble chivalry was still popular in England; and officers, moreover, who superintend the petty enforcement of the law — — laws against poaching or laws against speeding traffic — — are seldom popular, especially with the gilded youth of the Inns of Court who patronized Shakespeare's plays and laughed at his comic constables.[1] Whether Justice Shallow is a satire on Sir Thomas Lucy of Warwickshire, as many critics have supposed, or on William Gardiner, a London Justice of the Peace and apparently an enemy of Shakespeare's [2], the present writer would not dare assert; but what would be the object of satirizing Lucy before a London audience that never heard of him, for a deer-stealing that took place a dozen years before? This would make Shakespeare as petty as his Shallow, and a stupid playwright also. And does not a London Justice, Gardiner, seem a far

[1] See Frasure, *cit. sup.*

[2] See L. Hotson, *Shakespeare versus Shallow*, Boston, 1931.

cry from the rustic Shallow, with his deer-park and his interest in dogs and cattle? Shallow, indeed, may well be Lucy and Gardiner and probably many more, matured in Shakespeare's mind and depicted in the quintessential characteristics of his old age. He is pompous before cronies and inferiors, but timid in the face of crime or danger; he closes one eye at the misdeeds of Falstaff, and both eyes at his own; he is an ambitious schemer browbeaten and gulled: such are the ironic contrasts of his nature. But the most subtle irony of Shallow lies, not in the play but in the audience, young barristers and justices-in-training, who doubtless, many a one, in course of years, himself must turn into a very Shallow — these Shakespeare, with astute artistry, has lured to laughter at their future selves, and, with a fine irony, has persuaded them to »exclaim», as Hamlet says, »against their own succession».

West Virginia University.

John W. Draper

Nachlese zu Simon Roths Fremdwörterbuch

(Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors Bd. XI, 1936)

In den Modern Language Notes 1937 S. 373 f. müht sich mein amerikanischer Kollege W. Kurrelmeyer mit einigen Textstellen ab, die ihm schwierig oder dunkel schienen, und macht dabei einige Konjekturen und Besserungsvorschläge zum Text des Neudruckes. Auf vier offenbare Druckfehler macht Kurrelmeyer mit Recht aufmerksam (es ist selbstredend *Iactur* für *Iatcur* zu lesen, ebenso wie v n g e f e h r l i c h für v n g e ſ e h r l i c h (*Adolescent*), e t w a s für e t q a s (*Orgl*), k r a m e r l a d e n für k a m e r l a d e n (*Tafern*); von diesen Druckfehlern steht nur der letzte im Original, die drei anderen haben sich in den Neudruck eingeschlichen[1]). Aber

[1] Die Form T u i s c e n i s c h steht entgegen der Annahme Kurrelmeyers im Original, und ich habe vorgezogen, sie nicht in die Normalform T u s c e n i s c h zu verbessern, weil von diesem Wort in anderen Quellen gelegentlich Varianten wie t h ü s c h g a n, t i s c h k a n u. dgl. (z. B. im Alphart und im Wolfdietrich) begegnen.

mit seinen übrigen Vorschlägen, die keineswegs uninteressant sind, hat Kurrelmeyer keine glückliche Hand gehabt, wie ich unten zeigen werde.

S. 373 sagt Kurrelmeyer: »*Disputirn* is defined as »Behawen, beschneyden, schnaiten, stümblen, das vbrig hinweg thůn. Jtem *Translatiuè*, das ist entlehenter weiß. Ein gspräch vmb ein ding halten . . .» Und dazu fügt er folgende Behauptung: »*Behawen* and the like do not at all define *Disputirn*, evidently another word, a synonym of *dissecare*, *dissicere*, has accidentally dropped out». Diese Vermutung K.s erweist sich bei näherer Prüfung als entschieden falsch. Wie ich gezeigt habe, hat Roth bei seiner Arbeit fleissig aus Frisius' lateinischem Wörterbuch geschöpft. Und wenn wir nun bei Frisius *disputare* folgendermassen erläutert finden: »Behauwen, beschneyden, das überflüssig hinweg thůn»; per translationem »Disputieren, Ein gespräch vmb ein ding halten — — —», so wird jedermann einsehen, dass dieser Passus aus Frisius stammt und dass somit der Annahme Kurrelmeyers, es sei hier bei Roth etwa *dissecare* oder dgl. ausgefallen, der Boden entzogen wird. Nun könnte man aber versucht sein, die Annahme K.s auf Frisius zu übertragen, aber auch dieses wäre verfehlt, denn die Übersetzung »beschneiden» usw. beruht darauf, dass lat. *putare* die alten Bedeutungen 'reinigen', 'beschneiden' (in der Gärtnersprache etwa a r b o r e s p u t a r e) hat, was den lateinkundigen alten deutschen Humanisten nicht unbekannt war.

Weiter heisst es (S. 373) bei Kurrelmeyer: »*Occident* is defined as »Nidergang, das ort da die Sonn nider oder zu genaden gehet.» Dann fährt K. fort: »What is z u g e n a d e n g e h e n? Presumably a misprint for *zu gaden gehen* : cf. Fischer, Schwäbisches Wbch.: Zu Gaden gehen = Besuch machen.» Dieser Vorschlag K.s ist leider auch unannehmbar, denn *zu genaden gen* ist ein auch im Frühnhd. noch recht geläufiger, gut bezeugter Ausdruck (vgl. z. B. Benecke-Müller-Zarncke, Mhd. Wb.; Lexer, Mhd. Wb.; Weigand, Dwb.; Heyne, Dwb. s. v. *g(e)nade*), der etwa 'zur Ruhe gehen' bedeutet und besonders von der Sonne gern gebraucht wird (d i u s u n n e g ê t z e g e n â d e n)[1]. Die Bedeutung 'Ruhe', die im Mhd. und Frühnhd. für g e n a d e sehr gut bezeugt ist, begegnet

[1] Z. B.: a l s b a l d d i e s o n n z u g n a d e n g a n g e n w a r (Buch der Liebe, 1587); n u n, s c h a u, d i e s o n n z u g n a d e n g e h t (F. v. Spee, † 1635); ê d i e s o n n e z u g n â d e n g ê t (Grimm, Weisthümer 1, 744).

nebenbei auch im Altnordischen, wo der Plural n á ð i r = 'Ruhe' ist.

Folgende Umstellung des Rothschen Textes schlägt Kurrelmeyer (S. 374) vor: »Under *Trossler* there is the definition: ». . . der Landtsknecht bůben, so . . . auff den raub gericht seind, In die hennen kǒbel steygen.« This last phrase evidently belongs under the following entry *Trossirn* ». . . auff dem raub vmbgehn, hin vnnd her glǒcklen . . .« Dieser Vorschlag ist nicht a priori unmöglich, aber überflüssig, da die Form s t e y g e n ja keineswegs der Infinitiv sein muss, sondern zwanglos als die 3. Person des Plur. Praes. aufgefasst werden kann. Und Änderungen eines gut bezeugten und einen vernünftigen Sinn ergebenden Textes dürfen nicht auf mögliche Vermutungen hin, sondern nur aus zwingenden Gründen vorgenommen werden. Die zweite Auflage des Fremdwörterbuchs stimmt hier mit der ersten überein, was zwar von keiner entscheidenden Bedeutung ist, aber immerhin auch für die Richtigkeit des Textes spricht.

S. 373 bedauert Kurrelmeyer, dass ich nicht die »enigmatical letters ꝛc«, wie er sich ausdrückt, erklärt habe; es ist ihm dabei entgangen, was ich über diese — nebenbei bemerkt keineswegs so überaus seltene und geheimnisvolle — Abkürzung S. 270 ausdrücklich sage: »Die Abkürzungen sind nicht aufgelöst worden, nicht einmal das häufig vorkommende ꝛ c. (für e t c.).« Weiter scheint K. nicht den Grund eingesehen zu haben, warum ich S. 303 ss. vv. *Declamation* und *Declinirn* diese Abkürzung in der Form *&c* abdrucke. Ich nahm an, dass der Leser dieses ohne weitere Erläuterungen verstehen würde. Da dies aber nicht der Fall ist, füge ich hier noch ein paar erklärende Bemerkungen hinzu. Die verschiedene Form dieser Abbreviaturen beruht auf dem Wechsel der Schriftarten, dem ich in meinem Abdruck (wie ich S. 270 ausdrücklich sage) konsequent Rechnung trage: in der Antiquaschrift wird sowohl im Original als auch im Abdruck *&c.* verwendet, in der Fraktur ꝛ c. Diese Abbreviatur enthält in ihrem ersten Bestandteil die bekannte ꝛ-ähnliche Abkürzung für 'et'; in Offizinen, denen dieses Zeichen fehlte, wurde dafür ꝛ verwendet, was auch gerade im Originaldruck unseres Denkmals der Fall war.

Hätte Kurrelmeyer das freilich nicht überaus verbreitete, aber trotzdem bair. gut bezeugte b a i s s e l b e r 'berberis vulgaris' (vgl. Schmeller, Bayer. Wb. 1,287; über das Schwäb. gibt genauere Auskunft Fischer, Schwäb. Wb. 1,811 s. v.

b e i s s e l e i n) gekannt, so hätte er nicht (S. 374) p a i s s e l b e r (*Most*) als einen Druckfehler für p r a i s s e l b e r zu deuten versucht (bei Roth ist *p-* für *b-* keine Seltenheit). Etwas verblüfft wurde ich, als ich sah, dass Kurrelmeyer ohne weiteres h a r m (*Vrin*) für einen Druckfehler hält und diese Form in h a r n zu verbessern vorschlägt. Dabei ist im Mhd. die Form h a r (e) m bezeugt, und z. B. Götze erwähnt gerade in seinem Frühnhd. Glossar ausdrücklich die Formen h a r m, h a r m (e n) g l a s; bekanntlich gebraucht u. a. Luther die Form h a r m.

Der Wortvorrat Simon Roths hat, wie auch Kurrelmeyer gesehen hat, manches Interessante zu bieten (freilich enthält die von K. aufgestellte — selbstverständlich ergänzungsfähige — Liste von Wörtern, die ihm besonders aufgefallen sind, auch solche, die kein besonderes Interesse beanspruchen können; ich verweise der Kürze halber hier nur auf die einschlägigen Wörterbücher). Vielleicht werde ich ein anderes Mal auf einiges diesbezügliche noch zurückkommen. Im Vorbeigehen nur noch eine Kleinigkeit: Unter den etymologischen Vermutungen Roths hätte ich noch p i t e l (*Pedel*) erwähnen können, das nach Roth mit p e d e l zusammenhängt; die Form p i t e l ist wohl mit frühnhd. b i t e l 'diener, werber' identisch, das ja tatsächlich mit p e d e l (l) zusammenhängt, wenn auch auf andere Weise, als Roth es sich gedacht haben mag (vgl. z. B. Kluge-Götze, Et. Wb.[11] s. v. p e d e l l). Dabei lasse ich keineswegs die Möglichkeit aus dem Auge, dass frühnhd. b i t e l, p i t e l auch für b ü t t e l oft stand oder doch mit diesem oft vermischt wurde (vgl. Grimm, Dwb. 2,51 s. v. b i t t e l); die nicht entrundete Form p ů t t l für 'büttel' gebraucht Roth jedenfalls s. v. *Apparitores*.

Ein weiteres Exemplar des Rothschen Fremdwörterbuchs ist mir inzwischen bekannt geworden. Trotz der negativen Antwort der Büchernachweisstelle der österreichischen Bibliotheken ist, wie mir Herr Professor Dr. M. H. Jellinek freundlich mitteilt, ein Exemplar (wahrsch. ein Adligat) an der Wiener Nationalbibliothek vorhanden.

Emil Öhmann

The Roumanian Neuter

The article of A. Graur on this subject, reprinted in his *Mélanges Linguistiques* [1], is unsatisfactory mainly owing to his neglect of the problem presented by the definite article. The difficulty shown by the feminine ending of the nominal plural is secondary; for if the feminine form of the plural of the definite article with neuter nouns is old, it must certainly have provided the starting-point for the feminine termination (in respect at least of the final vowel) of the noun-form; if on the other hand it is as recent as the latter, the motives suggested by Graur for the generalisation of the ending in the noun, which are inapplicable to the pronouns or article (neither of which are mentioned in his discussion) are entirely insufficient.

Graur finds one starting-point for the extension of feminine endings in the coalescence of feminine and neuter endings after *r*; Latin *-a* and *-ae* would here equally give *-ă*. Here however there are difficulties of a chronological nature. For though the early texts show frequent final *-ă* after *r* (and *v*) they show no relic of neuter *-ă* in any other position.[2] Supposing the old neuter plural had survived long enough to fall together with a phonological variant of the feminine ending, it would be impossible to understand why it did not survive till an equally late period itself.

Moreover there is a difficulty in the assumption of direct influence of the feminine ending which is generally overlooked. The neuter plural regularly presents *-e* as final vowel in the earliest texts even where the feminines show *-i*; in particular the ending *-ure* (for modern *-uri*) is e.g. the only form C. V.[3] shows as against the regular termination in *-i* of first-declension nouns of which the final stem-consonant is *r*: thus *ceasure* but *măsuri;* similarly *agre* as against *pietri*. Nouns in *-r-* which nevertheless form their plural in *-e* belong to restricted types, and are principally those designating female beings, i.e. the least likely to have affected the neuters. That the endings of the neuter could at this stage have been due to the feminine

---

[1] Les Substantifs Neutres en Roumain, first published in Romania, LIV (1928).

[2] The absence of plurals of the type It. *ossa* is surprising in a language which retains the neuter as distinct type, and the more significant for this reason. Cf. Istro-R. *lemne* (sing.).

[3] I.-A. Candrea: Limba Textelor Rotacisante, 1916, p. CLXXXI.

is rendered still more improbable by the later change of *-ure* to *-uri*, obviously caused by the feminines; had their influence been present from the start, it would not be apparent why it had not been effective in this direction from the beginning. Clearly the contrast is only explicable by a difference of system much greater than that between our earliest texts and the modern language.[1]

That the form of the neuter article is old there is small doubt; cf. Italian *le ossa* and F. G. Mohl Chronologie 199; **illae* after *quae* rather than *illaec* may be assumed as basis. If we suppose that at a period of Roumanian when Nom. and Acc. Plur. of the feminines were still distinct in noun and article the neuter plural noun received the Nom-Acc. Plur. ending of the article through the analogy of the other genders where the endings were identical, thus giving rise to forms of the type Lat. *temporae, it would then be explicable that after the generalisation of accusative [2] (resp. *i*-stem) plural forms in the feminine, particularly in the case of certain preceding consonants, the neuter was not immediately affected, but preserved final *-e* until the early documents, only later, in the case of the plurals in *-ure*, replacing the final vowel by *-i* under the influence of the feminines[3] and the forms with article.

That the frequent transference from masculine to neuter in Roumanian is due to the »idée d'inanimé« as Graur assumes (p. 30), is extremely improbable; the change is confined to cases where formal resemblance was present; while to suggest that where the reverse has taken place, as in creer (masc., < cerebrum) that »ces mots avaient changé de genre en latin déjà« is to raise the same problem for the masculines turned neuter; there is no reason to suppose that gender remained a

---

[1] The statement of Rosetti (Limba Română în Secolul al Xvi-lea, p. 89) that *čioarăle*, etc. »sunt refăcute după analogia pluralelor neutre în -ă« suggests he regards these as old; the more as their phonological origin is not discussed in his article on the source of *î* and *ă* in Bulletin Linguistique III (1935), 85 ff.

[2] Whether the ending *-ās* would phonologically have given *-i* in the Acc. Plur., or whether the ending *-ĭ* in the 2nd. Pers. of Ist.-conj. verbs is not rather analogical, is a question here left unanswered. But the former possibility is suggested by the preference of animates for *-e* mentioned above, explicable if this ending was characteristic orginally of the nominative only; but cf. Mélanges M. A. Thomas, 359 ff.

[3] The old neuter plural may lie behind the feminine singular of pronouns used as 'indefinite'; this usage is in any case scarcely unconnected with the problem.

semantic category in another sense than e.g. the class of strong verbs; and those who assume a semantic content for the one will logically do so for the other category, with Hjelmslev, Principes de Grammaire Générale, 165 ff.

Oxford.

C. E. Bazell

Besprechungen

Siegfried Gutenbrunner, *Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften* (= Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, hrsg. v. Theodor Frings, Rudolf Meissner und Josef Müller. Bd. 24). Max Niemeyer, Halle (Saale). 1936. XII + 260 S. Preis: geh. RM. 12. —.

Die vorliegende Untersuchung der Götternamen ist aus den Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der altgermanischen Namen erwachsen. Im Vorwort äussert sich der Verfasser in hoffnungsvollen Worten über die Möglichkeit, auf diesem schwierigen Forschungsgebiet bedeutende positive Ergebnisse zu erzielen. Er findet das Misstrauen, welches hier herrscht und oft zur Folge hat, dass brauchbare Annahmen aufgegeben werden, übertrieben. Zwar gibt er zu, dass auch methodisches Vorgehen nur wenige Götternamen wirklich klar und durchsichtig machen kann und dass manche von ihnen allen Bemühungen Trotz bieten. Aber es gibt doch seiner Ansicht nach vollkommen verständliche Namen und solche, über die sich brauchbare und ansprechende Ansichten ergeben, welche jedenfalls das Bild von der germanischen Religion abrunden und Fragen aufwerfen, die auf anderen Gebieten fruchtbar werden können.

Nach der Lektüre des Buches kann man dem Verfasser insofern zustimmen, als seine Untersuchung der germanischen Götternamen wirklich Fragen aufwirft, welche auf anderen Gebieten fruchtbar werden können. Aber was den primären Zweck, die Erklärungen der Namen betrifft, so wird wenig Positives geboten. Gutenbrunner nimmt zu den früheren Deutungsversuchen und herrschenden Ansichten überall Stellung und weist mit Scharfsinn und gesundem Urteil ihre Schwächen und positiven Seiten nach. Aber der ausserordentlich spröde Stoff gestattet nicht, eine sichere Lösung der

Probleme an der Stelle der früheren Deutungen zu bieten. Der Leser befindet sich in einem Reich der Hypothesen, wo ab und zu eine Hypothese zwar durch eine bessere, »brauchbare», ersetzt wird, wo man sich aber selten durch die innere Wahrscheinlichkeit derselben überzeugt fühlt.

Dies hindert uns aber nicht, dem Verfasser dafür Dank zu wissen, dass er uns eine Darstellung des heutigen Wissens auf dem Gebiete der germanischen Götternamen gegeben hat.

Das Buch wird durch eine orientierende Einführung eröffnet. Darauf folgen die Abschnitte: Die germanischen Beinamen zu fremden Götternamen, Selbständige Götternamen, Die weiblichen Götterpaare, Die Muttergottheiten, Die Suleviae. Den Schluss bildet ein Verzeichnis der antiken Inschriften mit germanischen Götternamen, 6 Abbildungen von Inschriften und ein Literatur- und ein Sachverzeichnis.

HUGO SUOLAHTI

Emma Caflisch-Einicher, *Die lateinischen Elemente in der mittelhochdeutschen Epik des* 13. *Jahrhunderts* (= Prager Deutsche Studien, hrsg. v. Erich Gierach und Herbert Cysarz. 47. Heft). Franz Kraus, Reichenberg i. B. 1936. 329 S.

Wer den Titel »die lateinischen Elemente» in dem Sinne auffasst, in welchem er in der bekannten Dissertation von Franz gebraucht ist, fühlt sich gleich beim Lesen der Einleitung des umfangreichen Buches enttäuscht. Es handelt sich nämlich nicht um die lateinischen Entlehnungen überhaupt, sondern nur um die in den mittelhochdeutschen Epen erscheinenden lateinischen Floskeln und Worte, welche als Fremdkörper gefühlt sind. Die Aufgabe, welche die Verfasserin sich gestellt hat, ist also eine recht beschränkte, aber sie hat sie möglichst vielseitig behandelt.

Zunächst wird von ihr das Verhältnis der lateinischen Fremdkörper zu den speziellen und allgemeinen Quellen der betreffenden Dichtungen untersucht. Darauf folgt eine Untersuchung der Gründe, welche die Wahl der lateinischen Ausdrücke bestimmt haben, und die ihrer Eingliederung. In einem besonderen Kapitel wird dann die künstlerische Verwendung derselben behandelt, wobei die Verwendung des Lateins zur Wiedergabe bedeutender Gedanken und wichtiger Begriffe, die Form der lateinischen Sätze und das Verhältnis der latei-

nischen Elemente zu dem Gehalte und der Form der Dichtungen erörtert wird.

Von diesen Gesichtspunkten aus werden zuerst die in den religiösen Epen auftretenden Fremdlinge und darauf die, welche in der weltlichen Epik begegnen, behandelt. Natürlich bildet die Behandlung der ersteren den grössten Teil der Abhandlung; sie nimmt ungefähr vier Fünftel derselben in Anspruch. Die Feststellung, dass die lateinischen Fremdkörper in der geistlichen Epik hauptsächlich unter dem Einfluss der Vulgata und der Liturgie eingeführt worden sind, ist ein Ergebnis, welches von vorn herein klar sein musste, ebenso wie die Feststellung, dass die persönliche Eigenart der geistlichen Dichter bei dieser Einführung schwer fassbar ist.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, sind es stilistisch-literaturgeschichtliche Gesichtspunkte, welche für die Verfasserin bei der Ausführung ihrer Untersuchung die bestimmenden gewesen sind. Dass die Beobachtung derselben hie und da zu Ergebnissen von allgemeiner literaturgeschichtlicher Bedeutung führen kann, findet man z. B. S. 66, wo festgestellt wird, dass die allgemeine Haltung, die sich in der Verwendung lateinischer Elemente zu dem Passional und dem Väterbuch zeigt, auf zwei verschiedene Verfasser hindeutet, und S. 71, wo — in vorsichtiger Form — die Vermutung ausgesprochen wird, dass die Himmelfahrt Mariae Reinbots von Durne Vorbild gewesen sei.

Während in der geistlichen Epik die Zitate besonders hervortreten, spielt in der weltlichen Epik das einzelne lateinische Wort die Hauptrolle (S. 239). Unter den lateinischen Worten, die sowohl in den geistlichen wie in den weltlichen Epen auftreten, nehmen die Namen der Edelsteine einen bedeutenden Platz ein. Aus der ganzen Anlage der Abhandlung folgt, dass die Verfasserin sich eigentlich nicht mit der sprachlichen Seite derselben beschäftigt. Da sie aber davon doch ab und zu eine Ausnahme macht und sich auf die Frage nach ihrer Form und Etymologie einlässt, so hätte sie die darauf bezügliche Literatur berücksichtigen sollen.

Die Schlüsse, die im Laufe der Untersuchung gezogen werden, sind sehr vorsichtig und zeugen von guter Urteilsfähigkeit. Überhaupt macht die Abhandlung, die das Ergebnis einer mühevollen und sorgfältigen Arbeit ist, einen guten Eindruck.

Hugo Suolahti

Paul Scheid, *Studien zum spanischen Sprachgut im Deutschen.* Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wortforschung (= Deutsches Werden, Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte, herausgegeben von Leopold Magon und Wolfgang Stammler, Heft 4). 1934. Universitätsverlag L. Bamberg, Greifswald. 135 S. Preis: RM. 3.60.

Die spanischen Elemente in der deutschen Sprache sind früher nicht systematisch untersucht worden. Auch die vorliegende Untersuchung enthält keine erschöpfende Darstellung dieses Themas. Der Verfasser hat sein Material zum grossen Teil aus vorhandenen Fremdwörterbüchern gesammelt, wobei das Fremdwörterbuch von Schulz-Basler ihm besonders gute Dienste geleistet hat. Er hat sich auch bemüht, die Chronologie der Fremdworte und besonders das erste Auftreten derselben zu beachten. Zu diesem Zwecke hat er aus Wörterbüchern Belegstellen gesammelt und daneben Lektüre der in Betracht kommenden Literatur getrieben. Da diese Lektüre der Quellen nicht systematisch geschehen ist, sind die Belegsammlungen recht ungleichmässig.

Der Verfasser hat nicht nur die rein spanischen Worte in Betracht gezogen, sondern auch eine Anzahl arabischer und südamerikanischer Worte behandelt, die durch spanische Vermittlung ins Deutsche aufgenommen sind. Es ist schade, dass er für die amerikanischen Worte Palmers Untersuchung über den Einfluss der neuen Welt auf den deutschen Wortschatz 1492—1800 (im Jahre 1933 erschienen) nicht mehr benutzen konnte. Hier erscheint nämlich die Chronologie der betreffenden fremden Worte auf Grund der als Quellen benutzten vielen Reisebeschreibungen in einem anderen Lichte als bei Scheid. Dort hätte er auch das ausser acht gelassene Wort *Schokolade* gefunden, welches Kluge, Weigand u. a. als spanische Entlehnung in der älteren Form *Chokolate* aus dem 17. Jh. belegen.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile, einen »Hauptteil», der eine allgemeine Übersicht über den Einfluss des Spanischen auf das Deutsche mit Beachtung der Begriffsgruppen und der Chronologie enthält, und einen speziellen Teil, in dem die einzelnen Lehn- und Fremdworte mit chronologisch geordneten Belegstellen aufgezählt und behandelt werden.

Im ganzen sind es 250 Worte, die hier verzeichnet werden. Unter diesen befinden sich einige Namen — Elvira, Ferdinand —, die nicht appellativ gebraucht werden und daher nicht als Lehn- oder Fremdworte betrachtet werden können. Auch fragt es sich, ob die vielen Ausdrücke, in denen das Wort *spanisch*

vorkommt, in diesem Verzeichnis ihren richtigen Platz haben. In dem allgemeinen Teil der Abhandlung (S. 41 f.) hat der Verfasser versucht, die Entstehung dieser Ausdrücke, besonders die der Redewendung *Das kommt mir spanisch vor* näher zu erklären. Er denkt dabei an die dem Deutschen seltsam vorkommenden Sitten und die fremdartigen und häufig verspotteten spanischen Trachten und führt zur Stütze dieser Auffassung in einer Fussnote eigene Erfahrungen von den eigenartigen spanischen Verhältnissen während seines Aufenthaltes in Madrid an. Wir haben es aber hier mit einer allgemeineren Erscheinung zu tun. Es kommt nämlich öfters vor, dass fremdartige Begriffe mit Namen benannt werden, welche von Benennungen entlegener Örtlichkeiten und Länder gebildet sind. Wir sprechen nicht allein von *spanischen*, sondern auch von *böhmischen* Dörfern; der Bergfink, dessen Heimat in den nördlichen Ländern ist und der in Deutschland als Wandervogel auftritt, wird in einigen Dialekten »der Böhme», in anderen »der spanische Buchfink» genannt, und der Seidenschwanz heisst nicht nur »der Böhme», sondern auch »der Friese». Auch der Ausdruck *spanischer Reiter*, den Scheid erst bei Stieler belegt, der aber in Grimms Wörterbuch s. v. Reiter schon früher bezeugt ist, hat ein Äquivalent *friesischer Reiter* neben sich.

Scheid hat in sein Verzeichnis das Wort *Infanterie* aufgenommen, aber das Wort *Kavallerie* weggelassen, offenbar deshalb, weil Schulz das letztere als französische Entlehnung bezeichnet, das erstere aber in einer älteren Form *Infanteria* belegt, welche er mit span. *infanteria* vergleicht. Aber in dem angeführten ältesten Beleg aus Wallhausen (1616) steht gleich neben *Infanteria* auch *Caualleria*[1], und Scheid hätte hier für die militärischen Termini in erster Linie italienische Provenienz in Erwägung ziehen sollen.

Es fehlt überhaupt in der ganzen Arbeit ein tieferes Eingehen auf die lautlichen und sachlichen Kriterien, durch welche die spanischen Entlehnungen in zweifelhaften Fällen von den italienischen unterschieden werden können. Auch muss man Einwand erheben gegen die Art des Verfassers, in das Verzeichnis als spanische Lehnworte Worte wie *Esplanade*, *Figaro*, *Lhombre* aufzunehmen, die zwar ursprünglich spanischer Provenienz, ins Deutsche aber aus dem Französischen entlehnt sind.

[1] In der Zs. f. d. Wf. XIV, 24, 41, worauf Scheid verweist, steht *Cauallaria*.

S. 13 u. 60 behandelt Scheid das Wort *Admiral*. Er leitet es aus span. *almirante* her, was natürlich nicht angeht. Die mhd. Form *amiral*, die er nicht zu kennen scheint, die aber neben der Form *admirât* in Wolframs Willehalm als *emeral* im Reim vorkommt und von dort in andere Dichtungen des 13. Jh. gewandert ist, stammt aus afrz. *amiral*, und aus dem Französischen stammt auch die spätere Form *Admiral*. Die Frage nach dem Ursprung des französischen Wortes und dem der mhd. Form *admirât* ist eine komplizierte Geschichte, die durch die Darstellung Scheids nicht im rechten Lichte erscheint. — S. 13 Fussnote 16 wird als spanisches Wort mhd. *kastellân* 'kastellanisches Pferd' aus dem Parzival 452, 6 belegt. Das Wort ist aber keineswegs auf den Parzival beschränkt, sondern kommt in der Literatur des 12. und 13. Jh. sehr oft vor; es ist ins Mhd. aus dem Altfranzösischen übernommen. — S. 22 und 84 nennt Scheid zwei Parallelformen *Galeone* und *Galeere*, die er als span.-italienisch bezeichnet. Nach Schulz gibt er für die letztere einen Beleg aus dem Jahre 1609, führt aber ein noch älteres Zeugnis in der Form *Galleen* aus Fischart (um 1570) an. Dieses vertritt aber eine dritte Parallelform, die auf mittellat. span. *galea* = afrz. *galee* zurückgeht. — S. 25 behauptet Scheid, dass westfälisch *Pute* »säuisches Weibsbild», das Woeste in seinem Wörterbuch mit ital. *putta*, span. *puta*, afrz. *pute* »Dirne» vergleicht, sicher dem spanischen *puta* entstammt. Er bleibt uns aber die Erklärung schuldig, wie das spanische Wort ins Niederdeutsche, wo es schon früh erscheint (vgl. mnd. *pute* = veretrum; daher meretrix; oft als Schelte), gekommen ist. Die Deutung des Wortes ist keineswegs sicher. Es ist aber zu beachten, dass *Pute* im Niederdeutschen auch »welsches Huhn» und »dummes Mädchen» bedeutet und dass *putpurlut* im Preussischen als Name für die Wachtel und als Spottname für liederliche Dirnen erscheint. — Der Hinweis auf Schulz, S. 205 in dem Artikel F i g a r o S. 80 befindet sich an unrichtigem Platz; er gehört zum Artikel F a n d a n g o S. 79. — S. 124 wird gesagt, dass *torero* »Stierfechter» durch Bizets Oper Carmen im Deutschen bekannt geworden sei. Aber die im deutschen Operntexte auftretende Form ist nicht *torero*, sondern *toreador* (»kommt aus dem Kampfe der Toreador»).

Die in Scheids Verzeichnis aufgenommenen 250 spanischen Worte sind sehr verschiedener Qualität. Eine Anzahl sind zwar spanisch, aber ins Deutsche aus dem Französischen übernommen und daher nicht spanische Lehnworte. Andere Worte sind Eigennamen, die nicht zu wirklichen Appellativen

geworden und darum kaum als Lehn- oder Fremdworte im gewöhnlichen Sinne zu betrachten sind. Zu solchen sind auch Benennungen von Weinsorten nach den betreffenden Örtlichkeiten, wie *Tarragona*, zu zählen. Wenn man diese Benennungen in Betracht zöge und z. B. in dem Ausdruck »ich trinke ein Glas Tarragona» ein spanisches Lehnwort sähe, so müsste man auch andere Weinnamen, wie *Mazzanilla* (»und trinke Mazzanilla» im deutschen Text der Oper Carmen) oder etwa die Benennung einer Zigarrenart, wie *Tarragona* (»ich rauchte eine gute Tarragona») in das Verzeichnis aufnehmen.

Scheids Untersuchung des spanischen Einflusses auf das Deutsche schäumt nur das Wichtigste von dem behandelten Thema ab. Es ist zu hoffen, dass der Verfasser, der offenbar die nötigen Voraussetzungen dazu besitzt, seine Studien auf einer breiteren Grundlage und tiefer schürfend fortsetzt, so dass wir von ihm eine erschöpfende Darstellung des spanischen Einflusses bekommen. In dieser Darstellung könnten auch die portugiesischen Worte mit in Betracht gezogen werden.

Hugo Suolahti

Mario Roques, *Recueil général des lexiques français du moyen âge* (XII^{e}—XV^{e} siècle), I: Lexiques alphabétiques. Tome premier (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, fascicule 264). Paris, Champion, 1936. XXXIII—523 p. 8:o.

Gaston Paris avait jadis formé le projet de publier les ouvrages lexicographiques médiévaux qui comprennent des mots français et il avait confié à certains de ses élèves le soin de faire des recherches préparatoires; mais rien qui ait pu être utilisé n'a été trouvé dans ses papiers. M. Roques a donc repris le projet en commençant par la copie des manuscrits. Les lexiques qui rentrent dans son plan sont de nature diverse: gloses françaises insérées dans le texte ou ajoutées en note; glossaires se rapportant à un texte précis mais présentés non pas comme des gloses interlinéaires ou marginales mais comme listes continues; lexiques méthodiques de mots classés par matières, enfin lexiques alphabétiques, sans acception de matières. Les travaux dirigés par M. Roques étant, pour ces derniers, les plus avancés, c'est par là qu'il était indiqué de commencer. Ainsi ce premier tome donne cinq rédactions, de longueur très inégale, du lexique appelé *Abavus* (d'après le premier mot de

la liste), conservées dans les manuscrits suivants: I. Douai 62, II. Évreux 23, III. Vatican lat. 2748, IV—V. Paris, B. N. lat. 7692 et les variantes de Conches 1. Les listes sont reproduites sans aucune correction, mais dans les mots français, *v* et *u*, *j* et *i* sont cependant séparés, et l'accent sur l'*e* marque la place de la tonique; dans les cas où il pouvait y avoir doute, il n'y a pas d'accent.[1] Les copistes confondent, comme d'habitude, *c* et *t*, *u* et *n*. Il est facile de deviner que Douai n:o 2508 t e u t o n i c u s *cies* veut dire *tiés*, Vat. n:o 5365 donne d'ailleurs avec toute la clarté désirable: *tyais* vel *alement*. De même on comprend que B. N. lat. et Conches n:o 6068 p a r a p s i s *estuele* est pour *escuele* dès qu'on se sera avisé que p a r a p s i s est v a s e s c a r u m (Ducange). A une faute de ce genre commise par le copiste est dû sans doute Vat. n:o 967, B. N. lat. et Conches n:o 1045 c a n i c i e s *chauvesce*, où le modèle portait probablement *channes* ('cheveux gris'). Mais il y a des traductions autrement étonnantes. Qu'est-ce qui a pu amener, p. ex., l'auteur de Douai n:o 2177 à rendre r e d i v i v u s par *renclus?* On ne sait, les autres lexiques de ce volume n'ont pas du tout ce mot.

Ces vocabulaires ne sont pas dépourvus d'intérêt pour la lexicographie du bas latin. Pour la lexicographie française, à cause des services de différente nature qu'ils sont appelés à rendre, ils sont d'une importance capitale. Ainsi ils permettent de fixer le sens de certains vocables dont l'acception exacte nous est restée incertaine. Ils intéressent aussi la dialectologie. Les différentes rédactions fournissent des traductions qui varient pour diverses raisons, soit que l'auteur de l'une n'ait pas réussi à trouver l'expression adéquate, soit que tel autre ait introduit, à la place d'un mot imprécis ou inconnu de lui figurant dans le modèle, un mot de son parler natal. Un exemple mettra en évidence le procédé des rédacteurs.

Vat. n:o 3891 traduit banalement o b s t e t r i x *qui reçoyt l'anfant*. Évreux n:o 538 est bien plus intéressant: *meralleresse*,

---

[1] J'aurais mis un accent sur Vat. n:o 2137 *deme* (*demé*) qui traduit d i m i d i u s, de même B.N. lat. et Conches n:o 2813 e m i s p e r i u m *demé cercle;* ces manuscrits appartiennent en effet à une région ou **iei* donne *e*, cf. Vat. n:o 2919 g r a b a t u m *let* ('lit'). Un cas analogue où, à mon avis, l'accent était indiqué est Vat. n:o 295, B. N. lat. et Conches n:o 313 A l p e s *mont de Mongé*, cf. Douai n:o 49 A l p e s *Mongiu*. Par contre, l'accent est à supprimer dans Douai n:o 1953, Évreux n:o 578 p e r t i n a x *enredes*, B. N. lat. et Conches n:o 6358 *enredde* (mais Vat. n:o 4173 rend p e r t i n a x par *ahurtez*).

qui assiste celle qui »va mal» (car dans *mer-* il faut voir le préfixe *mes-*). Douai n:o 1775 a *baille*, B. N. lat. et Conches n:o 5788 *baille ventre*. Il est peut-être à propos de rappeler ici le renseignement que nous fournit le prédicateur anonyme auteur de la compilation pieuse contenue dans le manuscrit 12483 de la Bibliothèque nationale (voir p. 507 de ma *Notice*). Il s'agit de la sainte Vierge:

> Onques ne fu meilieur *ventriere*,
> Ele en scet trop bien la maniere;
> En Soissonnois nous disons *baile*.

Il est à prévoir que l'important travail de M. Roques donnera dès maintenant une nouvelle impulsion à la lexicographie aussi bien française que latine. Un index des mots français, qui est prévu, en facilitera beaucoup l'utilisation.

A. Långfors

Protokolle des Neuphilologischen Vereins

Sitzung am 2. Mai 1936. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors.

§ 1. Die Protokolle vom 29. Februar und vom 15. März wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen und angenommen: Mag. phil. Martta Teittinen, Lektor G. G. Ronimus und Universitätslektor Dr. Erich Kuntze.

§ 3. Schulrat Dr. S. Nyström gab nach demselben Plan wie früher eine Übersicht der Resultate der Maturitätsprüfung in der deutschen Sprache im Frühjahr 1936.

§ 4. Dr. Aarne Anttila besprach die schwedische Reifeprüfung in den Schulen mit finnischer Unterrichtssprache. Der Redner wollte vor allem den betreffenden Lehrern einige praktische Anweisungen geben. Was die Berechnung der Fehlerpoints betrifft, sprach der Redner die Ansicht aus, dass man dabei überhaupt denselben Prinzipien folgen müsse wie bei der schriftlichen Prüfung in den modernen Sprachen, obwohl die Grenzen in den beiden Fällen nicht ganz dieselben seien.

Oberstudienrätin Frl. Lyydia Alén sprach im Namen der Lehrer Dr. Anttila einen Dank aus für die Mühe, die er sich mit seinem lehrreichen Vortrag gegeben hatte.

Sitzung am 18. September 1936. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. A. Långfors. Der Sitzung wohnte als Gast des Vereins und als Vortragender Professor Dr. Theodor Frings aus Leipzig bei.

§ 1. Der Vorsitzende hiess Professor Frings in einer deutschen Ansprache willkommen.

§ 2. Professor Frings hielt einen Vortrag über das Thema »Ingwäonisch und Westgermanisch.»

Sitzung am 31. Oktober 1936. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors.

§ 1. Die Protokolle vom 2. Mai und vom 18. September wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Als neue Mitglieder wurden gewählt: Universitätslektor Dr. Ernesto Peternolli und stud. phil. Tauno Salminen.

§ 3. Universitätslektor Dr. Erich Kuntze hielt einen Vortrag mit dem Titel »Grundriss der deutschen Gegenwartsdichtung (1885—1935)», unter Berücksichtigung der neueren Forschung.

§ 4. Universitätslektor Léon Vaganay besprach kritisch das Werk »Nouvelle Encyclopédie française», von dem bisher vier Bände erschienen sind.

Sitzung am 28. November 1936. Den Vorsitz führte, in Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, der zweite Vorsitzende, Dr. P. Katara.

§ 1. Das Protokoll vom 31. Oktober wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Professor Dr. Emil Öhmann hielt einen Vortrag mit dem Titel »Zur Geschichte des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache.» Anlässlich des Vortrags ergriffen Dr. P. Katara und Dr. Philipp Krämer das Wort.

Sitzung am 31. Januar 1937. Den Vorsitz führte, in Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, der zweite Vorsitzende, Dr. P. Katara. Der Sitzung wohnte als Gast des Vereins und als Vortragender Professor Louis Hammerich aus Kopenhagen bei.

§ 1. Das Protokoll vom 28. November 1936 wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Jahresbericht für das Kalenderjahr 1936 wurde verlesen.

Jahresbericht des Neuphilogischen Vereins für das Kalenderjahr 1936.

Im Jahre 1936, dem neunundvierzigsten Tätigkeitsjahre des Vereins, wurden sechs Sitzungen abgehalten. Das Jahresfest wurde am 15. März gefeiert. Es wurden folgende Fragen in Form von Vorträgen, Berichten und Referaten, behandelt.

Vorträge: »Älteres deutsches Sprachgut in Finnland» (am 25. Januar von Dr. P. Katara); »Älteres deutsches Urkundenmaterial in Finnland» (am 29. Februar von Dr. P. Katara); »Zu den deutsch-finnischen Lehnbeziehungen» (am 29. Februar von Professor Dr. T. E. Karsten); »Gedanken über die Wissenschaft und das Leben heute» (am 15. März von Oberstudiendirektor Dr. Philipp Krämer); »Ingwäonisch und Westgermanisch» (am 18. September von Professor Dr. Theodor Frings); »Grundriss der deutschen Gegenwartsdichtung (1885—1935)» (am 31. Oktober von Universitätslektor Dr. Erich Kuntze); »Zur Geschichte des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache» (am 28. November von Professor Dr. Emil Öhmann). Berichte: »Die Arbeit einheimischer Sprachlektoren an den Universitäten zu Berlin und Wien» (am 25. Januar von Oberstudienrätin Frl. Lyydia Alén); »Die Reifeprüfung in den modernen Sprachen im Frühjahr 1936» (am 2. Mai von Schulrat Dr. S. Nyström); »Die Reifeprüfung im Schwedischen in den finnischsprachigen Schulen» (am 2. Mai von Dr. Aarne Antila). Referate: »La nouvelle Encyclopédie française» (am 31. Oktober von Universitätslektor Léon Vaganay.)

Auch dieses Jahr hatte der Verein Gelegenheit, einen ausländischen Gelehrten als Vortragenden zu sehen, indem Professor Dr. Theodor Frings aus Leipzig in der ersten Herbstsitzung, den 18. September 1936, seinen oben verzeichneten Vortrag hielt.

Was die Veröffentlichungen des Vereins betrifft, ist zu erwähnen, dass der 11. Band der Serie »Mémoires de la Société Néophilologique» während des Jahres erschienen ist. Er wurde, wie gewöhnlich, an dieselben Personen und Institutionen, die die Neuphilologischen Mitteilungen unentgeltlich erhalten, gesandt.

Die Zeitschrift erschien im Jahre 1936 in vier Lieferungen (1/2, 3/4, 5/6, 7/8) mit zusammen 344 Seiten. Sie wurde, ausser an 225 Miglieder und 72 Abonnenten (gegen 229 Mitglieder und 70 Abonnenten im vorigen Jahr) unentgeltlich an 145 Institutionen, Zeitschriften und Personen im In- und Auslande gesandt. Für die Finanzierung der Zeitschrift sowie der »Mémoires» standen dem Verein, ausser der Jahressubvention im Betrage von Fmk. 18,000: —, Fmk. 16,000: – aus dem Gewinn der Geldlotterie zur Verfügung. Die Druckkosten der beiden Veröffentlichungen beliefen sich auf insgesamt Fmk. 62,330: 70, davon Fmk. 28,247: 30 für die Neuphilogischen Mitteilungen.

Mit dem Jahreseingang trat der vieljährige erste Vorsitzende des Vereins, Kanzler Hugo Suolahti, von seinem Posten zurück. Zum ersten Vorsitzenden wurde alsdann der bisherige zweite Vorsitzende, Prof. Dr. A. Långfors, und zum zweiten Vorsitzenden Dr. P. Katara gewählt. Am 29. Februar wurde Kanzler H. Suolahti einstimmig zum Ehrenpräsidenten des Vereins gewählt.

Die Schriftleitung bildeten, wie vorher, die Professoren H. Suolahti und A. Långfors mit dem Unterzeichneten Schriftführer als Redaktionssekretär.

Åke Furuhjelm.

§ 3. Der Vorsitzende brachte in Erinnerung zwei im Verein in mannigfacher Weise tätige Mitglieder, Frau Mag. phil. Elin Furustam und Lektor Napoleon Furustam, die während des vorigen Jahres gestorben waren. Die Anwesenden ehrten das Andenken der Dahingegangenen durch Erhebung von den Sitzen.

§ 4. Der Vorstand: Professor Dr. A. Långfors, erster Vorsitzender, Dr. P. Katara, zweiter Vorsitzender, Mag. phil. Å. Furuhjelm, Schriftführer und Kassenverwalter, wurde durch Akklamation wiedergewählt.

§ 5. Zu Revisoren wurden gewählt: Oberstudienrätin Frl. Lyydia Alén und Fräulein Berta Solitander, mit Rektor Frl. Margareta Chydenius und Lektor Frl. Carin Rosenius als Suppleantinnen.

§ 6. Es wurde dem Vorstand überlassen, die vorbereitenden Massregeln für die 50-Jahresfeier am 15. März zu treffen. Demselben wurde das Recht vorbehalten, sich zu diesem Zweck zu ergänzen.

§ 7. Der Vorsitzende hiess Professor Dr. Hammerich als hervorragenden Vertreter dänischer Wissenschaft willkommen.

§ 8. Professor Dr. Hammerich hielt einen Vortrag über das Thema »Wie romanische Lehnwörter den Norden erreichen». Anlässlich des Vortrags ergriffen Dr. Katara und Professor Dr. Emil Öhmann das Wort.

Protokoll vom 27. Februar 1937. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. A. Långfors.

§ 1. Das Protokoll vom 30. Januar wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Schriftführer verlas den Bericht der Revisoren für das Kalenderjahr 1936.

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1936.

Einnahmen:

Kassenbestand am 1. Januar 1936	50,629: 79
Zinsen	1,496: 95
Jahresbeiträge und Abonnements sowie verkaufte Exemplare früherer Jahrgänge der Neuphilologischen Mitteilungen und der Mémoires	13,411: —
Vom Staate angewiesen	18,000: —
Aus dem Gewinn der Geldlotterie	16,000: —
Summe	99,537: 74

Ausgaben:

Druckkosten der Neuph. Mitt. (Jahrg. 1936, H. 1—8)	28,247: 30
Druckkosten der Mémoires XI	34,083: 40
Anzeigen	773: 50
Portoauslagen	1,223: 85
Bedienung und Einkassierung	525: —
Verschiedenes	2,935: 90
Honorar des Schriftführers	3,600: —
Kassenbestand am 31. Dez. 1936	28,148: 79
Summe	99,537: 74

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden und schlagen deshalb vor, dem Kassenverwalter Entlastung zu erteilen.

Helsingfors, den 19. Februar 1937.

Lyydia Alén. *Berta Solitander.*

Dem Kassenverwalter wurde Entlastung erteilt.

§ 3. Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen und angenommen: Die Damen Hjördis Gefwert, Alice von Bagh, Kezia Bonsdorff und Nelly Lerche.

§ 4. Professor Dr. A. Långfors hielt einen Vortrag über das Thema: »Weltliche Motive in der geistlichen Dichtung des mittelalterlichen Frankreich.»

Sitzung am 15. März 1937 (50-Jahresfeier).

§ 1. Die Festsitzung wurde in französischer Sprache vom Vorsitzenden, Professor Dr. A. Långfors eröffnet, der den Ehrenpräsidenten, Kanzler Hugo Suolahti sowie die übrigen Anwesenden willkommen hiess. Dann gab ef in folgenden Worten einen Überblick über die Entwicklung und die Tätigkeit des Vereins von den Stiftungsjahren bis zum heutigen Tage:

»Les quatre jeunes hommes qui, il y a aujourd'hui même cinquante ans (cette date fut choisie parce que c'est l'anniversaire de la naissance de F. Diez, fondateur de la philologie romane) se réunirent pour créer un foyer et un centre d'études des langues modernes, études qui jusque là avaient été chez nous pour ainsi dire inexistantes, osaient-ils même dans leurs rêves les plus audacieux espérer qu'ils donneraient naissance à une société qui, même si ce n'est que rarement que les résultats de son activité ont atteint le grand public, a néanmoins joué un rôle important dans l'histoire de notre civilisation, une société qui a porté la renommée de notre science bien au delà des frontières de notre

pays par la cinquantaine de volumes que forment ses publications, une société qui, en dehors de la France et de l'Allemagne, est une des plus anciennes des sociétés néophilologiques du monde entier? Le Club néophilologique (tel était le nom de ce groupement d'une vingtaine d'adhérents de la première heure) fut bientôt transformé en une société régulièrement constituée qui eut ses statuts approuvés officiellement. Mais l'ambition des fondateurs ne s'arrêta pas là. Ils étaient pleins d'enthousiasme et de confiance dans l'avenir. C'était d'ailleurs la grande époque de la philologie moderne. Un biographe de Carl Wahlund raconte comment, dans les années quatre-vingts, les jeunes néophilologues d'Upsal se réunissaient chez lui pour discuter, des nuits entières, sur des questions de linguistique. Quelque chose de pareil se produisit chez nous. Je ne sais par quel tour de sorcier on parvenait à réunir les fonds nécessaires, toujours est-il qu'en 1893 sortait des presses le premier tome des *Mémoires* qui inaugurait, sous les auspices de Werner Söderhjelm, cette suite d'études de longue haleine qui est aujourd'hui à son douzième volume, actuellement sous presse. Mais cela ne suffisait pas encore à l'ambition des créateurs de notre société. Il leur fallait une revue paraissant à des intervalles réguliers et devant constituer le porte-parole des professeurs pour tout ce qui concernait l'enseignement des langues modernes, mais aussi leur apporter des informations sur les progrès réalisés dans le domaine plus strictement scientifique. Ainsi les membres de la société reçurent, dès le début de 1899, de minces feuillets de huit à dix pages: ce sont là les modestes ancêtres de nos *Neuphilologische Mitteilungen* dont les fascicules atteignent aujourd'hui cent pages et plus. Ceux qui possèdent ces rarissimes cahiers jaunis, qu'ils les feuillettent avec respect: ils leur parleront d'un labeur désintéressé, de l'entente et de la solidarité admirables qui régnaient entre les ouvriers de la première heure. Chacun apportait avec enthousiasme sa contribution, si modeste fût-elle. C'est là une leçon pour nos jeunes qui nous abandonnent un peu . . . Rendons hommage à ceux qui ont disparu aussi bien qu'à ceux que nous nous réjouissons de voir toujours parmi nous. Aux deux premiers tomes des *Mémoires* nous rencontrons comme collaborateurs F. Gustafsson, W. Söderhjelm, A. Wallensköld, Anna Krook, Edla Freudenthal, I. Uschakoff, Johannes Öhquist, W. Juutilainen, Uno Lindelöf, Hanna Andersin, Max Seiling, J. J. Mikkola, M. Wasenius, Hugo Pipping, Alvar Törnudd, Edwin Hagfors, Hugo Palander-Suolahti, J. O. E. Donner, T. E. Karsten, au premier tome des *Mitteilungen*, outre plusieurs de ceux que j'ai déjà nommés, Axel Rosendahl, Jean Poirot, A. von Kraemer, Alexander Öhquist, Aino Malmberg, Solmu Nyström.

Au début, pour faire marcher la revue, nos propres forces suffisaient. Ce n'est pas qu'il n'y ait pas eu des moments de découragement. Notre président d'honneur nous dira peut-être, tout à l'heure, comment, dans les premières années du siècle, dans un moment de difficultés financières et autres, Söderhjelm voulait abandonner la publication des *Mitteilungen;* mais, grâce au concours qu'on lui offrit, il n'en fut rien. Les difficultés matérielles surmontées, notre revue a continué, non sans entraves certes, mais toujours victorieusement, à accomplir sa tâche. Il y a même dans

son histoire des épisodes tragi-comiques, comme, p. ex., la suppression de la revue par la censure russe, pendant la guerre, parce que l'emploi de la langue allemande était interdit, ou bien, au cours de la révolution rouge, l'irruption des bandes rouges dans l'imprimerie, causant des dégâts considérables aux travaux en cours. Mais ce sont là des détails sans importance. Je ne veux pas relater par le menu les vicissitudes de notre revue, je vous dirai seulement, en quelques mots, comment elle a conquis une place respectable dans la littérature philologique internationale. Il arriva plus d'une fois, dans les premiers temps, que la rédaction manquât de copie. On en demanda alors à droite et à gauche. Mais tout cela est de l'histoire ancienne. Aujourd'hui on est surtout obligé de refuser des articles, faute de place. C'est que nous avons actuellement une équipe de collaborateurs dans pour ainsi dire tous les pays du monde. Les premiers étrangers qui apparaissent dans les *Mitteilungen* sont quelques étrangers à moitié naturalisés, comme le regretté Jean Poirot, venu tout jeune à notre Université comme lecteur de français. Mais bientôt un changement se produit. Notre revue se fait de plus en plus connaître au delà de nos frontières, et de jeunes philologues, dans l'espoir de se faire imprimer rapidement, s'adressent à nous. Ainsi beaucoup de savants étrangers qui depuis se sont fait avantageusement connaître ont débuté chez nous. Mais il n'y a pas eu que des débutants. La liste de nos collaborateurs offre des noms des plus illustres. Ceux-là sont venus à nous soit pour contribuer à quelque recueil jubilaire, soit amenés par des sentiments d'amitié qui les liaient à nous. Je n'ai pas pu lire sans émotion la lettre d'un professeur américain déjà fort connu qui, en m'adressant un article, m'a déclaré qu'il avait une affection particulière pour la Finlande depuis la guerre, parce que ses parents y avaient été si bien traités au début des hostilités, au moment de sortir de Russie . . .

Si j'ai pris la parole, ce n'est pas précisément pour nous louer nous-mêmes. Qu'il me soit cependant permis de citer ici quelques témoignages d'estime qui nous sont venus de l'étranger. Un savant belge, en rendant compte d'un récent tome des *Mémoires*, déclare, à propos de la bibliographie des travaux nationaux de philologie qui s'y trouve annexée, qu'en fait de philologie la Finlande n'a rien à envier aux autres pays de l'Europe. Le linguiste catalan bien connu A. Griera écrit que les *Neuphilologische Mitteilungen* sont devenues une des meilleures revues de philologie. Ces témoignages de sympathie se laisseraient facilement multiplier. Mais je dois me borner à ces indications sommaires pour laisser la parole à d'autres qui diront, mieux que je ne saurais le faire, ce qu'a été la vie de notre société pendant le demi-siècle qui vient de s'écouler . . .»

Zuletzt teilte der Vorsetzende mit, der Vorstand habe beschlossen, den einzigen noch lebenden unter den Stiftern des Vereins, Dr. *J. Uschakoff*, zum Ehrenmitglied vorzuschlagen. Der Vorschlag wurde von den zahlreich anwesenden Mitgliedern einstimmig angenommen.

§ 2. Es wurden beim Souper und nach demselben mehrere Reden gehalten, die natürlicherweise sämtlich retrospektiven

Inhalts waren. In einer in deutscher Sprache gehaltenen Rede erinnerte der Ehrenpräsident, Professor Suolahti, besonders an die ehemaligen Führer, Söderhjelm und Wallensköld, deren Persönlichkeiten er in treffenden Worten charakterisierte. Zum Schluss brachte er einen Toast auf das weitere Gedeihen des Vereins aus. Dr. Solmu Nyström sprach auf Finnisch von den Erfahrungen eines jungen Studenten - des Redners selbst - der im Beginn der neunziger Jahre die ersten Schritte auf dem Wege der modernen Philologie tat. Die Schule gab damals wenig Anregungen, in dem Kreise, dem der Redner angehörte, war aber ein Interesse für neusprachliche Literatur vorhanden. Wer dann die modernen Sprachen zum Hauptfach seiner Universitätsstudien erwählte, tat dies kaum in der Überzeugung, dass er dadurch in der Zukunft sein Auskommen haben werde, sondern eher dem Zugvogel gleich, der aus dem blossen Instinkt nach unbekannten Küsten strebt. Dr. Uschakoff sprach auf Schwedisch seinen Dank aus für die Anerkennung, die ihm der Verein durch seine Wahl zum Ehrenmitglied bezeigt hatte, worauf er die Tätigkeit des Vereins seit dessen Gründungsjahren sowie seinen eigenen Anteil an derselben berührte. Professor Dr. Uno Lindelöf berichtete über persönliche Erinnerungen aus dem Leben des Vereins während des ersten Jahrzehntes. Er verweilte besonders bei der Persönlichkeit des ersten Präsidenten und Stifters, Universitätslektor Gabriel Biaudets. Dieser habe s. E. eine viel bedeutendere Rolle in der Tätigkeit des Vereins gespielt, als die Nachwelt bemerkt haben dürfte.

§ 3. Im Laufe des Abends wurde ein musikalisches Programm: Violinsoli von Frau Märtha Fogelholm, mit Pianobegleitung von Frau Hedwig Rotkirch-Nathurst, sowie Gesangsnummern von einem Elitequartett aus dem Gesangverein »Ylioppilaskunnan Laulajat» ausgeführt.

§ 4. Zum Feste waren zahlreiche Glückwunschtelegramme, bzw. Briefe angelangt, die von Professor Tuulio verlesen wurden.

In fidem: Åke Furuhjelm

Eingesandte Literatur

T. R. Ahldén, Die Kölner Bibel-Frühdrucke. Entstehungsgeschichte, Stellung im niederdeutschen Schrifttum. Diss. Lund, Berlingska Boktryckeriet, 1937. 256 p. 8:o.

Anglistische Forschungen hrsg. von *Johannes Hoops*, 83: *V. Royce West*, Der etymologische Ursprung der neuenglischen Lautgruppe [*sk*]. 1936. XXVIII + 308 S. 16 Karten. 8:o. Preis: geh. RM. 16. —. — 85: *I. Sommer*, Die frühneuenglische Orthographie und Lautlehre in Lord Bacons Werken. Heidelberg, Carl Winter, 1937. XII—168 S. Preis: RM. 8.50.

Aschendorffs moderne Auslandsbücherei:

William Shakespeare, Julius Caesar. 1936. 87 S. Erläuterungen 16 S. 12:o. Preis: RM. —.79. Macbeth, by *Shakespeare*, hrsg. von *G. Hagemann*. Preis: RM. 1.15. — A prominent Selection of *Grimm*'s Fairy Tales, hrsg. von *J. Donath*. Preis: RM. —.70. Thrilling Flights of Lady-Pilots, hrsg. von *W. Tholen*. Preis: RM. —.85. Münster in Westf., 1937.

Käte Axhausen, Die Theorien über den Ursprung der provenzalischen Lyrik. Diss. Marburg. Dissertationsverlag G. H. Nolte, Düsseldorf. 81 S. 8:o.

Matteo Bartoli, Una questione di cronologia: la coppia latina gremium e grex. Estratto dagli Atti della Reale Accademia delle Scienze di Torino, vol. 72 (1936—37). 8 p. 8:o.

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 88: *Wilhelm Kellermann*, Aufbaustil und Weltbild Chrestiens von Troyes im Percevalroman. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1936. X+232 S. 8:o. Preis: RM. 12.—.

Guillemette de Beauvillé, Gasparo Gozzi, journaliste. Thèse pour le doctorat d'Université . . . de Caen. Paris, Librairie Lipschutz, 1937. 263 p. 8:o.

Ph. Aug. Becker, Streifzüge durch die altfranzösische Heldendichtung. K. Voretzsch zum siebzigsten Geburtstag. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LXI, S. 1 22 u. 129—156. Jena u. Leipzig, W. Gronau, 1937.

Åke Bergh, La déclinaison des mots à radical en *s* en provençal et en catalan. Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar. Femte Följden. Ser. A. Band 6. N:o 2. Göteborg, Wettergren & Kerber, 1937. Prix: Cour. suéd. 5.—.

Bibliothèque de l'Institut Français à l'Université de Budapest, 30: *A. Gabriel*, Index romain et littérature française à l'époque romantique. 1936. 93 p. 8:o. — 31: *I. Sötér*, La doctrine stylistique des rhétoriqueurs du XVII^e siècle. — 32: *Anne-Élisabeth Kurzweil*, La crise de la famille dans le roman français contemporain. 1937.

Rudolf Blochmann, Die Entwicklung unseres Kalenders von seinen Uranfängen bis zur Gegenwart und seine zukünftige Weiterbildung. Kiel, Gesellschaft zur Förderung der Kalenderreform, 1935. 30 S. 12:o.

Alfred Braun und *Robert Sühsmuth*, Lehrgang der französischen Sprache für Handelsakademien. I. Teil. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1936. IV—123 S. 8:o. Preis: geb. RM. 2.70.

Britannica, 13: Arbeiten aus dem Seminar für englische

Sprache und Kultur an der Hansischen Universität. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co, 1936. 318 S. 8:o. Preis: RM. 12. .

Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française, des origines à 1900, tome IX, deuxième partie. 1937, Paris, Librairie Armand Colin, 8:o. Prix: 110 fr.

Gerhard Buck, In Fortsetzung Bagehots: Die Waverley Romane Sir Walter Scotts. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co, 1936. 28 S. 8:o. Preis: RM. 2: —. (Sonderdruck aus Britannica, 13.)

Les Classiques français du moyen âge, p.p. *Mario Roques*, 41: Aucassin et Nicolette, éd. par *Mario Roques*, deuxième édition (nouveau tirage revu et complété). Prix: 8 fr. 40.—77: *Guernes de Pont-Sainte-Maxence*, La Vie de saint Thomas Becket, éd. par *Emmanuel Walberg*. Paris, Librairie Champion, 1936. Prix: 24 fr.

Torsten Dahlberg, Göttingisch-Grubenhagensche Studien. Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd. 32, Nr. 2. C. W. K. Gleerup.

Ruth J. Dean, An Anglo-Norman Version of Grosseteste: Part of his Suidas and Testamenta XII Patriarcharum. Reprinted from PMLA, Vol. LI, Nr. 3, p. 607—620.

Döhler—Schwedtke, Coup d'œil sur l'histoire de la littérature française. Dresden, L. Ehlermann, 1937. 32 p. 12:o. Preis: RM. —.45.

A Doritsch und *G. Weigand*, Deutsch-bulgarisches Wörterbuch. Leipzig, Otto Holtze's Nachfolger, 1937. 536 S. 12:o. Preis: geb. RM. 3.38.

John W. Draper, Hamlet's Melancholy. Reprinted from New Series, Vol. 9, No. 2, Pages 142—147, Annals of Medical History. New York, Paul B. Hoeber, Inc., 1937.

John W. Draper, The Metrical Tale in XVIII-Century England. Reprinted from PMLA, Vol. LII (1937), p. 390—397.

John W. Draper, The Occasion of King Lear. Modern Language Notes, 1937, p. 176—185.

Pierre Ducassé, Auguste Comte et Gaspard Monge. Extraits de la Revue Positiviste Internationale, Paris, 1937.

Carin Fahlin, Étude sur le manuscrit de Tours de la Chronique des ducs de Normandie par Benoit. Thèse pour le doctorat. Uppsala, Almqvist & Wicksell, 1937. 253 p. 8:o.

Fellner-Nash-Petrasovics, Lehrgang der englischen Sprache für kaufmännische Wirtschaftsschulen, I. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A. G. 1937.

V. Forsberg and *A. Bohnhof*, English for Commercial Students. Helsinki, Otava, 1937.

Grace Frank and *Dorothy Miner*, Proverbes en rimes. Text and Illustrations of the Fifteenth Century Manuscript in the Walters Art Gallery, Baltimore. Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1937. Price: $ 2.75.

Frankfurter Quellen und Forschungen zur germanischen und romanischen Philologie, Heft 11: *Herbert Hess*, Studien zum Mistere du Viel Testament. 170 S. 8:o. — H. 12: *Else Thurau*, »Galant», ein Beitrag zur französischen Wort- und Kulturgeschichte. 1936. 113 S. 8:o. - 15: *Wilhelmine Wirtz*, Flore et Blancheflor nach der Pariser Handschrift 375 (A) mit Glossar neu herausgegeben. Frankfurt am Main, M. Diesterweg, 1937. 190 S. 8:o.

Jean Frappier, La Mort le roi Artu, roman du XIII^e^ siècle. Paris, Librairie E. Droz, 1936. 252 p. 8:o.

Jean Frappier, Étude sur La Mort le roi Artu. Roman du XIII^e^ siècle, dernière partie du Lancelot en prose. Paris, Librairie E. Droz, 1936. 424 p. 8:o.

Ernst Gamillscheg, Zum romanischen Artikel und Possessivpronomen. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 1936, XXVII. Berlin. 33 S. Preis: RM. 2.—.

Armand Godoy, Rome. Paris, Bernard Grasset, 1936. 16 p. 8:o. Prix: 10 fr.

Armand Godoy, Rom, Nachdichtung von *Alfred Neumann*. Wien, Saturn Verlag.

Armand Godoy, Le Brasier mystique. Paris, B. Grasset, 1937. Prix: 12 fr.

Elie Golenistcheff Koutouzoff, Étude sur »Le livre de la vertu du sacrement de mariage et reconfort des dames mariées» de Philippe de Mézières d'après un manuscrit du XIV^e^ siècle de la Bibliothèque nationale à Paris. Belgrade, 1937. 76 p. 8:o.

Félix de Grand'Combe, Les Anglais vus par un Français. Extrait de la Revue de Culture Générale, 1937, n:o 7. Aix-en-Provence. 13 p. 8:o.

Grundriss der romanischen Philologie begründet von *Gustav Gröber*. Neue Folge: Französische Literatur, 4/2: *Gustav Gröber*, Geschichte der mittelfranzösischen Literatur, II. Vers- und Prosadichtung des 15. Jahrhunderts. Zweite Auflage bearbeitet von *Stefan Hofer*. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & Co., 1937. 313 S. 8:o.

Gunnar Gunnarsson, Das slavische Wort für Kirche. Uppsala Universitets Årsskrift, 1937: 7. A.-B. Lundequistska Bokhandeln.

S. Harrison Thomson, Progress of Mediaeval Studies in the United States and Canada. Bulletin No. 13. Published by the Mediaeval Academy of America and the University of Colorado, 1937.

Bengt Hasselrot, Étude sur les dialectes d'Ollon et du district d'Aigle (Vaud). Thèse pour le doctorat. Uppsala, A. B. Lundequistska Bokhandeln; Paris, Librairie E. Droz, 1937. 280 p. 8:o. Prix: 9 cour. suéd.

Albert Henry, Góngora et P. Valéry. Deux incarnations de Don Quichotte. Extrait de la revue Le Flambeau (avril, 1937). Bruxelles, Les Éditions du »Flambeau». 24 p.

Ernest Hoepffner, La Chanson de Roland (travaux récents). Estratto da Studi Medievali.

Ernest Hoepffner, Le troubadour Guiraut de Borneil. Romania, LXIII (1937), p. 204—225.

Ragnar Hollmérus, Studier över allitterationen i Eddan. Akademisk avhandling. (Särtryck av Studier i nordisk filologi, band 26). Helsingfors, Mercators tryckeri, 1936. 179 S. 8:o.

Huebers kurze Grammatiken: *Hans Rheinfelder*, Altfranzösische Grammatik, I, Lautlehre. München, Max Hueber, 1937. XV + 333 S.

Institut d'Histoire des Sciences et des Techniques de l'Université de Paris: Thalès, recueil annuel des travaux et bibliographie, 1935. Paris, Librairie Félix Alcan.

Institut scientifique français de Tartu (Estonie): Annuaire 1935. Tartu, Akadeemiline kooperatiiv, 1936. 206 p.

Iorgu Iordan, Mots savants et mots populaires. Bulletin Linguistique, IV, 1936. Paris, Librairie E. Droz. 14 p.

A. Jeanroy, Les deux renaissances provençales. Firenze, Leo S. Olschki, 1936. 16 p. (Estratto dall' Archivum Romanicum, Vol. XX, Nr. 3—4, 1936).

Institut de France. Centenaire de la mort de Raynouard à Brignoles le dimanche 4 avril 1937. Discours de M. *Alfred Jeanroy*, délégué de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. 15 p. 4:o.

The Johns Hopkins Studies in Romance Literatures and Languages, Extra Volume XI: *D. S. Blondheim*, Les Gloses françaises dans les commentaires talmudiques de Raschi, II: Études lexicographiques. Paris, Société d'édition »Les Belles Lettres», 1937. 172 p. 8:o. Prix: doll. 2.50.

Junge Forschung. Untersuchungen zur Geistesgeschichte, hrsg. von *Otto Weise*, Heft I: *Otto Weise*, Gérard de Nerval. Romantik und Symbolismus. Halle, Akademischer Verlag, 1936. 144 S. 8:o. Preis: geh. RM. 4.80.

L. Karl, Jean Racine, eine psychologische Charakterstudie, mit einem Anhang über Universitätsgründungen und Erziehung des Jesuiterordens im Barockzeitalter. Mit sieben Abbildungen. Wien-Amsterdam-Leipzig, Franz Leo & Comp., 1937. 85 p. 8:o.

H. W. Klein und *L. Hutchison*, Fehlerhafte englische Einzelsätze zur Korrektur in praktischen Übungen. Heidelberg, Carl Winter, 1937. Preis: RM. 1.35.

Adolf Kolsen, Gedicht des Trobadors Bertran Carbonel. Firenze, Leo S. Olschki, 1936. 6 S. (Estratto dall' Archivum Romanicum, vol. XX, Nr. 3—4, 1936.)

Adolf Kolsen, Sirventes des Trobadors Bernart de Venzac. 7 S. Firenze, Leo S. Olschki, 1936. (Estratto dall' Archivum Romanicum, vol. XX, Nr. 3—4, 1936).

Gustav Krüger, Die wichtigsten sinnverwandten Wörter des Englischen. 6. Auflage. Berlin u. Bonn, F. Dümmler, 1937. Preis: RM. 1.—.

Krüger-Löpelmann, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. 7. Auflage. Berlin u. Bonn, F. Dümmler, 1937. Preis: RM. 1.—.

Gösta Langenfelt, Païens et héros dans le »Widsith». (Särtryck ur Årsbok 1935, Vetenskapssocieteten i Lund).

Grammaire Larousse du XX^e^ siècle, avec la collaboration de: *Félix Gaiffe*, *Ernest Maille*, *Ernest Breuil*, *Simone Jahan*, *Léon Wagner*, *Madeleine Marijon*. Paris, Librairie Larousse, 1936. 467 p. 8:o. Prix: 25 fr.

Leeds School of English Language, Texts and Monographs, II: *Alan S. C. Ross*, Studies in the Accidence of the Lindisfarne Gospels. Printed by Titus Wilson of Kendal . . . 1937. 179 p. 8:o.

Eugen Lerch, Eifersucht, eine sprachlich-kulturgeschichtliche Studie. Sprachkunde, 1937, Nr. 1 (März).

Eugen Lerch, Zur Stellung der substantivischen Objekte im Französischen. Sonderabdruck aus Romanische Forschungen, Band 51, Heft 1, 1937. Erlangen, Junge & Sohn. 6 S.

Kurt Lewent, Zu aprov. *anar*. Sonderabdruck aus Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Band 170 (1936), S. 91—99.

K. G. Ljunggren, Studier över verbalsammansättningen i

1500-talets svenska. Lunds Universitets Årsskrift, N.F. Avd. 1, Bd. 32, Nr 6. Lund, Gleerup; Leipzig, O. Harrassowitz, 1937.

Alf Lombard, Die Bedeutungsentwicklung zweier ibero-romanischer Verba [*amanecer*, *anochecer*]. Sonderabdruck aus Zeitschrift für romanische Philologie, LVI (1936), 5—6. Halle, Niemeyer.

Erhard Lommatzsch, Beiträge zur älteren italienischen Volksdichtung. I. 30 S. (Sonderabdruck aus Zeitschrift für rom. Philologie, LVII).

Literatur und Leben, 10. Band: *Georg Keferstein*, Parzifals ethischer Weg. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf., 1937. 106 S. 8:o. Preis: geh. RM. 3.60.

Lund Studies in English, V: *Urban Ohlander*, Studies on Coordinate Expressions in Middle English. Lund, 1936. 213 p. Price: Kr. 10.—.

Lunds Universitets Årsskrift, N.F., avd. 1, Bd. 32, Nr 3: *Ernst A. Kock*, Notationes norroenae. Anteckningar till Edda och Skaldediktning, 22. Lund, Gleerup, 1936.

Ludwig Lusner, L'Italia. Lehr- und Übungsbuch der italienischen Sprache für die Oberstufe der Gymnasien und Realgymnasien. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1936. V + 184 S. 8:o. Preis: geb. RM. 4.25.

Madrid. Cuadernos de la Casa de Cultura, 1—2. Valencia, Febrero 1937. Precio: 15 pesetas.

Hans Marchand, Zu den französischen Ordinalia. Sonderdruck aus Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, 1935, S. 93—102. Jena und Leipzig, W. Gronau.

Hans Marchand, Indefinite Pronoun »one». Publications de la Faculté de Lettres de l'Université d'Istanbul, II, p. 134—152.

Münchner romanistische Arbeiten, hrsg. von *F. Rauhut*, *H. Rheinfelder* und *K. Vossler*, 7: *K. v. Posadowsky-Wehner*, Jean Parmentier (1491—1529), Leben und Werk. München, M. Hueber, 1937. 102 S. 8:o.

Walter Naumann, Der Sprachgebrauch Mallarmé's. Marburg (Lahn), Buchdruckerei Hermann Bauer, 1936. 230 S. 8:o.

Neue deutsche Forschungen, Abteilung Englische Philologie: *H. Bock*, Staat und Gesellschaft bei Francis Bacon. Berlin, Junker und Dünnhaupt, 1937. 152 S. Preis: RM. 6.50.

Nordiska Texter och Undersökningar, utgivna av *Bengt Hesselman;* 9:. Ordgeografi och språkhistoria.

Bidrag från Nordiska seminariet vid Uppsala Universitet: *Valter Jansson*, Orden harv, härv; *D. O. Zetterholm*, Hå 'årfäste'; *Ragnar Jirlow*, Låset, regeln och nyckeln, I; *Fritz Andersson*, Låset, regeln och nyckeln, II: *Roland Liljefors*, Skåk 'skakel'; *Otto von Friesen*, En förbisedd germansk ordgrupp; *Bengt Hesselman*, Några nynordiska dialektformer och vikingatidens historia. Uppsala, 1936. 162 S. 8:o. Preis: Schw. Kr. 6.—.

Arnold Nordling, Runskriftens ursprung, en översikt. Särtryck ur Arkiv för nordisk filologi LIII. Lund, Håkan Ohlssons Boktr., 1937. 52 S.

Norsk Riksmåls-Ordbok, H. 21—22. Oslo, H. Aschehoug & Co, 1937.

Le Haut Livre du Graal Perlesvaus, edited by *William A. Nitze* and Collaborators. Volume II: Commentary and Notes. Chicago, Illinois, The University of Chicago Press, 1937.

Petrasovics-Nash-Fellner, Lehrgang der englischen Sprache für Handelsakademien, I. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A. G., 1937.

H. Pflaum, Die religiöse Disputation in der europäischen Dichtung des Mittelalters. Erste Studie. Der allegorische Streit zwischen Synagoge und Kirche. Firenze, Leo S. Olschki, 1935. 100 S. 4:o. Preis: 50 lire.

Publications de la Faculté des Lettres de l'Université d'Istanbul, II: Travaux du séminaire de philologie romane, 1. Istanbul, Devlet Basimevi, 1937.

Sextil Puşcariu, Études de linguistique roumaine, traduites du roumain à l'occasion du soixantième anniversaire de l'auteur, 4 janvier 1937. Cluj-Bucureşti, Imprimeria Naţională. 508 p. 8:o.

Edwin Roedder, Volkssprache und Wortschatz des Badischen Frankenlandes, dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz. New York, Modern Language Association of America, 1936. XXVI — 606 p. 8:o. Price: 22 sh. 6 d.

Gaston Richard, Regards sur la France contemporaine, I—II. Stockholm, Hugo Geber, 1934, 1936. 46 & 71 p. 8:o. Pris: Cour. 1.25 & 1.50.

Mario Roques, Recueil général des lexiques français du moyen âge (XII^e^ XV^e^ siècle). I. Lexiques alphabétiques, tome I^er^. Bibliothèque de l'École des Hautes Études, fasc. 264. Paris, Librairie ancienne Honoré Champion, 1936. XXIII + 522 p. 8:o.

Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hrsg. von *W. Meyer-Lübke*, IV. Reihe, 4: *Walter Gottschalk*, Die bildhaften Sprichwörter der Romanen, II.

Der Mensch im Sprichwort der romanischen Völker. Heidelberg, Carl Winter, 1936. VIII + 356 S. 8:o.

Walter W. Schirmer, Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Lief. 1—7. Halle (Saale), Niemeyer, 1937. Preis jeder Lieferung: RM. 2.—.

H. Schmidt & J. Tissèdre, Französische Unterrichtssprache. 5. Auflage. Berlin u. Bonn, F. Dümmler, 1937.

Schriften der Albertus-Universität, hrsg. vom Königsberger Universitätsbund, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 2: *Liselott Eckloff*, Bild und Wirklichkeit bei Thomas Carlyle. Eine Untersuchung des bildlichen Ausdrucks in Carlyles Sartor Resartus. Königsberg (Pr.) u. Berlin, Ost-Europa-Verlag, 1936. VIII —188 S. Preis: RM. 7.80.

Arnold Schröer, Englisches Handwörterbuch in genetischer Darstellung auf Grund der Etymologien und Bedeutungsentwicklungen, mit phonetischer Aussprachebezeichnung und Berücksichtigung des Amerikanischen und der Eigennamen, mitbearbeitet und hrsg. von *P. L. Jaeger*. 1—2. Heidelberg, Carl Winter. Preis: je Lief. RM. 2.25.

Alfred Schulze, Zum Aucassin. Sonderdruck. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LXI, S. 205—210. Jena u. Leipzig, W. Gronau, 1937.

Friedrich Schürr, Umlaut und Diphthongierung in der Romania. Mit einer Kartenbeilage. 41 S. (Sonderabdruck aus Romanische Forschungen, Band 50, Heft 3, 1936.)

Anton Sieberer, Katalonien gegen Kastilien. Zur innenpolitischen Problematik Spaniens. Wien, Saturn-Verlag, 1936. 311 S. 8:o.

Francesco di Silvestri-Falconieri, Finlandia, suomensi *O. J. Tuulio*. Eripainos Kalevalaseuran 17. vuosikirjasta, 1937.

Hans Spanke, La poésie lyrique des troubadours. Estratto da Studi Medievali, VIII (1935), p. 17—55.

—»—, Die handschriftlichen Breviere der öffentlichen Bibliotheken Frankreichs (Göttingische Gelehrte Anzeigen, ICC, Febr.—März 1937, S. 70—91.)

Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker, A. Anglistische Reihe, Band XXIV: *Hans Möllmer*, Konjunktionen und Modus im Temporalsatz des Altenglischen. Breslau, Priebatsch's Buchhandlung, 1937. 118 S. Preis: RM. 6.—.

Ivar v. Stapelmohr, Ludolfs von Sudheim Reise ins Heilige Land. Abhandlung. Lund, Håkan Ohlssons Buchdruckerei, 1937. 159 S. 8:o.

Joachim Storost, Karl Voretzsch Bibliographie, anlässlich seines 70. Geburtstages am 17. April 1937 bearbeitet. Halle (Saale), Niemeyer, 1937.

J. Straka, A propos de l'ancien français *delüer* (Revue de philologie moderne, Prague, juin 1937). 7 p. 8:o.

Archer Taylor, The Literary History of Meistergesang. New York, Modern Language Association of America; London, Oxford University Press, 1937. 134 p. Price: 9 sh. 8:o.

B. A. Terracini, Di che cosa fanno la storia gli storici del linguaggio? (Estratto dall' Archivio glottologico italiano, Vol. XXVII, fasc. II, 1935, p. 133—152, e XXVIII, fasc. I, 1936, p. 1—31). Torino, C. Chiantore.

Gunnar Tilander, Artisockenn, det äldsta danska belägget på namn för ärtskocka. Særtryk af Acta Philologica Scandinavica. København, Levin & Munksgaard, 1936. S. 91—96.

Gunnar Tilander, »Ayec». De la Revista de Filología Española, 1936, XXIII, p. 193—197.

Gunnar Tilander, Origen y evolución del verbo *esquilar*. Reprinted from Studia neophilologica, Vol. IX. Nos. 1—2, p. 48—65.

—»—, Palabras desconocidas en el aragonés medioeval. (Homenatge a Antoni Rubió i Lluch. Miscellània d'estudis literaris historics i lingüístics. Extret del volum I). Barcelona, 1936. 11 p.

Y. H. Toivonen, Pygmäen und Zugvögel. Commentationes Instituti Fenno-Ugrici »Suomen Suku», VI (Finnisch-Ugrische Forschungen, XXIV, S. 87—126, Helsinki, 1937).

R. Università di Roma. Inaugurazione dell' Istituto di filologia romanza (3—4 Giugno 1936): *Giulio Bertoni*, Il latino di Roma e le lingue romanze. *Alfred Jeanroy*, Les deux renaissances provençales.

Rimmon Versenius, Ystadiaden. Dikt i tolf sånger. Med företal och talrika noter. Utgiven av *Bertil Stenhös*. Ystad, Centraltryckeriet, 1936. 32 S. 12:o. Preis: Kr. 1:—.

Karl Voretzsch, Volkslieder aus der Provinz Sachsen, hrsg. mit Unterstützung des Deutschen Volksliederarchivs. Bilder von *Sigmund von Sallwürk*. Halle (Saale), Niemeyer, 1937. 96 S.

Walther von Wartburg, La posizione della lingua italiana nel mondo neolatino. Tre conferenze. Kaiser-Wilhelm-Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft. Bibliotheca Herziana in Rom. Veröffentlichungen der Abteilung für Kulturwissenschaft. Erste Reihe. Vorträge. Heft 2. Leipzig, Heinrich Keller, 1936. 13 S. u. 1 Karte.

B. H. J. Weerenbeck, Qu'est-ce qu'un gérondif? Mélanges de linguistique et de philologie offerts à Jacq. van Ginneken à l'occasion du soixantième anniversaire de sa naissance, p. 273—282. Paris, C. Klincksieck, 1937.

Max Weinreich, Le Yiddish comme objet de la linguistique générale. Communication au IV[e] Congrès International de Linguistes, à Copenhague, le 27 août 1936. Wilno, Institut Scientifique Juif, 1937.

Edith A. Wright, The Dissemination of the Liturgical Drama in France. Diss. Pennsylvania, Bryn Mawr, 1936. 201 p.

Yggdrasill, Bulletin mensuel de la poésie en France et à l'étranger, numéro 10 (25 février 1937). Paris, Librairie H.-P. Livet. P. 10—13, treize poèmes de Uuno Kailas, traduits par Osmo Mäkeläinen et Raymond Schwab, avec une notice biographique, d'après V. Tarkiainen, par O. Mäkeläinen.

Schriftenaustausch

Aevum, XI (1937), 3.

Annales Universitatis Turkuensis, B, XXI, 1936.

Annales de l'Université de Paris, XII (1937), 3—4, et Tables décennales (1[er] janvier 1926—1[er] janvier 1936).

Archivum Europae Centro-Orientalis, dirigé en collaboration avec un comité de rédaction par *M. E. Lukinich*, III (1937), 1—3.

H. Benary, Über die säkularisierende Wirkung der Kreuzzüge. Diss. Hamburg, 1937.

Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie, hrsg. von *Ernst Gamillscheg*, Band VI, 1: *Hans Schultz*, Das modale Satzgefüge im Altspanischen. VII—50 S. Preis: RM. 3.50. 2: *Anneliese Cronenberg*, Die Bezeichnung des Schlehdorns im Galloromanischen. Mit einer Karte. Jena u. Leipzig, W. Gronau, 1937. 98 S.

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, VII[e] Reeks Deel VIII, Afl. 3—4. 1937.

Boletim de Filología, IV (1937), 3—4.

Bollettino della Società Filologica Friulana »Ce fastu?», XIII (1937), 1—4.

Butlletí de dialectología catalana, XXIII (1935).

Lothar Freund, Studien zur Bildgeschichte der Sybillen in der neueren Kunst. Diss. Hamburg, 1936.

Werner Hering, Die Mundart von Bozel. Diss. Leipzig, 1936.

Margret Hillman, Deutsches Geistesleben in der norwegischen Presse (1800—1860). Diss. Leipzig, 1936.

Illinois Studies in Language and Literature, XX (1937), 1—2: *A. Diller*, Race Mixture among the Greeks before Alexander. Price: $ 2.50.

Investigaciones Lingüisticas, IV (1937), 1—2.

Jiwobleter, XI (1937), 5.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXVI (1937), 2.

H. Kind, Das Kind in der Ideologie und der Dichtung der deutschen Romantik. Diss. Leipzig, 1936.

W. Kretschmann, Die Kausalsätze und Kausalkonjunktionen in der altspanischen Literatursprache. Diss. Hamburg, 1936.

Margot Kuttner, Die Gestaltung des Individualitätsproblems bei E. T. A. Hoffmann. Diss. Hamburg, 1936.

Les Langues modernes, XXXV (1937), 5—7.

Vom Leben und Wirken der Romanen, Übersetzungen, hrsg. von *Ernst Gamillscheg*, 1: *Mihail Eminescu*, Gedichte, übersetzt von *Konrad Richter*. Jena u. Leipzig, W. Gronau, 1937. 167 S. 8:o.

G. Lemcke, Die Varusschlacht. Eine Quellenuntersuchung zum Bericht des Florus. Diss. Hamburg, 1936.

Leuvensche Bijdragen, XXVIII (1936), 3—4 & Bijblad.

A língua portuguesa, V, 3—5.

Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, Deel 81, Serie A, N:o 3: *R. Van der Meulen*, Russich *na bekren'*, poolsch *na bakier*. 1936. — Deel 82, Serie B, N:o 3: *A. G. Van Hamel*, Ijslands Odinsgeloof. Amsterdam, 1936.

Edith Meister, Stilelemente und geschichtliche Grundlage der Klavierwerke Friedrich Chopins. Diss. Hamburg, 1936.

Th. Michaltscheff, Wandlungen und Widersprüche in der Philosophie Godwins. Diss. Hamburg, 1937.

Modern Language Notes, LII (1937), 3—6.

Moderna Språk, XXXXI (1937), 5—6.

H. A. Müller, Die Hauptvertreter des deutschen Geisteslebens von der Mitte des 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im Spiegel der schwedischen Presse. Diss. Leipzig, 1936.

Museum, XLIV (1937), 9—12.

Die neueren Sprachen, XLV (1935), 4, 6—8.

Nysvenska Studier, XVII (1937), 1—2.

A. Pantke, Gustave Flauberts Tentation de saint Antoine. Ein Vergleich der drei Fassungen. Diss. Leipzig, 1936.

C. H. Petersen, Das soziale Denken in England, 1830—1855. Ein Beitrag zur englischen Literaturwissenschaft. Diss. Hamburg, 1936.

Proceedings of the Leeds Philosophical and Literary Society, Literary & Historical Section, Vol. IV, Part IV (1937).

Publications of the Institute of French Studies, New York: *Blanche Hinman Dow*, The Varying Attitude toward Women in French Literature of the Fifteenth Century: The Opening Years. — *H. Ryland*, The Sources of the Play Cyrano de Bergerac. 1936.

Revista Critică, XI (1937), 2—3.

Revista de filología española, XXIII (1936), 3.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XVI (1937), 1—4.

Revue des revues littéraires et scientifiques hongroises de l'année 1935, éditée par l'Association nationale des sociétés et institutions scientifiques de Hongrie avec le concours du Centre d'études hongroises de Paris, I: Lettres. Sciences sociales. II. Sciences, sciences appliquées. Supplément à la Revue des études hongroises, 1936. Paris Librairie Ernest Leroux, 1937.

The Romanic Review, XXVII (1936), 3—4.

Romanische Forschungen, LI (1937), 1—2. — Inhalt: *H. Meier*, Personenhandlung u. Geschehen in Cervantes' Gitanilla; *H. Friedrich*, F. De Sanctis; *F. Schalk*, Die Humanismus- u. Renaissanceforschung in Frankreich; *H. Petriconi*, Spanisch-amerikanische Romane; *J. Abrahams*, Diderot, Französisch u. Deutsch; *W. Krauss*, Das neue Gongorabild; *E. Lerch*, Zur Stellung der substantivischen Objekte im Französischen. Besprechungen.

W. Sachs, Der typisch-puritanische Ideengehalt in Bunyans »Life and Death of Mr. Badman». Diss. Leipzig, 1936.

Slavia, XIV (1937), 3.

Speculum, a Journal of Mediaeval Studies, XII (1937), 1—3.

H. Striesow, Bodins Staatslehre. Eine Exegese. Diss. Hamburg, 1936.

Studia neophilologica, IX (1937), 1—3.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning,

Nr. 172: *A. Henrikes*, Det danske Skæbnedrama. — Nr. 173: *C. Høeg*, Nutidens Graekenland og Antikken. 1936. — Nr. 174: *N. Kaas Johansen*, Den dramatiske Teknik i Hans Sachs' Fastelavnsspil. København, Povl Branner, 1937.

Dymko Toscheff, Das bulgarische Bauerntum. Diss. Hamburg, 1934.

Hermann Ullmann, Die Conventions anglo-belges. Diss. Hamburg. 1934.

Universidad de Chile. Anales de la Facultad de Filosofía y Educación. Sección de Filología, I (1936), 2—3.

Universitatea din Iași. Buletinul Institutului de Filologie romînă »Alexandru Philippide». Director: *Iorgu Iordan*. Vol. II—III (1935—6).

Université d'Aix-Marseille. Guide de l'étudiant. Années scolaires 1935—1937.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. 18, No. 5, pp. 291—442: *Emil T. H. Bunje*, A Reinterpretation of the Expository Verses of the »Hildebrandslied». — No. 6, pp. 443—502: *Michele De Filippis*, Anecdotes in Manso's »Vita di Tasso» and their Sources. 1936.

University of Illinois Bulletin, XXXIII (1936), No. 43. Illinois Studies in Language and Litterature, XIX, 3—4: *W. G. Johnson*, James Thomson's Influence on Swedish Literature in the Eighteenth Century. Price: $ 2.50.

Uppsala Universitets Årsskrift 1936: 10. Uppsala, Almquist & Wiksell, 1936. 198 S. 8:o. Preis: Kr. 6.— . Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala förhandlingar, jan. 1934—dec. 1936.

Gustav Wahl, Fünf Jahre Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek, 1927—1932. Hamburg, 1936.

Volkstum und Kultur der Romanen, VIII (1935), 4; IX (1936), 1—2.

Hans-Heinrich Volquartz, Studien über Englische Volksetymologie. Diss. Hamburg, 1935.

Hans-Werner Wasmuth, Slang bei Sinclair Lewis. Diss. Hamburg, 1935.

Werken uitgegeven door het Historisch Genootschap (gevestigd te Utrecht), LXIII—LXIV. 1934–1936.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LIX (1935), 3—8; LX (1936), 1–8; LXI (1937), 1—4.

Zeitschrift für Mundartforschung, Beiheft 15: Mitteldeutsche Studien. Arbeiten aus dem germanischen Seminar der Universität Leipzig unter Leitung von *Theodor Frings*, Heft 11: *L. E. Schmitt*, Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser Karls IV. (1346—1378). Halle, Niemeyer, 1936. XVI — 226 S. 8:o mit einer Karte. Preis: geh. RM. 11.—.

Zeitschrift für neusprachlichen Unterricht, XXXIV (1935), 5—6; XXXV (1936), 1—6; XXXVI (1937), 1—4.

Mitteilungen

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: *A. Långfors*, Weltliche Motive in der geistlichen Dichtung des mittelalterlichen Frankreich, in Mitteilungen Universitätsbund Marburg, 1937, Heft 2, S. 23—35. *Ders.*, Le français dans les relations internationales, in Actes du deuxième congrès interbaltique de coopération intellectuelle (Tartu, 1937), S. 111—123.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXXVII (1936), bespr. von Mario Roques in Romania, LXIII (1937), S. 421. — *Ilmari Lahti*, La métathèse de l'*r* dans les idiomes romans, bespr. von P. Fouché in Le français moderne, IV, 1. — *Emil Öhmann*, Simon Roths Fremdwörterbuch (in Mémoires, XI), bespr. von W. Kurrelmeyer in Modern Language Notes, LII (1937), S. 372—4. — *O. Reuter*, On Continuative relative Clauses in English, bespr. von G. Linke in Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXI (1937), S. 257—8.

Zur Geschichte des französischen Einflusses auf die deutsche Sprache

II[1]

Über einige frz. Suffixe im Deutschen

-är

Schon ein flüchtiger Blick auf die heute in der deutschen Sprache vorkommenden Wörter auf *-är*, und zwar sowohl Substantive als auch Adjektive, lässt erkennen, dass den modernen Formen auf *-är* nicht selten ältere auf *-ar* entsprechen, das heisst mit anderen Worten, dass das latein. Suffix *-ar* öfters durch das frz. Suffix *-är* verdrängt wird.[2] Eine eingehendere Beobachtung dieses Prozesses lässt einige allgemeine Züge mehr oder weniger deutlich hervortreten.

Bereits in mhd. Zeit, und zwar besonders im späteren Mhd. etwa um die Wende des 14. und 15. Jh., begegnen Formen wie *secretari* (< lat. *secretarius*), *kommissari* (< lat. *commissarius*), *contrari* (< lat. *contrarius*), *notari* (< lat. *notarius*), *vicari* (< lat. *vicarius*), die auch im Frühnhd. und sogar darüber hinaus gebraucht werden. Besonders in einigen Mundarten leben derartige Formen fort, noch lange nachdem sie aus der Schriftsprache geschwunden sind. Neben diesen Bildungen mit Abfall der Endung *-us* – dieser Vorgang lässt sich ja auch bei latein. Entlehnungen auf *-ium* beobachten (z. B. dtsch. *dormitori* mlat. *dormitorium*) — wurden und werden in Deutschland auch ungekürzte latein. Formen wie *notarius*

[1] S. Neuphilologische Mitteilungen, XXXVIII (1937), S. 70.

[2] Derartige Beobachtungen über Suffixtausch und Verwandtes finden sich u. a. bei Seiler (Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes III, 1 [1910] S. 67 ff. besonders über Latinisierung französischer Suffixe) und neuerdings bei Christen Møller (Traek af de romanske Sprogs Indflydelse paa Nygermansk [Diss. Kopenhagen 1927] S. 78 ff. über Französierung lateinischer Suffixe); vgl. auch Behaghel, Gesch. d. d. Sprache[4] S. 77.

gebraucht, die natürlich um eine Stufe fremder empfunden werden. Allmählich verlieren dann diese Wörter auf *-ari* besonders in der dtsch. Schriftsprache ihr auslautendes *-i*; so ist z. B. die Form *vicar* schon im 15. Jh. durchaus geläufig, wenn auch *vicari* zu dieser Zeit noch häufiger gewesen sein mag, und in ähnlicher Weise weicht *notari* vor *notar*. Auch lat. Bildungen auf *-aris* erscheinen im Deutschen mit *-ar*; z. B. *polar* < lat. *polaris*.

Neben diese im Laufe des Frühnhd. zur Normalform emporsteigende Form *-ar* tritt dann die französierende Form *-är*, die durch den starken frz. Einfluss der Alamodezeit hervorgerufen wird und seit dem 17. Jh. sich im Deutschen einzubürgern beginnt. Die älteste Schicht der frz. Wörter auf *-aire*, die die deutsche Endung *-är* entstehen lässt, zeigt noch in Anlehnung an die frz. Orthographie im Deutschen die Endung in der Form *-air(e)*, die auch im 18. Jh. noch lange gilt. So heisst es z. B. *commissionair* 'Geschäftsvermittler' um 1650, *sekretair* Ende des 17. Jh., *contrair* etwa 17./18. Jh. (nach Klara Hechtenberg, Fremdwb. d. 17. Jh.). Auch direkter Übergang von *-ari* > *-air(e)* kommt vor; so heisst es z. B. (nach Schulz-Basler) im 16.–18. Jh. *ordinari* (< lat. *ordinarius*), das seit Ende des 17. Jh. vor der frz. Form *ordinaire* zu weichen beginnt. — Im Laufe des 19. Jh. gewinnt dann die bereits im 18. Jh. vorkommende Schreibweise *-är* andauernd an Boden, um dann ihrerseits zur herrschenden Norm zu werden. Das *ä* dieser Endung ist als die Wiedergabe des offenen frz. *e*-Lautes aufzufassen, mag auch das *a* der frz. und latein. Endung zur Wahl des Zeichens *ä* beigetragen haben.

Der Kampf zwischen der latein. Endung *-ar* und der frz. *-är* hat seit der Einbürgerung der letztgenannten gedauert, und bis zum heutigen Tage gibt es Fälle, in denen er noch nicht seine endgültige Entscheidung gefunden hat. Verschiedene Ursachen haben bei der Verteilung der Endungen eine Rolle gespielt. Dass die Analogie dabei ihren Einfluss geltend gemacht hat, brauche ich kaum hervorzuheben. Die Zeit der Entlehnung ist selbstredend von grosser Bedeutung, da ja,

wie bereits angedeutet, die in der Alamodezeit aufgenommenen Wörter von unserem Typus die Endung *-är* bzw. *-air* von Anfang an stark bevorzugen; auch in vielen älteren Entlehnungen weicht gerade in dieser Periode ursprüngliches *-ar* vor neuem modischem *-är* bzw. *-air*.

Auch die Begriffssphäre ist bei der Entscheidung für *-är* oder *-ar* bedeutsam: viele rein gelehrte Wörter, so auch viele kirchliche, die aus dem Latein stammen, haben den französierenden Tendenzen zu widerstehen vermocht und ihr ursprüngliches *-ar* beibehalten, während die sozusagen mondänen Wörter sowie manche aus dem Bereich des staatlichen Lebens nicht selten die frz. Form des Suffixes bevorzugen. Es sei hier nur erinnert an Fälle wie *Bibliothekar*, *Mandatar*, *Notar*, *Präbendar*, *Scholar*, *Vicar*, *perpendicular*, *polar* (aber *imaginär*, *regulär*, *irregulär* auch in der Sprache der Mathematik; vgl. z. B. Schirmer, Der Wortschatz der Mathematik [1912] S. 34, 61). So ist es auch kein Zufall, dass z. B. die preussische Akademie der Wissenschaften immer noch *Sekretare* hat.

Ausser dem sozialen Milieu ist auch der geographische Faktor zu berücksichtigen. Er macht sich natürlich besonders stark in der mundartlichen Rede geltend, ist aber auch für die Umgangssprache und Schriftsprache nicht ohne Bedeutung. — Bereits bei J. Radlof (Trefflichkeiten der südteutschen Mundarten [1811] S. 31) finden wir die Behauptung, dass der Süden Deutschlands die Suffixform *-ar*, der Norden dagegen *-är* bevorzuge; als Beispiele für süddeutsche Formen nennt R. (S. 31 – 32) *Missionar*, *Referendar*, *Militar*, *ordinar*, *perpendikular*, *popular*, *regular*, *militarisch*, während nach den Worten R.s im Norden die Rheinländer und Niedersachsen sowie einige Franken gern *Notär*, *Kommissär*, *Bibliothekär* sagen. Zwar ist das von Radlof herangezogene Material etwas ungleichwertig, wie auch seine geographische Gebietsbestimmung sowohl vage als auch unvollständig ist. Tatsache bleibt aber, dass er einen prinzipiell wichtigen Umstand erkannt hat: dass bei der Verteilung der Endungen *-ar* und *-är* auch das geographische Moment mitzureden hat. Was Radlof mit den Niedersachsen

hier meint, ist nicht klar. Falls er an die von Berlin beeinflusste norddeutsche Umgangssprache gedacht hat, so können wir die von ihm behauptete Vorliebe für die frz. Endung verstehen. Denn in Berlin war ja seit den 80er Jahren des 17. Jh. eine starke frz. Kolonie vorhanden, die beinahe zwei Jahrhunderte einen bedeutenden Einfluss ausübte und auch sprachlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung war (vgl. A. Lasch, Berlinisch S. 92 ff.). In bezug auf die rheinländischen Mundarten wird die Behauptung Radlofs durch die noch heute hier bestehende Vorliebe für *-är* bestätigt. Übersehen hat Radlof nur, dass nicht nur im Norden, sondern auch südlicher im Westen *-är* in gewissen Fällen, die sonst *-ar* aufweisen, bevorzugt wird, was natürlich mit der Nähe der frz. Sprachgrenze zusammenhängt.

Z. B. für die rheinhess. Mundart bezeugt M. Martin (Die französischen Wörter im Rheinhessischen [Diss. Giessen 1914] S. 35 und 41) Formen wie *kommissär*, *kommissionär*, *notär*. In der Forbacher Mundart in Lothringen (unweit Saarbrücken) gelten *notaire*, *pensionaire* in frz. Lautgestalt (vgl. M. Besler, Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile [Programm Forbach 1901] S. 16 und 21). In den elsässischen Mundarten haben wir nebeneinander die alte Form *kummisari* und die neue aus dem Frz. stammende *kummisär*, aber z. B. nur *kummisionär* (vgl. Martin-Lienhart, Wb. d. elsäss. Mundarten I 442), dagegen aber nur *notari* (*notarius*) (Martin-Lienhart I 795). Im Schweizerd. haben wir *kumissär* neben *kumis(s)ari*, *kumisäri* (Schweiz. Idiot. III 294). Im Schwäb. ebenfalls *kommissär*, altmod. *-äre*, *-ari* (Fischer IV 594), aber *notar* (Fischer IV 2064). Auch das Bair., das nach Schmeller (I 121) die Endung *-ari* lebendig erhalten hat, kennt *Kommissär* neben *kommissari* (Schmeller I 1246).

Die alten Formen auf *-ari* sind somit in den Mundarten noch teilweise erhalten. Andrerseits ist zu bemerken, dass gewisse Bildungen auf *-är* auch im Osten begegnen. Oft wird es sich in derartigen Fällen um soziale Unterschiede handeln, indem das von den modischen Strömungen weniger berührte

Volk an der alten Endung festhält, während die diesen mehr zugängliche Bevölkerungsschicht die Form auf *-är* bevorzugt. Im Westen dagegen dringt der intensive und ununterbrochene frz. Einfluss in alle Schichten ein.

Es war meine Absicht, nur die allgemeinen Züge der Geschichte unseres Suffixes zu skizzieren. Natürlich hat jeder Fall seine eigene Geschichte. Ohne hier auf Einzelheiten näher einzugehen, bemerke ich nur, dass ausser den Fremdwörterbüchern und Texten auch die älteren nhd. Grammatiker diesbezügliches Material liefern.[1] Nach dem bereits angeführten darf man sich nicht wundern, auf Angaben zu stossen, die einander zu widersprechen scheinen, denn je nach Zeit und Ort können die Aussagen divergieren. Dazu kommt noch, dass auch sonst verschiedenartige sich kreuzende und sogar einander entgegengesetzte Einflüsse sich geltend machen können.

Obgleich das Vordringen der Form *-är* auf Kosten von *-ar* das gewöhnliche ist, lässt sich auch der entgegengesetzte Vorgang beobachten. Z. B. begegnet bereits Ende des 17. Jh. die Form *emissaire* (Klara Hechtenberg, Fremdwörterbuch), die auch Campe (Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke [1801] S. 328; so auch in der 2. Aufl. vom Jahre 1813) bietet, aber Adelung (Umst. Lehrgeb. I [1782] S. 189) erwähnt die Form *Emissar*, und das Fremdwb. von Heyse-Böttger (1908) bucht

[1] So erwähnt z. B. Adelung, Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache (I [1782] S. 189) mehrere Bildungen auf *-ar* wie *Antiquar*, *Commissar*, *Emissar*, *Missionar*, *Secretar*, *Notar* (anstatt dessen er *Notarius* empfiehlt), bemerkt aber, dass *Secretär* häufiger als *Secretar* sei, und erwähnt an sonstigen französierenden Formen noch *Commissionär*, *Missionär* mit dem Zusatz »u. s. f.« Und Wezel, Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen (1781) empfiehlt (S. 162 f.), diejenigen Fremdwörter, die sowohl im Latein als auch im Frz. existieren, ins Deutsche in der latein. Form zu entlehnen und somit lieber *Kommissar* und *Kommissionar* als *Kommissär* und *Kommissionär* zu gebrauchen.

sowohl *Emissar* als auch *Emissär*. Bei Campe (1801) finden wir z. B. die frz. Form *revolutionair* (< frz. *révolutionnaire*), während Peregrinus Syntax (d. h. Hempel) in seinem Reimlexikon (1826) neben der frz. Form *revolutionär* (I, 105) auch die latinisierte *revolutionar* (I, 328) anführt. Und von dem aus dem Frz. stammenden *Kommissionär*, das um 1650 in der Form *commissionair* begegnet, kommt 1676 (bei J. Savary, Le parfait Negociant · Der vollkommene Kauff- und Handels-Mann [zitiert nach A. Schirmer, Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache]) die latinisierte Pluralbildung *Commissionarien* vor.

Auch die geographische Verteilung der Formen *-ar* und *-är* fügt sich nicht immer in das gewöhnliche Schema; z. B. entspricht der gewöhnlichen deutschen Form *Missionar* gerade im Österreichischen *Missionär* (vgl. Weigand, D. Wb. s. v.).

Die Entwicklung des Suffixes verläuft zwar bei den Substantiven und Adjektiven in der Hauptsache parallel, schlägt aber trotzdem gelegentlich auch verschiedene Wege ein. So bevorzugen die Adjektive, die von Adjektiven oder Substantiven auf *-air* bzw. *-är* mit dem Suffix *-isch* abgeleitet sind, gewöhnlich die latein. Spielart *ar*, wie z. B. *solidär* (Hempel), aber *solidarisch*, *prekär* bzw. *precair* (so Campe), aber *precarisch* (Ende 18. Jh.).[1] · Wenn das ältere *familiar*, das im 16. 17. Jh. aus dem lat. *familiaris* aufgenommen wurde (Schulz-Basler; Weigand, D. Wb.), etwa seit Ende des 17. Jh. vor *familiair*, später *familiär* zu weichen beginnt, so handelt es sich hier nicht um Verdrängung durch die entsprechende Form des Wortes im Frz.; hier lautet nämlich dieses gelehrte Wort seit dem Afrz. *famelier*, *familier*, und die deutsche Form beruht somit auf Verallgemeinerung des deutschen Suffixes *-air*; dazu hat viel-

[1] Das von Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes III (1910) S. 70 als Latinisierung von frz. *culinaire* aufgefasste deutsche *kulinarisch* ist (mit Schulz-Basler) auf lat. *culinarius* zurückzuführen. Nicht selten bleiben verschiedene Erklärungsmöglichkeiten offen.

leicht die damals geltende frz. Aussprache mit tönendem *-r* bei den Adjektiven auf *-ier* beigetragen.

-ös

Eine ähnliche Entwicklungslinie zeigen auch einige andere Suffixe. So kommt es ebenfalls nicht selten vor, dass ursprüngliches *-os* aus lat. *-osus* vor *-ös* weicht, das auf der frz. Form des Suffixes beruht. Die französierende Endung dringt seit dem 17. Jh., und zwar zunächst *-eus* geschrieben, vor. Als Beispiel sei z. B. *religiös* erwähnt, das im 16. Jh. in der lat. Form *religios* (< lat. *religiosus*) begegnet, aber z. B. bei Goethe sowohl in der lat. als auch in der frz. Lautgestalt erscheint. Die lat. Form *nervos*, seit Mitte des 17. Jh. aus lat. *nervosus* entlehnt, weicht seit Mitte des 18. Jh. vor französierendem *nerveus, nervös* (Schulz-Basler). Und die gegen Ende des 17. Jh. aus dem lat. *luxuriosus* entlehnte deutsche Form *luxurios* weicht schon seit Anfang des folgenden Jahrhunderts vor französierendem *luxurieus, luxuriös* (Schulz-Basler).

Die deutschen Formen *religieus, nerveus* usw. entsprechen nun weder der orthographischen noch der lautlichen Form des Französischen zur Zeit der Aufnahme. Im Frz. dringt bekanntlich schon seit dem 13. Jh. *-x* für auslautendes *-us* vor, später *-ux* für *-us*, und zur Zeit der Übernahme wurde natürlich im Frz. *religieux* buchstabiert. Diese Schreibform war gerade in bezug auf die Endung *-x* dem Deutschen durchaus fremd, und so lag es nahe, dass man hier dieses *-x* vermeiden wollte. Nur verhältnismässig selten begegnen im Deutschen frz. Formen mit erhaltenem *-eux*; z. B. *capricieux* 1688 (Schulz-Basler). Dass der Deutsche bei dem Ausweichen vor *-x* zu *s* griff, hat seine Gründe. Die frz. Aussprache war es nicht, denn vor konsonantischem Anlaut und vor Pause war das auslautende frz. *-x* bzw. *-s* schon längst verstummt, und nicht einmal dem gelehrten Einfluss, der im Frz. während des 17. Jh. manche bereits verstummte auslautende Konsonanten restituiert hat, ist es gelungen, das aus-

lautende *-x*, *-s* wieder ins Leben zu rufen.[1] Auch dürfen wir nicht etwa annehmen, dass die in älterer Zeit belegten spärlichen frz. Entlehnungen mit dieser Endung, die im Mhd. die Lautgestalt *-ôs* und *-ûs* aufweisen[2], zur Erhaltung des *-s* beigetragen hätten. Im Deutschen hat zur Schreibung mit *-s* ebenso wie zur Aussprache mit *-s* die frz. Femininform (in diesem Falle also *religieuse*) mit geschriebenem und gesprochenem *s* beigetragen, schon weil dem Deutschen ein Wechsel zwischen stummem bzw. fehlendem auslautendem Konsonanten im Maskulinum und tönendem *s* im Femininum völlig fremd war. Dann aber hat auch die lat. Form des Suffixes, *-os*, die zur Zeit des Eindringens der französierenden Endung dem Deutschen recht geläufig war, sicherlich mitgewirkt. Die Orthographie *eu* für *ö* hat im Deutschen wegen ihrer Fremdartigkeit nie recht Fuss fassen können, sondern wird ziemlich rasch durch *ö* ersetzt, obgleich vereinzelte Fälle mit *eu* sogar noch in moderner Zeit begegnen.

Auch hier können wir verschiedene Sonderentwicklungen beobachten. Latinisierungen ursprünglich französischer Formen sind keine Seltenheit.[3] Anstatt des im 17. Jh. aus frz. *odieux* entlehnten deutschen *odieus*, *odiös* wird im 19. Jh. gelegentlich die Form *odios* gebraucht, die wahrscheinlich in Anlehnung an lat. *odiosus* entstanden ist (Schulz-Basler). Das Wort *famos* (< lat. *famosus*), etwa um 1830 als studentisches Modewort in Schwang gebracht, hat sich zwar bis heutzutage vollständig lebendig erhalten, obgleich es schon etwa seit der genannten Zeit neben sich die frz. Form *famös* hat (Schulz-Basler). Eine Bedeutungs-

[1] Vgl. z. B. Brunot, Histoire de la langue française 4, 1, 212.

[2] Vgl. Th. Maxeiner, Beiträge zur Geschichte der französischen Wörter im Mittelhochdeutschen (Diss. Marburg 1897) S. 75 ff.

[3] Freilich sollte man bei den wie Latinisierungen aussehenden Fällen auch die Möglichkeit italienischen Einflusses im Auge behalten. So möchte ich z. B. das frühnhd. *capriccios*, das Seiler III, 1, 73 als eine Latinisierung aus *capricieus*, *capriciös* erklärt, für eine ital. Form halten wegen des *cc*. Bekanntlich stammt das frz. Wort selbst aus dem Italienischen, oder es ist in Anlehnung an ital. *capriccioso* im 16. Jh. gebildet worden.

spezialisierung oder wenigstens Ansätze dazu lassen sich m. E. in bezug auf diese Formen beobachten: *famos* scheint vorwiegend in der Bedeutung 'prächtig, tüchtig' gebraucht zu werden, während *famös*, soweit überhaupt noch lebendig, wohl hauptsächlich für 'bekannt, berüchtigt' gilt. Und, um noch ein Beispiel zu nennen, *malicieus*, *maliziös*, das gegen Ende des 17. Jh. aus dem Frz. aufgenommen wurde, zeigt schon im Anfang des 18. Jh. die lat. Form *malitios*, die sich aber nicht auf die Dauer halten konnte. Als eine Kreuzung zwischen der frz. und lat. Form ist die Schreibung *malitiös* aufzufassen (Schulz-Basler).

-eur

Nach der Bemerkung Radlofs (S. 32) bestehen auch in bezug auf die Endungen *-or* und *-eur* örtliche Verschiedenheiten: die Rheinländer, die Niedersachsen und einige Franken sollen zu den frz. Formen wie *destilletör*, *konduktör* neigen, anstatt dessen Radlof die lat. *destillator*, *konduktor* empfiehlt. In diesen beiden Fällen hat freilich die spätere Entwicklung dem Grammatiker nicht Recht gegeben, aber auch in dieser seiner Bemerkung steckt eine Wahrheit. In westdeutschen Grenzmundarten kann man tatsächlich solchen Bildungen auf *-eur* begegnen, denen Formen auf *-or* in der Schriftsprache und in den anderen Mundarten begegnen; freilich geht das lat. *-or* wegen seiner Unbetontheit meistens in den Mundarten in *-ər* über (z. B. *Doktər*). Als Beispiele nenne ich nur (nach Besler) aus der Forbacher Mundart frz. Bildungen wie *directeur*, *facteur* (S. 15), *percepteur* (S. 16).

Diese frz. Endung hat sich nicht besonders tief im Deutschen eingebürgert, wie schon ihre gewöhnliche fremdartige Schreibung andeutet. Sie wird vorzugsweise in seit der Alamodezeit aus dem Frz. stammenden, aber auch in späteren Entlehnungen gebraucht (*Friseur*, *Chauffeur*, *Kommandeur*) und hat keine ausgesprochene Neigung, das lat. *-or* zu verdrängen. Gelegentlich stehen Doppelformen nebeneinander, wobei sich Bedeutungsdifferenzierung ergeben kann; z. B. *Inspektor* (Schul-

wesen), auch *Bauinspektor*, *Gutsinspektor* usw., aber *Inspekteur* (Heeressprache).

Dass in den dtsch. Substantiven auf *-eur* das *-r* sich erhalten hat, war a priori zu erwarten, und zwar nicht nur wegen der häufigen und allgemein gebrauchten lat. Bildungen auf *-or*, sondern auch weil im Frz. das *-r* in diesen Wörtern etwa nach 1660 restituiert wurde (vgl. z. B. Brunot, Histoire de la langue française 4, 1, 211). Die mhd. Formen auf *-ûr* von frz. Fremdwörtern liegen zeitlich allzuweit zurück, um als mitwirkender Faktor bei der Erhaltung des *-r* in Frage zu kommen.

-ell

Das Vordringen dieser frz. Endung seit dem Anfang des 18. Jh. auf Kosten des lat. *-al* (auch gelehrtes frz. *-al* kommt als Quelle in Frage) ist recht eingehend von Seiler (III, 1, 74 ff.) behandelt worden, der dabei auf die bekanntlich nicht seltenen Doppelformen mit Bedeutungsdifferenzierung sein Augenmerk richtet (z. B. *original* – *originell*; vgl. auch frz. *original* — *originel*). Die frz. Form des Suffixes kann auch in solchen Wörtern sich verallgemeinern, deren frz. Entsprechungen *-al* haben (so verdrängt z. B. *speziell* im Deutschen das ältere *special* (< lat. *specialis*), obgleich es im Frz. *spécial* heisst).

-ieren

Auffallend ist der Diphthong in der Tonsilbe dieses frz. Lehnsuffixes, das seit dem 12. Jh. sich im Deutschen einzubürgern beginnt.

Im Afrz. sind bekanntlich die Verba auf *-er*, unter denen diejenigen auf *-ier* eine Sondergruppe bilden, am stärksten vertreten; nach ihnen kommen die Verba auf *-ir*. Die Sondergruppe der Verba auf *-ier* ist keineswegs so stark und bedeutsam, dass sie die von Anfang an im Mhd. herrschende Form *-ieren* befriedigend erklären könnte. Im Vorbeigehen sei hier nur daran erinnert, dass im Mndl. *-ieren* und *-eren* nebeneinan-

der hergehen, was teilweise auch im angrenzenden Md. der Fall ist, während die mndd. Normalform *-eren* lautet. Als die im Md. herrschende Form ist *-ieren* zu betrachten; das *ie* wird der hier geltenden Lautentwicklung entsprechend zu langem *i* monophthongiert, was nicht selten auch in der Orthographie zum Ausdruck kommt in der Suffixform *-iren*. Im Obd. kommt *-iren* nur vereinzelt vor und auch im Mndl. ist es selten.

Da bekanntlich viele frz. Wörter im Mhd. ein ostfrz. Gepräge tragen, ist es wichtig festzustellen, inwieweit die ostfrz. Mundarten das annähernde Alleinherrschen der Endung *-ieren* im Mhd. verursachen konnten. Das Ostfrz. bietet anstatt der gemeinfrz. Infinitivendung *-er* (< lat. *-are*) an der ganzen deutschen Sprachgrenze vom Wallon. bis zum Lothring. häufig *-eir*[1] (vgl. Zemlin, Der Nachlaut *i* in den Dialecten Nord- und Ostfrankreichs |Diss. Halle 1881| S. 7 ff.). Die gemeinfrz. Endung *-ier* scheint hauptsächlich im Lothring. die Gestalt *-ieir* aufzuweisen (Zemlin S. 10). Gelegentlich begegnet auch *-ir*. In den ostfrz. mundartlichen Verhältnissen dürfen wir somit nicht den ausschlaggebenden Grund suchen, wenn die Endung *-ier* hier auch in gewissen Mundarten gelegentlich etwas über ihren ursprünglichen Bereich hinausgegriffen hat[2].

Bedeutsam wird aber der Einfluss des frz. Nominalsuffixes *-ier* gewesen sein, und zwar besonders der Nomina agentis auf *-ier*. Irrelevant ist es dabei, ob im Mhd. Nomina agentis auf *-ier* schon vor dem Auftreten der Verba auf *-ieren* zu belegen sind. Tatsache ist, dass schon im 12. Jh. begegnen z. B. *soldier* bei Hartman von Aue, *schevalier* in Eilhart B und weiter *banier*, *panzier*, *zimier*, die aber keine Nomina agentis sind; im 13. Jh. sind solche öfters belegt, z. B. *baltenier*, *kurrier*, *parâtier(r)e*, *patelierre*, *floitier(re)*, dazu noch die Personenbezeich-

[1] Diese Form kommt denn auch bei Gottfrid von Strassburg in der eingedeutschten Form *ameiren* 'lieben' sowie in einer frz. Floskel in der substantivierten Infinitivform *l'ameir* 'das Lieben' vor.

[2] Vgl. z. B. Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen I § 261 und II § 118.

nungen *astronomierre*, *baschelier*, *forestier*. Die Hauptsache ist m. E., dass den französischkundigen Kreisen, die die Bildungen auf *-ieren* ins Mhd. einführten, die geläufige frz. Endung *-ier* (< lat. *-arius*) bekannt war und dass dieses häufig zur Bildung von Nomina agentis gebrauchte Suffix bei dem entlehnenden Deutschen sich leicht mit dem aus dem Frz. entlehnten Verbalsuffix assoziieren konnte. Und gerade dieser Einfluss wird bei der Verallgemeinerung der frz. Verbalendung *-ier* im Deutschen eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben. Das Nominalsuffix *-ier* tritt auch im Ostfrz. gewöhnlich in dieser Form auf, neben der besonders im Lothring. auch *-ieir* vorkommt. Auch die Form *-ir* begegnet gelegentlich.

-tät

Diesem Suffix hat J. Holmberg neuerdings einen ausführlichen Aufsatz (PBB 61 [1937] S. 116 ff.) gewidmet. Ich freue mich, dass Holmberg der von mir (Neuphilol. Mitteilungen 24 [1923] S. 157 ff.) verfochtenen Ansicht zustimmt, nach der der Übergang der älteren Form des aus dem Frz. stammenden Suffixes *-tet* in die jüngere *-tât*, *-taet*, *-tät* durch den Einfluss der lat. Form *-tatem* > mhd. *-tât* zu erklären ist. Ebenso stimmen wir überein in der Abweisung der von Kassewitz (Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen [Diss. Strassburg 1890] S. 61) vertretenen Auffassung, das deutsche Suffix stamme aus dem Pikardischen[1]. Meine Annahme, dass das auslautende *-t* in der Endung *-tet* auf dem Einfluss des lat. *-tat* beruhe, hält Holmberg dagegen für überflüssig; selbst

[1] Kassewitz ist hier, wie Holmberg mit Recht hervorhebt, in seiner Darstellung reichlich vage. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, dass Kassewitz, wie Holmberg glaubt, zu seiner pikardischen Heimatbestimmung aus der Erwägung heraus gelangt sei, dass im Altpikard. *ei* < freiem lat. *a* seltener ist als im Wallon. Auch sonst ist Kassewitz sehr schnell mit dem Pikard. zur Hand (S. 56 § 83: *samelieren* soll wegen des fehlenden *-b-* zwischen *m* und *l* aus dem Pikard. stammen; vgl. wegen dieser Erscheinung Verf., Studien über die frz. Worte im Mhd. (Diss. Helsinki 1918) S. 54).

ist Holmberg geneigt, in dem deutschen Suffix *-tet* eine organische afrz., näher bestimmt wallon. Form zu erblicken.

Holmberg nimmt in einer eingehenden und wertvollen Untersuchung die Frage nach der Erhaltung des frz. *-t* unter die Lupe, und m. E. ist es ihm tatsächlich gelungen zu zeigen, dass im Wallon. auslautendes *-t* sich teilweise bedeutend länger erhalten hat, als z. B. Cloetta und Wilmotte nachzuweisen versucht haben, und ich glaube, dass nicht einmal der Hinweis auf die Latinisierungsbestrebungen im Afrz. das von Holmberg gewonnene Resultat gefährdet. Somit hat Holmberg auch m. E. sein Ziel erreicht, indem es ihm gelungen ist nachzuweisen, dass die M ö g l i c h k e i t besteht, in der älteren Form des deutschen Suffixes, *-tet* »eine frz. Lehnform organischen Ursprungs zu sehen» (S. 150).

Trotzdem möchte ich hier noch einige Schwierigkeiten unterstreichen, welche die Vorsicht in der Formulierung vollauf rechtfertigen, die Holmberg beobachtet.

Ein wichtiges Argument gegen die Erklärung des deutschen Suffixes *-tet* als eine Kontamination zwischen dem aus dem Lat. stammendem *-tât* und frz. *-té* erblickt Holmberg in der Tatsache, dass im Mhd. vor dem Aufkommen des Suffixes *-tet* nur *-tât*, aber kein *-té* belegt sei. Diese Deutung scheint mir nicht überzeugend. Freilich würden frühe Belege für *-té* im Deutschen ausserordentlich stark für die Kontaminationstheorie sprechen, aber ihr Fehlen braucht deswegen keineswegs ein Beweis gegen diese Theorie zu sein. Es lässt sich m. E. gut denken, dass die bereits eingebürgerte Suffixform *-tât* durch das frz. Suffix *-té* in ihrem Vokalismus beeinflusst worden wäre, obgleich dieses frz. Suffix im Deutschen nie Fuss gefasst hätte, sondern nur den französischkundigen Deutschen sozusagen potentiell gegenwärtig war. Auch könnte man annehmen, worauf Holmberg selbst (S. 119) hinweist, »dass Lehnwörter auf *-té* vor dem genannten Zeitpunkt wol gebräuchlich gewesen, aber in der Literatur nicht zum Vorschein gekommen wären».

Eine Schwierigkeit besteht bei der Annahme wallonischer

Provenienz des dtsch. Suffixes *-tet*, wie Holmberg selbst zugibt (S. 146), in der Tatsache, dass die Normalform des Suffixes im Wallon. *-teit* gelautet haben wird. Holmberg versucht diese Schwierigkeit zu beseitigen, indem er auf das Vorhandensein von Doppelformen auf *-tet* im Wallon. hinweist. Dass für ursprüngliches *ei* bei der Entlehnung im Deutschen *e* substituiert wurde, wie Holmberg denkt (S. 149), ist auch m. E. möglich. Die Tatsache an und für sich, dass wir im Wallon. *-teit* bzw. *-tẽit* und im Deutschen *-tet* haben, kann freilich nicht als Beweis dafür gelten, dass frz. *e*^{i} hier im Deutschen zu *e* wurde, da der deutsche Laut auch auf andere Weise erklärt werden kann (d. h. ohne die Annahme wallonischer Herkunft). Ich wäre aber sogar geneigt, ein Argument für die Möglichkeit der Substitutionsannahme geltend zu machen, das Holmberg selbst zu verschmähen scheint, und zwar die Lautverhältnisse der rheinischen Gegenden (»Man könnte sich versucht fühlen, das *e* der deutschen Form darauf zurückzuführen, dass mhd. *ei* in den rheinischen Gegenden[1], wo *-tet* zuerst aufzutreten scheint, von der Monophthongierung ergriffen war. Die früheren Lehnwörter auf *-tet* gehören indessen offenbar der Oberschicht an und sind nicht durch die Volkssprache, sondern auf dem Wege der culturellen Beziehungen ins Deutsche gelangt. Für die Substitution kommt hier deshalb weniger der mundartliche als der cultursprachliche Lautstand in Betracht»). Obwohl Holmberg mit vollem Recht die kultursprachliche Geltung des Suffixes *-tet* im Deutschen hervorhebt, halte ich es trotzdem für sehr wohl möglich, dass rheinische lautliche Eigentümlichkeiten die Entwicklung des frz. Lehnsuffixes beeinflussen konnten. Die von Holmberg

[1] Wie weit dieser Wandel sich ins Rheinfränkische erstreckte, wissen wir nicht genau. Z. B. die Wormser Geschäftssprache hat für ahd. *ai*, *ei* in betonter und nebentoniger Stellung sowohl *ei* als auch *e* (vgl. Johannes Hoffmann, Die Wormser Geschäftssprache [Diss. Berlin 1902] S. 13—14), und der Frankfurter Stadtdialekt bietet meistens *ei* aber auch *e* (vgl. PBB 4. S. 25—26). E. Ö.

angeführten ältesten Belege (Anf. des 14. Jh.) stammen aus dem Rheinfränk. (Worms und Frankfurt). Nun waren die rheinischen Gegenden, wie Holmberg (S. 149 Fussn. 1) erwähnt, von der Monophthongierung des mhd. *ei* ergriffen. Dazu kommt noch, was ich betonen möchte, dass im Westmd. altes *î* zu dieser Zeit noch nicht diphthongiert war. Das heisst mit anderen Worten, dass ein postuliertes wallon. *-teit* jedenfalls, vorsichtig gesagt, solche Gebiete zu durchwandern hatte, deren Mundart einen Diphthong *ei* teilweise gar nicht kannte. Dass unter solchen Umständen auch bei ausschliesslich kultursprachlichem Gebrauch im Suffix *-teit* der Diphthong *ei* durch ein *ē* substituiert werden konnte, scheint mir durchaus möglich. Nicht einmal die Möglichkeit möchte ich verneinen, dass frz. *ei* bzw. *e'* auch in solchen deutschen Mundarten, die selbst einen verwandten Diphthong hatten, gelegentlich durch *ē* substituiert werden konnte.

Ausserdem ist sicher auch mit dem Vorhandensein von Doppelformen auf *-tet* im Wallon. zu rechnen, die jedenfalls teilweise durch den zentralfranzösischen Einfluss zu erklären sind. Und da dieses Suffix (d. h. die frz. Wörter mit diesem Suffix) aus der kultursprachlichen frz. Schicht stammte, dürfen wir die Möglichkeit der wallon.-kultursprachlichen Ausgangsform *-tet*, vielleicht sogar *-té*, nicht aus dem Auge verlieren.

Dies führt uns allmählich zu der wichtigen Frage, inwieweit die Annahme mundartlich gefärbter Entlehnungen um diese Zeit berechtigt ist. Über die Etappen des Siegeszuges der frz. Reichssprache in den verschiedenen Gebieten herrscht ja bis zum heutigen Tage keine volle Klarheit. Holmberg hat entschieden Recht, wenn er (S. 146) betont, dass die wallon. Überlieferung noch spät einen recht mundartlichen Habitus bewahrt. Aber anderseits lässt sich auch nicht leugnen, dass z. B. schon in der ersten Hälfte des 13. Jh. in wallon. Urkunden tiefgehender zentralfrz. Einfluss sich feststellen lässt. Dieser Einfluss ist offenbar individuell und sozial verschieden abgestuft. Besonders werden wir in den höfischen Kreisen,

daneben aber wohl auch teilweise im Kurialstil und in der »Beamtensprache» einen nicht zu unterschätzenden, frühen zentralfranzösischen Einfluss voraussetzen dürfen, also gerade in Kreisen, die bei der Vermittlung des frz. Lehngutes nach Deutschland eine wichtige Rolle gespielt haben.

Holmberg mag darin Recht haben, dass diejenigen, die vom annähernden Alleinherrschen der Reichssprache mit dem 14. Jh. in der frz. Literatur und in der Kanzleisprache reden, zu weit gehen. Ich habe mich auch (Neuphilol. Mitteilungen 1931 S. 197) vorsichtig ausgedrückt: »So uneingeschränkt herrscht aber auch seit dem 14. Jh. in Frankreich die Schriftsprache nicht, dass wir nicht etwa bis Ende des Mittelalters auf dialektische Formen unter dem neuaufgenommenen frz. Lehngut gefasst sein müssten.» Und da die vorläufig ältesten uns bekannten Belege mit dem Suffix *-let* aus dem Anfang des 14. Jh. stammen, lässt sich die Möglichkeit einer mundartlich gefärbten wallon. Grundform nicht von der Hand weisen.

Zuletzt soll noch eine allgemeine Frage gestreift werden: haben wir denn besondere Veranlassung anzunehmen, dass frz. Lehngut gerade aus dem wallon. Gebiet ins Deutsche aufgenommen wurde? Nur ein Teil der frz. Wörter im Mhd. trägt deutliche dialektische Merkmale, und andere Kriterien zur Heimatbestimmung stehen nur gelegentlich zur Verfügung. Wir können z. B. die pikardische Herkunft einiger Wörter nachweisen, weil in ihnen anlautendes lat. *c-* vor lat. *a* sich als *k* erhalten hat. Wir können ferner die Merkmale mittelniederländischer Vermittlung an einigen frz. Wörtern wahrnehmen. Die Scheidung zwischen Lehngut aus dem Wallonischen und dem Lothringischen ist eine undankbare Aufgabe, weil diese Mundarten einander recht nahe stehen; so ergibt in beiden z. B. lat. anlautendes *c-* vor lat. *a* einen *tsch-* (> *sch-*) Laut (hiermit sei ein mir in meiner Diss. über die frz. Wörter im Mhd. [1918] untergelaufenes unbemerkt gebliebenes Versehen verbessert). An Unterschieden zwischen diesen Mundarten, die teilweise an Lehnwörtern auch zur Geltung kommen, erwähne ich z. B. die Behandlung des lat. *i* und *e* vor gedecktem Nasal, sowie die

Schicksale der Lautgruppe Vokal – vorkonsonantisches *l* und der *i*-Nachlaut.

Wenn wir nach den kulturgeographischen Bedingungen Ausschau halten, bleibt festzustellen, dass auch in der Nähe der wallon. Sprachgrenze wichtige deutsche Kulturzentra wie Köln und Trier lagen, die die Möglichkeit hatten, wallon. Sprachgut nach Deutschland zu vermitteln.

Das geographische Auftreten der jedenfalls vorläufig ältesten uns bekannten Wörter auf *-tel* im Deutschen verträgt sich durchaus mit der Annahme wallonischer Herkunft.

Ich bin somit gern bereit, die von Holmberg verfochtene Möglichkeit des organischen Ursprungs der Suffixform *-tel* aus dem Wallon. zuzugeben, möchte aber auch die andere Möglichkeit der Kontaminationstheorie nicht preisgeben, die in ähnlichen Erscheinungen im Leben deutscher Suffixe m. E. eine Stütze findet.

Emil Öhmann

Gautier de Coinci
Glanures bibliographiques

I

L'édition du sermon *De la chasteé as nonains* que vient de donner M. Tauno Nurmela (Helsinki, 1937) me fournit l'occasion de compléter la bibliographie de Gautier de Coinci par quelques numéros qui ne figurent pas dans les répertoires usuels. Comme ils se rapportent précisément au ms. *R* (Bibliothèque publique de Léningrad) que M. Nurmela a pris comme base de son texte critique, on m'excusera d'avoir déterré ces vétustes documents.

Mme Arlette P. Ducrot-Granderye signale dans ses *Études sur les Miracles Nostre Dame de Gautier de Coinci* (Helsinki, 1932, p. 72) les vicissitudes du manuscrit apporté en Russie par Pierre Doubrovski (Dubrowsky) au début du siècle dernier,

mais elle n'indique pas dans quelles circonstances il parvint au fameux collectionneur. La récente publication de M. le comte Alexandre de Laborde, *Les principaux manuscrits à peintures conservés dans l'ancienne Bibliothèque impériale publique de Saint-Pétersbourg*, première partie, Paris, 1936 [1] (n:o 38, Gautier de Coinci), n'ajoute aucune précision à la notice de Mme Ducrot-Granderye dont l'important ouvrage n'est même pas mentionné dans le texte.

C'est un journal d'Iéna, que les romanistes n'ont pas l'habitude de consulter, qui fournit des renseignements complémentaires sur le manuscrit de Léningrad: dans *l'Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1804, n:os 77, 78, 80, 82 et 83 (col. 621 sqq), Friedrich Adelung, honorablement connu par ses travaux d'érudition, publia des *Kurze Nachrichten von einer äusserst merkwürdigen Sammlung der ältesten und seltensten Handschriften, welche sich gegenwärtig in einer Privat-Bibliothek in St. Petersburg befinden.* Il s'agit de la collection Doubrovski qui allait être acquise, en 1805, par l'empereur Alexandre I^er^. Sous le n:o 137 (col. 641) on lit:

> Les Poësies de Gautier de Coinsy. Folio. 286 Blätter stark und mit 213 kleinern Gemälden in 63 grössern reich verziert, aus d. dreyzehnten Jahrhundert. Dieses schöne Manuscript gehörte ehemals der Bibliothek Karls V. und VI. von Frankreich.

Jusqu'ici, rien de particulier. Mais la notice continue en ces termes:

> Man findet eine Beschreibung davon in *Montfaucon* Bibl. Mss. p. 604. 606. und ausgeführter in (des Abbé *de la Rive*) *Dissertation sur le Manuscrit intitulé: œuvres poëtiques de l'Abbé Gautier de Coinsy, Prieur de Vis-sur-Aisne*, 1790. von welcher nur 50 Exemplare gedruckt sind.

L'année suivante, le même »Hofrath» Adelung donna à Heinrich Storch, éditeur de *Russland unter Alexander dem*

[1] Paru en 1937.

Ersten, une description plus détaillée de la collection Doubrovski: *Nachricht von der Dubrowskischen Manuskripten-Sammlung in St. Petersburg* (Saint-Pétersbourg et Leipzig, tome VI, 1805, p. 254—276; le tome VII, 1805, pp. 383—384, annonce la cession du »musée» au gouvernement russe, et le tome VIII, 1806, pp. 82– 113, parle de la collection d'autographes). La notice consacrée à Gautier de Coinci indique la série suivante des propriétaires du manuscrit: Charles V et Charles VI; les Anglais l'enlèvent et pendant plus de cent ans il est conservé dans la Tour de Londres; Marie Stuart le lisait durant sa captivité; il devient la propriété du baron de Crassino (*sic*) et passe en 1756 en Hollande et de là en France où Mr de Gaignalt (*sic*) devient son possesseur; le duc de La Vallière en fait l'acquisition; vendu en 1781. »il a été apporté à Saint-Pétersbourg par son propriétaire actuel.» La notice répète le renvoi à la *Dissertation* de l'abbé Rive; en voici le texte:

Les poësies de Gautier de Coincy. Eine sehr schön erhaltene Handschrift in Folio, mit 245 Gemälden in 65 Blättern auf Goldgrund. *Montfaucon* giebt (in seiner Bibl. Biblioth. Manus. S. 604) von diesem Exemplar folgende ihm von dem ehemaligen Besitzer desselben, Baron de Crassier, mitgetheilte Beschreibung: Histoire de la vie avec les miracles de la Sainte Vierge Marie, et autres pieces, composées en vers par Gautier de Coinci, Prieur Benedictin vers l'an 1300. Ce livre manuscrit sur velin est rempli de figures curieusement travaillées, et avec le fond de dorure antique. On tient, qu'il a été autrefois en la bibliothèque des Rois de France Charles V. et VI. dissipée par les Anglois. Ferner ist diese Handschrift, ausser mehrern andern Nachrichten von derselben, in einer äusserst seltenen Abhandlung des Abbé de la Rive (*sic*) unter folgendem Titel beschrieben: Dissertation sur le manuscrit intitulé: oeuvres poëtiques de l'Abbé Gautier de Coinsi etc (Paris) 1790. fol. von welcher nur 50 Exemplare gedruckt sind. Diese Handschrift enthält das Leben und die Wunder der Jungfrau Maria, die Geburt Christi, und die Epistel des heil. Hieronymus über die Erhaltung der Jungfräulichkeit, durchwebt mit Stücken aus der biblischen und weltlichen Geschichte, und sehr viele Hymnen und Lieder mit beygefügter Musik, die wegen ihres Alters ein eigenes Studium verdiente. Weit merkwürdiger ist die Geschichte dieses Werks. *Gautier de Coincy*, Prieur de Vis-Sur-Aisne,

schrieb dasselbe für eine Gräfin Ades de Soissons, seine Freundin und Beschützerin. Nach dem Tode dieser Dame kam es durch ihre Familie an die Abtey St. Medard, wo es beynahe 100 Jahre blieb, bis diese es an Karl V. von Frankreich schenkte. Karl VI., der es von seinem Vater geerbt hatte, verleibte es seiner bekannten kostbaren Bibliothek ein, die bald darauf von den Engländern geplündert wurde. Der gute Gautier musste nun nach London wandern, wo er über hundert Jahre im Tower blieb, bis man ihn in dem Procès Verbal über die Verlassenschaft der unglücklichen Maria Stuart, die sich seiner in ihrem Gefängnisse zur Andacht bedient hatte, unvermuthet wieder findet. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts kam es in die Hände eines gelehrten Sammlers, des Barons de Crassino (*sic*) zu Lüttich; nach dessen Tode wurde es 1756 in der Versteigerung seiner Bücher verkauft, kam nach Holland, dann nach Frankreich in die Sammlung des Mr. de Gaignalt und von da an den Duc de la Valliere, mit dessen Bibliothek es im Jahre 1784. verkauft und durch seinen jetzigen Besitzer nach St Petersburg gebracht wurde.

Je ne suis pas à même de contrôler les assertions contenues dans la première partie de cette notice, en particulier celle qui se rapporte à Marie Stuart; les documents publiés par Lobanov[1], le *Testament* de la reine[2] et les inventaires[3] que j'ai consultés, sont muets sur l'exemplaire des *Miracles*. Mais nous savions déjà que le ms *R* avait appartenu au baron Crassier et qu'il avait été décrit par Montfaucon.[4] La notice de ce dernier[5], reproduite dans le catalogue de la

[1] *Lettres, instructions et Mémoires de Marie Stuart* . . . p. p. le prince Alexandre Labanoff, 7 volumes. Londres, 1844.

[2] *Le testament et derniers propos de la royne d'Escosse* . . . Paris, 1589.

[3] *Inventaires de la Royne Descosse, Douairiere de France*, p. p. Joseph Robertson, Edinburgh, 1863, p. CII, CVII–CX, CXLIII–CXLVII.

[4] Voir A. Långfors, *Notice sur deux manuscrits des Miracles de Gautier de Coinci*, II: *Blois, Bibliothèque municipale 34* (dans *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXI [1930], p. 65).

[5] Montfaucon, *Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova*, t. I (Paris, 1739), p. 606; cf. *ibid.*, p. 604: »La généalogie, Vie, et Miracles de la Vierge Marie, avec diverses autres Pieces en Roman, faites en vers il y a plus de 400 ans par Gautier de Coinsi, Prieur bénédictin.»

vente Crassier[1], et partiellement reportée sur le ms *R*[2], disait ceci:

Histoire de la Vie avec les Miracles de la Sainte Vierge Marie et autres pièces composées en vers par Gautier de Coinsi. Ce livre est rempli de figures curieusement travaillées et avec les fonds de dorure antique. On tient qu'il peut avoir été autrefois en la Bibliothèque des Rois de France Charles V. et VI. dissipée par les Anglois. Le troisième feuillet manque.

On ne savait rien sur l'histoire ultérieure du manuscrit. Adelung apporte ici des précisions intéressantes. Il est exact que Louis-Jean Gaignat possédait un exemplaire des *Miracles de Notre Dame* que le *Supplément à la Bibliographie instructive, ou Catalogue des Livres du Cabinet de feu M. Louis Jean Gaignat*, par G.-F. Debure, tome I[er] (= VIII), Paris, 1769, pp. 452—453, décrit en ces termes:

1779 La Vie et les Miracles de Notre-Dame, mise en Roumans et en ryme françoise, avec la Nativité de J. C., par un nommé Gautier de Coinci, Prieur de S. Maart. Plus l'Epitre de S. Hiérôme sur la garde de la Virginité, pareillement translatée en ryme françoise. MSS. *sur vélin du XIII. ou XIV. siècle, très bien conservé, avec de petites miniatures in-fol. mar. violet.*

La vente Gaignat eut lieu le 10 avril 1769. Le n:o 1779 fut payé 185 livres 1 sol, comme l'attestent les trois exemplaires du Catalogue conservés à la Bibliothèque nationale. L'abbé Rive, bibliothécaire du duc, suivit la vente pour le compte de son patron, qui acquit le plus de volumes qu'il put.[3]

On connaît deux manuscrits du »nommé Gautier de Coinci» ayant appartenu au duc de La Vallière. Ce sont le magnifique manuscrit français 22928 de la Bibliothèque nationale (*L*)

[1] *Catalogus librorum Bibliothecae Guillelmi S. R. I. L. Baronis Crassier . . .* Leodii (Liège) 1754, p. 448, n:o 3526.

[2] A. Långfors, *articlé cité.*

[3] Voir Henry Martin, *Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de l'Arsenal*, tome VIII: *Histoire de la Bibliothèque de l'Arsenal*, Paris, 1899, pp. 176 et suiv.

et le ms. de l'Arsenal 3517 -3518 (*D*). Le premier fut acquis par la Bibliothèque du Roi en 1784, lors de la vente La Vallière (n:o 2710 du *Catalogue*, imprimé en 1783); l'autre (en deux volumes) est celui qui figure dans l'inventaire des manuscrits du duc rédigé par Barbazan (ms. Arsenal, 4629, pp. 339—376) entre 1760 et 1770[1], où il porte le n:o 24—25 (il avait appartenu au prince d'Isenghien; n:o 2001 du *Catalogue* publié par G. Martin en 1756). Avec un grand nombre d'autres manuscrits médiévaux (vingt-six sur quarante-deux), il fut cédé de la main à la main au marquis de Paulmy (qui nota en marge les mots *Idem Id.*, c'est-à-dire »Dans ma Bibliothèque aux in fol»). Mais le même inventaire contient un n:o 26, sans notes marginales: »Autre exemplaire des Miracles Notre-Dame et Vies des Ermites. Folio.», que le marquis de Paulmy n'acheta pas. Ce n:o 26, si sommairement décrit, ne peut pas être le ms. *L* que La Vallière avait acquis en 1760 avec l'ensemble des manuscrits de Guyon de Sardière[2] (n:o 535 du catalogue de 1759[3]): en effet, *L* ne contient pas de *Vies des Ermites*, tandis que *R* (fol. 277 à 283) comprend un *Prologue en la vie des peres*. Il me semble fort probable que le n:o 26 de Barbazan est le n:o 1779 de Gaignat. Le duc de La Vallière devait le tenir de M. Picard[4] qui s'en était rendu acquéreur à la vente Gaignat, comme l'atteste l'exemplaire du catalogue conservé à la Réserve de la Bibliothèque nationale et qui est orné de »notes scientifiques

[1] H. Martin, *o. c.*, pp. 145 - 146. Plus exactement, en 1769 ou 1770, si je ne me trompe pas en identifiant le n:o 26 avec l'exemplaire de Gaignat, acheté par Picard en 1769 (voir *infra*).

[2] H. Martin, *o. c.*, p. 163.

[3] *Catalogue des livres de la bibliothèque de feu M. J. B. Denis Guyon*, chev. seigneur de Sardière . . . Paris, 1759, p. 55, n:o 535: »Vie et Miracles de la Vierge. Epitre de S. Jerosme à Eustochium, de la garde de virginité, par Gautier de Coincy, Religieux de S. Medard de Soissons. *Ms.* sur velin, in 4, mar. bl.» Les »éclaircissements» (p. XIV) contiennent cette remarque de l'éditeur (Barrois, libraire): »Je n'ai vu aucun manuscrit de cette traduction» (de l'*Epître* de saint Jerôme).

[4] Sur Charles-Adrien Picard, décédé en 1779, voir H. Martin, *o. c.*, pp. 201 à 204.

de l'abbé Rive, Bibliothécaire de M[r] le duc de La Vallière». Il porte cette indication de la main de l'abbé: »Les articles à côté desquels se trouve Debure le jeune, sont pour le compte du duc de la Vallière. R.» Or le volume de Gautier de Coinci est marqué comme ayant été acquis par Picard (50 l. sur table, 185 livres m. picard bien peind gothique . . .). Celui-ci s'en était donc rapidement défait, et le *Catalogue des livres de la Bibliothèque de feu M. Picard* [1] n'en fait pas mention. La Vallière l'aura revendu, à une date indéterminée, à Doubrovski lui-même, qui résidait à Paris depuis 1780, ou à un tiers lequel l'aura cédé au collectionneur russe. En ce qui concerne la date de la vente, Adelung fait évidemment erreur, car seul le ms *L* figurait à la grande vente de 1784, et il a été acquis par la Bibliothèque du Roi.

L'identification du ms *R* avec le n:o 1779 de Gaignat présente toutefois une difficulté plus grave: dans son état actuel, il ne contient pas l'*Epître* de Saint Jérôme sur la virginité qui se trouve, par contre, dans *L*. La *Dissertation* de l'abbé Rive aurait-elle été faite sur le ms *L* à l'époque où l'auteur composait le catalogue de la vente La Vallière? Dans ce cas, Adelung, qui, dans l'*Intelligenz-Blatt*, décrivait *de visu* le manuscrit Crassier-Doubrovski [2], aurait, dans la suite, confondu les indications portées sur le manuscrit (voir *supra*, et la note 1) avec l'historique de Rive, qui visait un autre exemplaire des *Miracles*. Une pareille confusion témoignerait d'une précipitation déplorable de la part d'Adelung, érudit sérieux et estimé.

[1] A Paris, chez Mérigot l'aîné, 1780.

[2] Le nombre de feuillets indiqué dans le journal d'Iéna (286) est, à un seul près, celui de *R* (285), et non pas celui de *L* (325); le nombre de miniatures correspond également à celui de *R* (258 peintures, constituant 80 miniatures, mais 16 d'entre elles font partie de lettres ornées); Adelung donne 243 (245) et 63 (65); il ne compte donc pas les lettres. *L* contient 52 miniatures formant 178 compartiments. J'ai pu procéder à ce calcul, grâce à la grande courtoisie de mon ami le professeur Arthur Långfors, qui m'a communiqué les épreuves de son édition partielle des *Miracles* de Gautier de Coinci.

Mais rien ne s'oppose à ce qu'il ait existé au XVIII[e] siècle *deux* manuscrits contenant l'*Epître:* d'ailleurs, sans que l'argument soit décisif, l'orthographe des noms propres n'est pas la même dans les notices Gaignat et Guyon de Sardière: Hiérôme, S. Maart, d'une part: Jerosme, S. Medard de l'autre. Il ne faut pas oublier non plus que le ms *R* a subi des mutilations depuis le moment où il a quitté les rayons de la bibliothéque Crassier. En 1733, il ne lui manquait qu'un seul feuillet (fol. 3), si la notice de Montfaucon et du catalogue de la vente est rigoureusement exacte, comme on est en droit de le supposer; aujourd'hui il présente des traces de dégâts beaucoup plus considérables:[1] il lui manque au moins neuf feuillets, dont sept étaient vraisemblablement ornés de miniatures, et, en outre, il a changé de reliure, qui est actuellement en velours mauve (maroquin violet chez Gaignat). Je suppose que le manuscrit de Crassier a été mutilé entre 1790, date de la publication de la notice de Rive, et 1804, date du premier article d'Adelung; celui-ci, voyant que les données de la *Dissertation* concordaient avec les particularités du manuscrit de Doubrovski, aura répété, sans l'avoir contrôlée, une indication de l'abbé, qui ne répondait plus à la réalité.

Mais il se peut également qu'Adelung ait mis sur le compte de *R* ce que l'abbé Rive disait du ms *L*. Cette hypothèse, qui m'a été suggérée par M. Arthur Långfors, suppose que l'exemplaire de Guyon de Sardière aurait échappé au sort du reste de la bibliothèque de cet amateur (voir *supra*) et aurait été cédé par ses héritiers à M. Gaignat en 1759, pour être revendu en 1769 au duc de La Vallière. Le fait n'est pas impossible en lui-même. La notice de l'abbé Rive sur le *Rommant de Pertenay*, citée plus loin avec la notice sur le *Petit Artus*, contient cette remarque (p. 21): »Ce Manuscrit . . . vient de la Bibliothèque de M. Gaignat; il avait été auparavant dans celle de

[1] Voir Mme A. Ducrot-Granderye, *o. c.*, pp. 228 et suiv.; ce sont le fol. 3 et huit autres.

Sardière» (c'est le n:o 1781 de Gaignat et le n:o 534 de Guyon de Sardière, actuellement Bibl. Nat., fr. 24.383). Si le *Roman de Pertenay* (*Mélusine*) fait exception à la règle formulée par H. Martin, — et Rive savait mieux que quiconque ce qu'il avançait [1] — il en aurait pu être de même des *Miracles de la Vierge*. Toutefois, nous avons vu que le manuscrit de Gautier de Coinci fut acheté par Ch.-A. Picard. Donc, si *L* avait appartenu à Gaignat, c'est lui que La Vallière aurait acheté à Picard, mais dans ce cas nous ne saurions expliquer la présence dans sa bibliothèque du n:o 26 de Barbazan. Je persiste à croire que le duc tenait *L* directement de Guyon de Sardière, et que *R*, après avoir appartenu à Gaignat et à Picard, a pris place à côté de *L* dans la bibliothèque ducale.[2] Pour trancher la question, il faudrait découvrir un exemplaire de la *Dissertation* de l'abbé Rive. Quoi qu'il en soit, et étant donné que l'érudition de Doubrovski était fort sujette à caution, ce n'est que dans une étude de cette nature qu'Adelung a pu puiser les renseignements historiques concernant le manuscrit des *Miracles de Notre Dame*, qu'on lit chez Storch. Il précise en outre que la notice de Rive fut tirée à 50 exemplaires, et ceci

[1] L'exemplaire de la Réserve du Catalogue Gaignat (voir *supra*) porte cette mention en marge du n:o 1781 (t. I, p. 453): »50 l. sur table, 100 l. de bure lejeune.»

[2] Notons que les mss *L* et *R* offrent un certain air de famille. Dans 36 cas sur 52, les miniatures qui ornent les *Miracles* et les autres pièces, présentent la même division en un, deux, quatre ou six compartiments. Dans les deux cas que j'ai pu contrôler, il y a soit identité parfaite du dessin (*De l'enfant resuscité qui chantoit Gaude Maria*, *L*, fol. 202 — *R*, fol. 179, reproduit chez le comte de Laborde, *o. c.*, pl. XXI), soit similitude des sujets, les attitudes des personnages différant d'une miniature à l'autre (*De l'evesque de Clermont*, *L*, fol. 120 — *R* fol. 108). Cette constatation peut servir les deux hypothèses: elle permet de supposer que le ms *R*, lui aussi, avait contenu l'*Epître* de saint Jérôme et que l'abbé Rive l'avait vue, mais elle explique également la confusion entre les deux manuscrits. M. Nurmela, qui prépare une édition de ce poème édifiant, nous apportera, espérons-le, la clef de l'énigme.

correspond aux habitudes de l'abbé bibliomane, qui aimait les tirages restreints (25 exemplaires pour la notice sur G. de Machaut, 50 exemplaires pour certaines autres, 80 pour la publication projetée de l'*Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures*).

Mais aucun romaniste, à ce qu'il paraît, n'a jamais vu cette *Dissertation*. Je ne l'ai pas trouvée à Paris, des recherches faites au British Museum n'ont abouti à rien. Aucun des répertoires bibliographiques consacrés à l'abbé Rive que je connais ne mentionne cet ouvrage. Nous savons qu'une partie seulement de ce que le bibliothécaire du duc de La Vallière avait écrit a été imprimée. L'auteur de la *Notice des ouvrages imprimés et manuscrits de l'Abbé Rive* (Morenas) mentionne »environ six mille Notices calligraphiques et typographiques de *manuscrits de tous les siècles* . . . et d'éditions du quinzième siècle» (p. 9).[1] Tout ce *Nachlass* de l'abbé allait être vendu en 1818; je n'ai pu découvrir quel fut son sort. Brunet, *Manuel du libraire*, t. IV, col. 1319–1320, qui cite plusieurs opuscules de l'abbé Rive, indique qu'ils sont assez difficiles à trouver.[2] Cependant, si nous ne connaissons pas *de visu* la mystérieuse dissertation, il n'est pas permis de la considérer comme apocryphe. Une »Lettre à l'éditeur» de la revue russe *Vestnik Evropy* (*Messager de l'Europe*), publiée dans le n:o 5 de l'année 1805 (pp. 48–55) et consacrée au »musée de M. Doubrovski», contient la phrase suivante: »Des savants (l'abbé Rive et d'autres) ont écrit des Dissertations sur quelques-uns des manuscrits de M. Doubrovski» (p. 50).

Les notices connues de l'abbé Rive qui se rapportent aux

[1] Le nombre imposant de notices vise probablement le manuscrit du catalogue de la vente La Vallière (1783) qui avait été préparé par l'abbé Rive.

[2] Sa très rare *Dissértation* (sic) *sur un Recueil Des* (sic) *Lettres originales au nombre de LXXIV. ecrittes de la propre main de Henry IV. Roy de France et de Navarre à Mr. de Bellyevre, Chancellier de France*, n'est mentionnée que par Quérard, *La France littéraire*, t. VIII, Paris, 1836, p. 63 a.

manuscrits faisant partie du »musée Doubrovski» sont les suivantes:

1. *Notices historiques et critiques de deux manuscrits de la Bibliothèque de M. le duc de la Vallière, dont l'un a pour titre* Le Roman d'Artus comte de Bretaigne, *et l'autre*, Le Rommant de Pertenay, ou de Lusignen[1], Paris, 1779: mais le ms. du »*Petit Artus*» de la collection Doubrovski n'est pas celui de La Vallière[2], lequel se trouve actuellement au British Museum.

2. *Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscrits depuis le XIV^e^ siècle jusqu'au XVII^e^*[3], qui ne vit jamais le jour; seules les planches furent exécutées. Une collection des planches, accompagnée d'une explication manuscrite, fut vendue pour 56 l. 14 sh. 11 d. à la vente Paris de Mezieux qui eut lieu à Londres le 26 mars 1791 (*Bibliotheca Parisiana. A Catalogue of a Collection of Books formed by a Gentleman in France . . .*) Le n:o 145 du catalogue désigne:

L'art de connoitre et d'apprécier les miniatures des anciens manuscrits; par M. l'Abbé Rive, avec 30 tableaux enluminés, copiés d'après les plus beaux manuscrits qui se trouvoient dans la bibliotheque de M. le Duc de La Vallière et d'autres précieux cabinets. *Printed on vellum.* The Abbé Rive proposed to give a Dissertation on illuminated manuscripts, to accompany these paintings, but having never accomplished it, he gave to the proprietor of this superb copy a description of the different designs in manuscript, and which is the only one that exists.

[1] C'est le *Roman de Mélusine*, par Couldrette, le ms fr. 24.383 actuel de la Bibliothèque Nationale.

[2] G. Bertrand, *Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de Saint-Pétersbourg*, Paris, 1874, p. 191.

[3] C'est sous ce titre que l'ouvrage projeté était annoncé dans le *Prospectus* que l'abbé Rive publia en 1782. Ce devait être un »recueil in fol. de 26 planches gravées et peintes en or et en couleur», avec une explication des planches et une notice des manuscrits d'où elles étaient tirées; l'exemplaire du Cabinet des estampes de la Bibliothèque nationale contient certaines d'entre elles en plusieurs états.

J'ignore l'identité de l'acquéreur. L'ouvrage ne figure pas dans la collection Doubrovski, mais Adelung en connaissait l'existence, car dans sa notice du manuscrit de la *Chronique* de Jehan de Courcy (chez Storch, *o. c.*, p. 270) il le mentionne avec renvoi au catalogue de la vente de Paris de Mezieux. En effet, l'une des miniatures reproduites par l'abbé Rive (n:o 2) est tirée de la *Chronique:* c'est le Pillage de Jérusalem par Antiochus, qui figure dans le tome II, fol. 131, de l'exemplaire de Doubrovski (voir la publication du comte A. de Laborde, mentionnée plus haut, n:o 82).[1] L'allusion du *Messager de l'Europe* pourrait donc viser *l'Art de connaître . . . les miniatures*, mais je suis plutôt porté à croire qu'Adelung connaissait également la *Dissertation* sur Gautier de Coinci.

Il s'agit maintenant d'en retrouver un exemplaire. Il n'est pas impossible que Pierre Doubrovski, collectionneur vaniteux, ait accaparé l'édition entière d'un ouvrage qui concernait un des joyaux de sa collection: d'où l'allusion du *Messager de l'Europe*, selon toute vraisemblance inspirée par lui-même, à en juger par le style de la »Lettre à l'éditeur». Si la *Dissertation* se trouvait dans quelque bibliothèque occidentale, elle aurait difficilement échappé au flair des bibliographes. Dans ces conditions, n'est-il pas tout indiqué de la chercher de l'autre côté du Rajajoki?

II

La *Dissertation* de l'abbé Rive se placerait chronologiquement entre les n:os 2 et 3 de la section IV (Études) de la biblio-

[1] L'identité des données contenues dans la notice du catalogue de la vente La Vallière (n:o 1601, vendu 415 livres) et celles, considérablement abrégées, du catalogue de la *Bibliotheca Parisiana* (n:o 197) avec les indications sommaires que donne F. Gille (*Musée de l'Ermitage impérial*, Saint-Pétersbourg, 1860, p. 75) montre qu'il s'agit toujours du même manuscrit en deux volumes: la reliure est partout en velours vert. Adelung indique la série suivante des possesseurs de ce ms de Jehan de Courcy: La Vallière, Paris de Mezieux, cardinal Loménie de Brienne, Doubrovski.

graphie de Gautier établie par Mme Ducrot-Granderye (*o. c.*, p. 5 et suiv.). Dans la section VII (Éditions), la troisième place appartient, en toute équité, à une publication inconnue aux romanistes. Il s'agit de la chanson *Qui que face rotruenge novele* (n:o 4 du ms. de Soissons; Ducrot-Granderye, p. 26), que Wackernagel édita en 1846 dans ses *Altfranzösische Lieder und Leiche* d'après le manuscrit de Neuchâtel (*e*). Mais ce n'est pas lui qui en est le premier éditeur: l'honneur en revient au poète russe G. Derjavine (1711 -1816), barde de Catherine II, que rien, semble-t-il, ne prédestinait à figurer parmi les commentateurs de Gautier de Coinci. Or, dans sa vieillesse, il entreprit et publia dans la revue *Tchtenia v Besede lioubitelei russkago slova* (*Communications faites a la Société des amis de l'éloquence russe*), tomes II (1811), VI (1812) et XIV (1815), une *Dissertation sur la poésie lyrique ou sur l'Ode*. La deuxième partie s'occupe du moyen âge et fait une part à la poésie des troubadours. Derjavine y expose une théorie, pour le moins originale, d'après laquelle la poésie provençale doit sa naissance à l'ancienne poésie russe.

Certains, écrit-il dans une note explicative, font descendre le nom des troubadours du mot italien *tromba*, d'autres du mot russe *trouba* (c.-à-d. »trompette»), pour cette raison que sous le règne de Henri I^er^, la grande-duchesse Anna Iaroslavna, épouse du roi, aurait importé en France les réjouissances à la mode de Kiev et les chansons rimées, qu'on exécutait en les accompagnant de cet instrument: il paraît que ce n'est qu'à cette époque qu'apparurent en France les troubadours et les rimes. M. Doubrovski démontre ce qui vient d'être dit par un dessin qu'il a apporté, et qui daterait de cette époque: il représente un troubadour qui chante accompagné de trompettes.

Derjavine n'affirme rien (il se contredit même, car plus haut il attribuait la naissance de la poésie provençale à l'influence des Arabes et des croisades): il se retranche prudemment derrière des »il paraît» et cite la source de ses informations: c'est encore M. Doubrovski que nous voyons faire ici ses débuts comme expert en littérature provençale.

Les caractères principaux de leurs chants [ceux des troubadours], poursuit Derjavine, étaient la piété, la vaillance et l'amour. Afin qu'on puisse s'en rendre compte, je reproduis une chanson du XIII[e] siècle, composée par le troubadour Gautier de Coinci.[1]

Suit le texte de la chanson que nous avons indiquée et que M. A. Långfors a publiée dernièrement dans la *Romania*, t. LIII (1927), pp. 483—485.[2] Je regrette de ne pouvoir apprécier les qualités de Doubrovski-Derjavine comme éditeurs de Gautier de Coinci: les *Tchtenia* sont introuvables à Paris, et ils manquent même à la richissime bibliothèque de Helsinki; je me suis servi des *Œuvres complètes* de Derjavine, p. p. J. Grot, tome VII (Saint-Pétersbourg, 1872), où la *Dissertation* est reproduite aux pages 516 et suiv.; le passage que je cite se trouve aux pp. 593—595. Grot a revu sur le manuscrit de la Bibliothèque publique le texte des *Tchtenia*, où les graphies étaient modernisées, et ajouté un facsimilé; il a mal lu le texte, mais ses erreurs personnelles ne nous intéressent pas. La traduction dont Derjavine fait suivre sa publication (c'est probablement Doubrovski qui, en sa qualité de spécialiste et d'érudit, l'avait aidé dans cette tâche) montre que le texte vieux-français offrait des difficultés qui dépassaient les forces du ou des traducteurs. Je retraduis cette version, à titre de curiosité:

Bien que Rotruenge, la jeune bergère, compose des sonnets et écrive des chansonnettes, moi, je chanterai la sainte Mère de Dieu, dans les flancs de qui le Fils de Dieu prit corps. Il me semble que quand je la nomme, le miel distille de son nom sur mes lèvres. Aussi ne chanterai-je pas désormais les noms indignes d'autres femmes, ni ceux de jeunes filles. Ce serait un péché, et ne plairait pas à Dieu.

[1] Une note explique: »Cette chanson est prise dans la bibliothèque de M. Doubrovski.» Elle nous autorise à supposer que Derjavine avait travaillé à cette partie de son essai avant 1805, date à laquelle l'ancien secrétaire d'ambassade à Paris céda ses collections à l'État russe.

[2] Dans ses *Mélanges de poésie lyrique française* (*ibid.*, pp. 171 et suiv.).

Une note explique: »Le dernier vers est très obscur, aussi l'a-t-on traduit au hasard, d'après le contexte.»

N'accablons pas le vénérable Derjavine qui, dans cette affaire, figure plutôt comme victime de Doubrovski, et restituons-lui la gloire d'avoir été le premier éditeur d'une pièce lyrique de Gautier de Coinci.

G. Lozinski

Le manuscrit français 1708 de la Bibliothèque nationale

Les dix souhaits. — Le dit de l'ortie. — Le dit du roi d'Angleterre. Poème sur la captivité de Jean II, etc.

Premier article

Le manuscrit 1708 du fonds français de la Bibliothèque nationale[1] contient un recueil de dix *dits* en vers dont la plupart sont des u n i c a. Il n'a été utilisé jusqu'ici par aucun éditeur. Sur les dix pièces, M. Arthur Långfors, dans ses *Incipit*[2], en a cependant enregistré quatre, savoir les n^os^ II, IV, V et VII. D'autre part le contenu de ce manuscrit n'est pas entièrement inconnu, étant donné que deux des articles qui y sont compris — les n^os^ II et VI — se retrouvent dans d'autres manuscrits.

Voici la description du manuscrit. C'est un volume du XV^e^ siècle, en vélin, mesurant 21,7 cm sur 17,3. La reliure, en maroquin rouge, ne date que du siècle suivant. Le dos en est muni d'entrelacements incisés dans le sens de la longueur, sans or, tandis que le plat supérieur est magnifiquement orné

[1] Voir le *Catalogue des manuscrits français, t. I, Ancien fonds*, Paris, 1848.

[2] *Les incipit des poèmes français antérieurs au XVI^e^ siècle*, Paris, 1917.

d'impressions dorées, parmi lesquelles on remarque les armoiries des rois de France et les initiales de Charles IX (1550—1574): le volume a donc fait partie de la bibliothèque de ce roi. Plus haut se lit en lettres d'or: *Souhaicts des hommes*. Ce titre se rapporte à la seconde pièce du manuscrit.

Le manuscrit s'ouvre par un feuillet resté blanc et non numéroté. Suivent 12 feuillets numérotés, dont les folios 1—40 portent le texte transcrit en une seule colonne et sont munis, à chaque subdivision du texte, de lettres ornées assez modestes. Les feuillets 28—40 ayant été transposés, il faut les lire dans l'ordre suivant: fol. 28, 31, 32, 33, 34, 29, 35—40, 30. En tête du fol. 1 r°, dans le coin droit, ont été inscrits, successivement, trois cotes, l'une au-dessus de l'autre: *mil neuf*, *588* et *7680*. *Mil neuf* est la cote de Nicolas Rigaud, qui fit l'inventaire de 1622; *588* est celle des frères Pierre et Jacques Dupuy auteurs de l'inventaire de 1645; le numéro *7680* a été donné par Nicolas Clément en 1682. Le fol. 41 est vide. Le fol. 42 r° porte, tout en haut, à gauche, le nom d'un ancien possesseur du manuscrit: *Ch'est a Bolard Caneri*. Suit le commencement d'un acte, ainsi conçu:

Johanes miseratione divina Sabinen̄ Ep̄s tituli sancti Marni Celiomonte presbyter cardinalis salm̄. Noverint universi pn̄tes pariter et futuri. Ox anno a nativitate domini sumpto currente. millesimo quatercentesimo nonagesimo secundo indicione septima. cum eodem anno sumpta. die vero decima octava mensis septembris. Coram Mathia de mosterio notario publico. subsignato. scriba nostro personali constitutus.

Le fol. 42 v° est vide, ainsi qu'un feuillet non numéroté, toujours en vélin, qui est le dernier du volume.

Dans ce qui suit nous reproduirons in extenso les dix pièces du manuscrit. Nous donnerons, en outre, pour chaque texte, un tableau des faits linguistiques résultant de l'étude de la langue. Ceux-ci, présentant d'ailleurs des traits picards assez peu marqués, nous permettent de constater une langue essentiellement uniforme dans toutes les pièces. Il y a lieu de les croire composées vers la même époque,

à peu près, et dans la même région. Nous verrons ci-dessous qu'une de nos pièces (le numéro IX) a été composée en 1357 ou 1358; elles pourraient toutes dater du troisième quart du XIV^e^ siècle. L'étude linguistique indique cette période de transition où les tendances nouvelles luttent encore avec un état de choses ancien assez solidement établi. On constate, par exemple, que l'ancienne déclinaison, en tant que nous le montrent les rimes et la mesure des vers, est encore presque toujours gardée. Les exceptions à cette règle sont très rares: il s'en trouve quelques-unes dans les pièces I, II (en nombre relativement élevé), IX et X. Mentionnons d'autres traits d'un caractère ancien. Les vieilles formes féminines, comme *quel, tel, grant, infernal, joyant, poissant, loyalment, generaument*, sont de règle. Les seules exceptions sont: *grande* (I, 456), *je suis engrande* (VIII, 69), *tele* (IX, 14; I, 471). Quant aux verbes, on ne trouve que rarement à la 1^re^ p. sing. du prés. de l'ind. un *e* analogique prouvé par la rime ou par le mètre: *preuve* (I, 513), *prie* (I, 660, 923; II, 19), *proie* (II, 171), *souhaide* (II, 51, 62, 73, 87, 98, 110, 158), *remire* (VII, 57), *pleure* (VII, 121), *aoure* (VII, 129). Le fait que l'*e* en hiatus a gardé le plus souvent sa valeur syllabique, comme par exemple dans *veoir, veü, seoir, vesteüre, seür, seürté, mal eüreux, bon eüré, eüst, deüst, sceüsse, congneüsse, peüsse, deceü, esmeü, receüe, esleü, feïst*, est un autre signe d'une ancienneté relative. Les exceptions à cette règle sont, dans I, qui est pourtant un texte beaucoup plus long que les autres, relativement nombreuses (il y en a une vingtaine), mais assez rares dans les autres textes. L'*e* final de certains mots monosyllabiques ne s'élide pas devant une voyelle: *que* (I, 36, 686; III, 1, 44; IV, 57; V, 51, 53; VI, 49; VII, 137; VIII, 139, 140), *ce* (I, 10, 901; IV, 52), et *se* (I, 539; IV, 104; V, 69; VIII, 124), etc. La désinence bissyllabique *ïez*, dans *vous devrïez* (X, 59), est une indication dans le même sens. - Ajoutons finalement que l'examen du vocabulaire nous conduit aussi au plein XIV^e^ siècle.

La langue du copiste a la même teinte légèrement picarde

que révèle la langue des auteurs. Relevons parmi les formes: *serç* (1re p. sing. prés. ind.; I, 479), *ramentoiç* (même forme; I, 491); le copiste écrit parfois *i* pour *il*, pron. du 3e p. (I, 184, 186, 836; III, 58, 99; IV, 21; VII, 132; VIII, 54, 113), *c* pour *s* (*ciecle*, I, 48; *ce*, VIII, 118; *ces*, I, 207, 459, VIII, 8; *c'est*, I, 355) et *s* pour *c* (*se*, I, 130, 827, 857; VII, 19; VIII, 30; IX, 56; *ses*, I, 881; *sa jus*, I, 141; *si*, I, 271; III, 24; *sellier*, II, 91). Dans I, 346 et IX, 153, 154 *le* est pour *la*; *vault* (I, 525) est picard pour *voult*.

Combien d'auteurs faut-il supposer pour nos dix textes? Les numéros II et X nous font l'effet de se distinguer des autres, mais il nous semble que la grande majorité qui reste aurait bien pu être composée par un seul et même auteur.

I

Pièce ne portant pas de rubrique, mais qui est appelée par l'auteur lui-même (v. 12—14) un *Dit d'Amours, de Nature et de Terre* (fol. 1 r°—17 v°). — Le poème, écrit en vers appariés de huit syllabes, commence par un prologue de 103 vers où l'auteur s'excuse des imperfections de son récit, résultant du fait qu'il n'est pas *clerc* et qu'il n'a pas *science appris*. Dans la suite, le poète relate une vision qu'il eut certain jour après s'être endormi dans un jardin et dont il explique finalement le sens allégorique. La rivalité des trois dames *Amours*, *Nature* et *Terre*, réunies ici devant le tribunal de *Vérité*, nous fait penser à celle des trois déesses sur le mont Ida, acceptant l'arbitrage de Pâris. Relevons, dans le récit, quelques passages où le poète visiblement fait allusion à des événements de son temps ou laisse entrevoir sa vie personnelle. Nous venons d'apprendre qu'il n'était pas clerc. La dévotion spéciale qu'il fait voir au v. 923 pour saint Michel de Mons indique avec une grande vraisemblance qu'il était originaire de cette ville du Hainaut, ou, au moins, qu'il y vivait. Cette origine septentrionale de l'auteur, confirmée par l'étude de sa langue, n'est nullement contredite par le renseignement, donné aux v. 728

729, que l'auteur a pris part plusieurs fois *aux festes de Puis amoureux:* comme on sait, c'est justement dans les villes du Nord que florissaient ces concours poétiques. Les allusions que nous croyons voir aux v. 168—172 à la vénalité des juges de son époque, aux v. 215—219 aux guerres et aux troubles dont son pays venait d'être affligé et qui, semble-t-il, menaçaient d'éclater de nouveau, sont trop vagues pour permettre de préciser la date de l'activité du poète. Si, d'autre part, le dit dont nous nous occupons date, comme il est vraisemblable (voir plus haut, p. 337), de la même époque que le dit n° IX de notre collection, c'est-à-dire de celle de la captivité du roi Jean le Bon, les faits dernièrement cités n'étaient alors que trop réels. — Relevons finalement encore un passage. La *Terre*, en énumérant ses titres pour obtenir le prix, dit (v. 385) qu'elle porte sur sa surface *douze royaumes principaulx*. Si l'on admet qu'il faut les chercher en premier lieu en Europe — en effet le titre de »roi» ne serait guère applicable, au moyen âge, qu'à des souverains européens — nous voudrions voir dans ces royaumes ceux de France, d'Angleterre, d'Écosse, de Pologne, de Bohême, de Hongrie, de Naples, d'Aragon, de Navarre, de Castille, de Portugal et l'un des royaumes de Danemark, de Suède et de Norvège, peut-être plutôt le premier, étant donné que vers l'époque en question c'était évidemment le Danemark, sous son roi Valdemar IV le Grand, qui était le plus en vue.

L'auteur a une tendance prononcée à chercher des rimes riches ou même tout à fait homonymes, comme le montre p. ex. la série de rimes suivante (v. 29—43): *esté* : *esté; avoir* : *avoir; dire* : *d'ire; envie* : *sa vie; finement* : *finement; amis* : *a mis; amer* : *amer; justement* : *jugement.*

Le poème présente les traits linguistiques suivants:

ou : *eu* (*jours* : *plours*, v. 79; *amour* : *douçour*, v. 509; *amour* : *greignour*, v. 903); *au* : *eau* (*principaulx* : *chastiaux*, v. 385); *iee* : *ie* (*lignie* : *perie*, v. 517); *oine* : *onne* (*couronne* : *essoin(g)ne*, v. 377); la rime picarde *mieue*, c.-à-d. *miue* : *soutiue*, 285; *ai* : *e* (*plaist* : *est*, v. 611); *ain* : *ein* (*maine* = *meine* : *fontaine*,

v. 257); un *r* ne compte pas dans la rime: *couleurs* : *vertueux*, v. 185; *pers* : *gouvernés*, v. 207; *pers* : *querés*, v. 251; *ceste oevre* : *preuve*, v. 513; *debat* : *resgart*, v. 605; *amoureux* : *seigneurs*, v. 729; *court* : *moult*, v. 781; d'autres rimes approximatives: *Auffrique* : *article*, v. 389; *balades* : *honorables*, v. 731; *Amours* : *nous couronnons*, v. 807; dans *partirent* : *devindrent*, v. 815, et *vindrent* : *dirent*, v. 879, la voyelle nasale rime avec l'orale; *s* s'est amui devant *l* (*descroist* : *soit*, v. 383); la rime *apparis* (1re p. sg. prés. d'*apparir*) : *praris*, c.-à-d. *praries*, v. 327, fait voir *e* comme muet dans la terminaison *es*, si l'on n'a pas plutôt affaire à une forme (analogique?) *prari* pour *prarie; ent*, désinence de la 3e p. pl., paraît muette aux v. 166, 168, 310, 536; un phénomène analogue se voit aux v. 218, 227, 723, où l'*e* de la désinence verbale *oie* ne compte pas dans la mesure; il faut pourtant remarquer que dans ces trois derniers cas les vers deviennent corrects si l'on élimine un *je* superflu. - Quant à la morphologie, relevons les faits suivants: *mi*, *li* pour *moi*, *lui* (*my* : *midi*, v. 135, *je dy*, v. 307, *joli*, v. 373, *lui* - *li*, v. 395, *esjoÿ*, v. 537, *ainsy*, v. 705; *li* : *my* — *moi*, v. 395, *ami*, v. 535); *no*, *vo* formes du singulier (*no*, fém., v. 116; *vo*, fém., v. 277, 114, 601, 849; *no*, masc., v. 702; *vo*, masc., v. 277, 454, 543, 557); élision de la voyelle dans *tu* (*t'as*, v. 885); l'infinitif *veïr* (pour *veoir*) : *convertir*, v. 751, *oïr*, v. 885; le radical du futur est allongé par un *e* intercalé (*meterons*, v. 605; *entenderont*, v. 738; *vainquera*, v. 795); le conditionnel de *devoir* a trois syllabes dans *deveroit*, v. 641.

On doit voulentiers recorder *(fol. 1)*
Aucun beau dit pour accorder
Gens qui seroient en discort,
Car j'ay pieça oÿ recort
Que, quant on se veult concorder
A raison sans desacorder,
On en ayme mieulx son accort,
Et c'est drois, Raisons s'i accort!
Or voudray donner a entendre

Cy aprés a quoy je veul tendre
Et pour quoy j'ay d'accort parlé,
Quant tel dit avray recordé
Qui est de moult noble matiere,
D'Amours, de Nature et de Terre,
Que vous par accort recordés
Se le dit seroit accordés
De clers qui le sceussent prouver
Et, s'il y a a amender,
Que doucement soie repris,
Que je n'ay point scïence apris
Dont je le sceusse tesmoingnier.
Et pour ce vous veul suplïer
De bon cuer amoureusement,
Se je n'ay si grant sencement
Et si juste pour aviser
Le fait de quoy je vueil parler,
Que vous prenés tout en plaisance
Et en joyeuse souffissance. *(fol. 1 v°)*

C'est noble chose que d'esté
Et d'estre et d'avoir esté,
Que par estre peut on avoir
Paradix qui vault plus d'avoir
Que cuers humains ne savroit dire.
Pour ce doit on le pechié d'ire
Eslongier, orgueil et envie,
Et faire tant que en sa vie
On puist avoir bon finement,
Car li lieux est bons finement
Ou Dieux maine ses bons amis.
Pour ce est saiges qui a mis
Tout son desir en Dieu amer,
Car en s'amour n'a point d'amer:

30 *Hiatus* 37 finemens 38 finemens

Touz amans ayme justement
Et fera juste jugement.
C'est une chose moult doutable:
Il n'est ne roy ne connestable,
Prince ne duc ne empereur,
Tant ait en cest ciecle d'onneur,
Ne tant soit vertueux d'amis,
Ne tant ait de scïence apris,
Ne tant ait force et beauté
Qu'i puist dire pour verité:
»Je puis a la mort contrester.«
Par ces destrois couvient passer,
Si ne scet on quant ne comment, *(fol. 2)*
Et si peut on veir clerement
Plus tost un jone homme morir
Que un ancien et moins languir.
Ceste cause fait a doubter,
Car on ne doit point esperer
Qu'on viengne a temps a repentir
Ne a ses pechiés esparnir
Tant c'on ait passé sa jonesse.
Mais orgueil, pechié de peresse
Fait le jone homme decevoir,
Car pour acomplir son vouloir
En pechié va en accroissant
Et en bienfais desacroissant.
Et ce scet on bien de certain
C'on a a vivre nul demain
Fors qu'a la voulenté de Dieu.
Pour ce doit on aler au lieu
De quoy l'ame puist prouffiter,
Et si bien sa vie ordonner
C'on se puist de pechié retraire,

51 *Hiatus* 61 Que on 64 M. o. et p. de p. – 69 ce *manque* – 74 Et sa vie si b. o.

Car on peut voir par exemplaire
De justice qui fait les loix,
Car au bien faire gist li poix.
Mais on ne peut mie touz jours
Estre en tristesse ne em plours,
Ne souvenir des griefs tourmens,
Ne penser aux enseingnemens *(fol. 2 v°)*
Que nous aprent sainte Escripture.
La vie seroit trop obscure
Et trop greveuse a maintenir
De tristesse sanz esjoïr.
Joye donne grant alegance
Au cuer quant on n'a variance
De penser aucune folie.
Pour ce va on en compaignie
La ou il prent recreation,
Dont ja pour ce, s'il est preudon,
Ne avra par devers Dieu pis.
Pour oïr, recorder beaux dis,
Retenir et bien demonstrer
Puet l'en a la foiz prouffiter.
Mais li homs qui ot sans entendre,
C'est un arc tendu sanz detendre.
C'est cilz qui chasse et riens ne prent,
Quant riens de ce qu'il ot n'aprent.
Pour ce pri que vous entendez,
Mais que nulz n'y soit destourbés,
Au dit que je recorderay.

L'autre hier, droit par un jour de may,
En un jardin bel et plaisant
M'en alay melencoliant,
Pensant au hault fait de Nature

78 li ploix — 91 *Vers trop long; faut-il corriger* Lou il? — 107 f. et n.

Qui fourme toute creature.
Et puis si pensay a la terre *(fol. 3)*
Qui doit estre nomee mere,
Car elle soubstïent tout le monde
Si grant comme il est a la ronde.
Et puis lors si alay penser
Aus deduis qui sont en amer,
Et a la gracïeuse vie
Qui est entre amant et amie,
Quant ilz se tiennent loyalment.
A ces troiz choses doucement
Penҫay tant, en celle pensee
Je m'endormis sur la rousee.
En mon dormant me fu advis
Que fui en portés et ravis
Droit, par grace principalment,
En un bel palays pur et gent,
Bien fait et de belle estature,
Et mainte noble pourtraiture
Ot par le palais figuree.
Mais je ne sҫay point la contree
Ou li palays estoit assis;
Se sembloit un droit paradis,
Tant y faisoit bel et plaisant.
Un escarboucle y ot luisant
Qui rendoit itele clarté
Com fait le soleil en esté
Droit a l'eure de mïedi,
Tele estoit l'entente de my. *(fol. 3 v°)*
Li palays fu merveilles gens:
Ce seroit uns destrimens
Qui vous en diroit la façon.
Je ne croy que jamais face on

---

114 Au d. — 121 E en mon — 122 fu; en *manque* — 133 tele cl. — 134 Comme — 135 midi — 138 *Vers trop court, corr.* detrïemens.

Sa jus nul plus noble palais.
Li firmamens y fu pourtrais,
Coulourés, trayant sur l'asur,
Et si n'i ot piller ne mur
Fors que d'air qui le soubstenoit.
Qui tout recorder vous savroit
Les noblesses et les beautés
Et les ymaiges figurés,
D'ordre en ordre tout par devis,
Il seroit saigement apris.
Mais je n'ay point juste memoire
De recorder toute l'istoire
C'aval le palays esgarday.
Mais recorder vous puis pour vray
Qu'il y ot un moult noble roy
Qui estoit de tres bel arroy,
Seyant en hault siege royal.
Oncques nul plus especial
Ne fu veüz ny esgardés,
Ne plus richement aournés
De touz biens que cilz roys estoit.
Douze pers devant lui avoit
Par qui y faisoit jugemens *(fol. 4)*
A toutes manieres de gens
Qui la aloient a merci
Justement s'en aloient parti,
Car ilz orent tele franchise,
(Ilz) n'avoient point de convoitise
D'or, ne d'argent ne de joyaulx,
Mais a vrais jugemens loyaulx
Faire mettent touz jours leur cure,
Que de l'autrui avoir n'ont cure.
C'est biens raisons que je vous dye

155 ot maint n. r. — 166 *Vers trop long* — 168 *Vers trop long* — 169 *le premier* ne *manque* — 170 jugeurs l. —

De leurs vertus une partie.
Chascun d'eulx avoit par escript
Son nom derriere son abit.
Cilz roys qui là fu couronnez,
Il doit estre premier nomez,
Car il ot en lui tel noblesse
Que rien ou monde ne le blesse,
Tant a valeur et seürté;
Nomer se faisoit Verité.
Or vous diray des douze pers
Qu'i ne sont point vestus de pers,
Mais de pluseurs autres couleurs;
Nobles, poissans et vertueux
Furent tuit li douze baron,
Sans nulle desolacion.

Li premiers qui sist a la porte,
Qui a vray cuer grant joye aporte, *(fol. 4 v°)*
C'estoit Regars li atrayans.
De lés lui fu Pensers seyans
Qui saigement fait aviser
Toutes gens et bien ordonner.
Li tiers avoit a nom Desir
Et li quars aprés Souvenir.
Li quins ot a nom Esperance
Qui fait l'amant vivre en plaisance.
Sens et Foy et Humilité
Sirent devant Verité;
Pitié, Merci et Souffissance
Sirent aprés, et puis Souffrance.
Touz cilz douze servent le roy
Touz temps lïement sanz ennoy.
Ne sçay que je vous die plus:

176 derrier - 179 tele — 199 *Le premier* et *manque* — 200 *Vers trop court*

Il ot en eulx tant de vertus
Que par le roy et par ces pers
Est touz li mondes gouvernés,
Car se li uns d'eulx deffailloit,
Li siecles moult empireroit.
Pour ce que Pitié et Mercy
Ont esté un pou endormy,
Sens et Foy et Humilité
Ont someillié sur leur costé.
Pour ce sont tribulacions,
Guerres et persecucions,
Dont on a souffert grant martiré. *(fol. 5)*
Pour certain (je) ne savroie dire
Se trestouz veillent maintenant,
Mais quant la fui en mon dormant,
Visiblement il me sembloit
Que chascuns clerement veilloit.
Quant j'eu bien partout avisé
Le roy et sa grant majesté,
Et le palais tout au tour,
Je croy que jamais en nul jour
(Je) ne vous avroie recordé
La grant noblesse et la beauté
Qui estoit aval le palais,
Tant estoit richement pourtrais
Et si noblement figurés
De biaux ymaiges eslevez,
Seyans par grandes regions.
Ainsi estoit ma visions.
Aprés vers la porte esgarday
Du palais et si avisay
Troiz dames qui laiens entroient,
Qui assés pres d'un grant estoient,

218 *Vers trop long* — 220 fu — 223 je eu — 225 *Vers trop court* — 227 *Vers trop long.*

Vestues de nobles habis.
Leurs vestemens furent partis
Ausi que flouretes en pré.
Tant ot en elles de beauté
De corps, de membres, de figures
Qu'onques plus nobles creatures *(fol. 5 v°)*
Ne furent faites ne fourmees.
Devant le roy s'en sont alees.
Le roy ont d'accort salué,
Et li roys par humilité
Leur dit: »Vous soiez bien venues
Et a grant joye receüez.
Or me dites que vous querés
Devant moy et devant mes pers.»

Nature qui bien fu aprise
Et aprent sans estre reprise
Li dist: »Sire, je vous diray
Tout au plus droit que je porray
La cause qui nous troiz y maine.
Orendroit en une fontaine
Entre nous troiz nous assamblames
Et moult de noz vertus parlasmes,
Tant que par aventure dis
Ainsi, car il m'estoit advis,
Que je doy estre couronnee,
Sur toute chose honouree.
La Terre et Amours que vecy
Disoient d'elles tout aussi.
La ne nous peusmes accorder:
Pour ce tantost sanz arrester
Par accort summes cy venues.
Les causes soient entendues

243 et de f. 257 troiz *manque* — 264 Sur tout toute ch. h. 269 icy.

Que si endroit proposerons
Des grans vertus que nous avons, *(fol. 6)*
Et vous en faciez jugement
Par le conseil de vostre gent.»

Le roy respondi a Nature:
»Or dites de verité pure
De vo sens et de vo poissance,
Et nous en ferons ordonnance
Cilz qui bien sera demoustree;
Noblement sera couronnee
Celle qui avoir le devra.»
Nature moult l'en mercia,
Et les deux autres ensement
Le mercïerent doulcement.

Nature dist qui fu soutiue:
»La couronne doit estre mieue,
Car ma poissance par tout dure.
Je fourme toute creature
Et ymagine a mon vouloir.
Je fay l'un blanc et l'autre noir.
Je fay l'autre grant et membré,
L'autre petit, roux et pelé,
Les autres boiteux et bossus,
Les autres clanches et camus.
Li autre sont sourt et müel,
Li autres sont de corps ysnel
Et ligier et amenevi,
Bien façonné, gay et joli.
Je fay dames et damoiselles,
Gentes de corps, gentilz et belles.
Ma poissance par tout s'estent *(fol. 6 v°)*
A toute maniere de gent.

277 vos s. - 284 Les m. — 285 fu ml't s. - 294 blanches.

Par my sont touz administrés,
Gaigniés, nouris et eslevés,
Et puis leur donne sencement
D'eulx gouverner sensiblement.
Sire roys, entendés a my,
La cause est vraye que je dy.
Et tout ainsi a bestes mues,
De quelque lieu que soient venues,
Par my ont sens d'elles garder
Et de leurs faons gouverner
Tant qu'i sont grans et espanis.
Ainsi sont li faon nourris
Par moy, sauvaiges et privés,
Grans et petis administrés.
Sire roys, tout au brief parler,
Trestous les poissons de la mer,
Grans et petis generaument,
Je leur donne le sencement
Dont ilz ont entre eulx cognoissance
D'eulz adjoindre par ordonnance
Et de forser et d'eulx nourir
L'un de l'autre sans defaillir.
Et de rechief a touz oseaux,
Grans et petis, et lais et beaux,
Soubtilement les apparis,
Soient au boix ou es praris.
Et puis les fay pondre et couver
Et leurs poussins apateler *(fol. 7)*
Tant qu'ilz peuent prendre peuture,
Soient de proye ou de pasture.
Toute chose qui est creee
Ça jus est par moy gouvernee:
Je fays plouvoir, je fay venter,

---

310 *Vers trop long* — 323 fosser — 327 Soubtilment — 328 Soit au b. — 333 cree.

Je fay neger, je fay geler,
Je fays ces jardins raverdir
Et ces belles entes florir,
Et puis fays venir le beau fruit
Dont on prent plaisance et deduit.
Je fays venir roses et flours
Dont plaisant en est li odours;
Je fays croistre vignes et blés
Dont li mondes est gouvernés.
Pour ce demande la couronne,
Car Droiz et Raisons le me donne.»

Adont li roys li respondi:
»Nous vous avons moult bien oÿ;
Nous orrons les autres parler,
Et puis en verrez ordonner.»

Aprés ce la Terre parla
Et dist au roy: »Entendés ja!
Je debas au fait de Nature,
Qui par de grandeur avoir cure
C'est de ma poissance vantee.
Maintenant sera demoustree
Par cause qui sera certaine:
Il n'est riviere ne fontaine,
Tant soit vertueuse et poissant, *(fol. 7 v°)*
Qui de moy ne soient naissant.
Jardins et vergiers et prayaux,
Ou qu'ilz soient, touz les plus beaux,
Sont de moy fait et soubstenu,
Car li bel arbrissel ramu
De quoy il sont environné
Sont dedens moy enraciné

350 p. sen v. — 353 fais — 354 Qui p. gr. davoir c. — 361 *Le premier* et *manque.*

Et prendent verdure et substance
Dedens moy, tant ay de poissance.
Li pré, les flours et li rosier
Qui sont tant plaisant a flairier,
De quoy Nature c'est vantee
Que par lui ont beauté paree,
Je dy que tout naissent de my,
Tant soient plaisant et joli,
Et tout aussi vignes et blés
Dont li mondes est gouvernés.
Pour ce demande la couronne,
Car cy ne doit avoir essoingne
Par raison qui me soit nuisans,
Car ma vertu est si poissans
Que je soubstiens la haulte mer
Tout ainsi qu'elle veult aler:
Sur moy croist et sur moy descroist
Touz jours en quel lieu que ce soit.
Douze royaumes principaulx
Ay sur moy, villes et chastiaux.
Je soubstiens Ynde la majour, *(fol. 8)*
Ynde moragne, Ynde menour,
Ayse et Heroppe et Auffrique,
Et, pour abregier mon article,
D'oriant jusques en occidant
Ou li jours fait acouchement.
Adam qui fu li premiers homs,
Dieux li fist de moy ses façons,
Et puis si fist Eve de lui.
Dont dis je que tout vient de my:
Apostres, martirs et confés
Dont paradix est reparés;
Vierges, saintes et esleüz

---

369 rosiers 379 qui *est répété* — 384 en quelque l. — 389 *Hiatus.*

Y sont primes de moy yssus;
Tout naist de moy, tout y reva.
Dieux li Peres qui me crea
Le me dist, pour vray, sanz mentir,
Quant Adam volt de moy fouir.
Par ce parler m'aseüray:
Ains puis n'euz paour ne esmay
C'on me feïst nul destourbier
Pour ahenner ne pour foier.
Visiez dont se j'ay grant povoir,
Car touz mi articles sont voir.
Pour ce doy estre couronnee,
Ce m'est advis, et honnouree.»

Dont dist le roy: »Ma doulce amie,
Nous avons bien vo voix oÿe,
Aussi avons nous de Nature, *(fol. 8 v°)*
Car a ce est toute no cure
De bien voz causes retenir.
Vecy Amours qui sans mentir
Nous demoustera ses vertus,
Et puis aprés, sans nul reffus,
Assés brief vous deliverons
Sans bailler assignacions.»

Adoncques Amours humblement
Respondi amoureusement
En disant aux pers et au roy:
«My seignour, entendés a moy!
Ses dames qui cy ont parlé
Et leurs grans vertus demoustré
Ainsi qu'elles ont bien sceu faire,
Pour ce que je suis debonnaire

116 C. sahesce t. no c.

Elles m'ont debouté arriere.
Mais je deusse toute premiere
Avoir parlé, tout par raison.
Par certaine probacion
Sera la cause demoustree.
Premierement, je suy l'aisnee
Et pour cause d'ainsneeté
Deusse premiers avoir parlé.
Et de rechief, par droit usaige,
L'aisné doit avoir l'eritaige.
Pour ce demant je en personne
Par droit jugement la couronne.»

Adonques li roys humblement *(fol. 9)*
Dist a Amours moult doucement:
»Il convient que vous demoustrés
La poissance que vous avez
Et dont demandez l'eritaige,
Et de rechief grant avantaige
Avra celle qui est aisnee.
Briefment soit la cause averee
Que vous avez cy proposé.»
Amours par debonnaireté
Respondi au roy humblement:
«Je feray vo commandement.
Voulentiers vous demonsteray
La grande poissance que j'ay,
Tout par raison et par mesure,
Combien qu'il ait pleu a Nature
Vous dire que par ces vertus
Soit touz li mondes soubstenus,
Gaigniés, nourris et eslevés,
Et des biens de lui gouvernés.

138 Je d. — 440 Laisnee — 441 demande je — 447 Et dont vous d. — 459 Vous *manque*.

De ces dis me tais et de ceste oevre,
Car ne faut point que j'y requeure.
Je dy devant touz les seigneurs,
Que cil sont esleuz vrais jugeurs,
Que par moy sont norris enfans
En jonesse, tant qu'il sont grans
Et osté de l'ombre d'enfance.
Quant il ont de moy congnoissance,
Je leur donne tele pensee *(fol. 9 v°)*
Que deux cuers d'estrange contree
Je les fay l'un l'autre amer,
Prisier, servir et honnourer
Et commencier la doulce vie
Qui est entre amant sanz envie.
Quant li amant dist a sa dame:
«Vostre suy et de corps et d'ame»,
La le serç de mos gracïeux,
Gens et courtois et amoureux.
Adont la dame au comencier
Fait de lui reffus et dangier,
Saigement, par beaux escondis,
Pour cognoistre se ses amis
L'ayme si tresparfaitement
Qu'i li dist, et si loyalment;
Et se je voy que li amans
Est a moy servir entendans,
Je vois tantost, sans arrester,
Droit ou cuer de la dame entrer.
La li ramentoiç la beauté
De son ami et la bonté,
Tant que la dame y fait penser.
Dont vois leur oevre moyenner,

163 *Vers trop long;* ces oevres; *corr.* De ses dis me tais et de s'oevre (?) — 464 C. il ne f. p. que je y r. — 473 *Hiatus* — 487 se *manque.*

Tant qu'il sont d'une voulenté
Et d'un desir et d'un secré,
Si que l'un ne veult ne consent
Fors que ce ou l'autre s'asent.
Dont dy je que par moy commense *(fol. 10)*
L'ahannaige et la semense
De quoy Nature c'est vantee;
Dont je dy que je suy l'aisnee.
Encores plus parfaitement
Vueil demoustrer entierement
Une cause juste et entiere
Dont on scet que je suys premiere.
Primes, quant Diex crea les angles
Pour lui servir et les arcangles,
Il les fit par tresgrant amour
Et ordonna par grant douçour.
Et puis volt la terre fourmer,
Les airs et nature et la mer.
Dont dys je, et par ce le preuve,
Qu'Amours li fist fere ceste oevre.
Et de rechief, aprés grant temps,
Pour le pechié qu'ot fait Adams
De quoy toute humaine lignie
Estoit par ce pechié perie,
Pour ce voult li peres parfais
Sa jus descendre et mettre paix
A toute humaine creature,
Car en la Vierge nette et pure
Par amour se vint enumbrer
Et char humaine recouvrer.
Et puis vault en la croix morir
Pour touz amans d'amour saisir.
S'onques Amours plus fait n'avoit, *(fol. 10 v°)*

---

500 *Vers trop court* — 512 *Le premier* et *manque* — 513 par ceste pr. — 527 Se onques.

Si seroit il trouvé en droit,
Selon la mienne congnoissance,
Que j'ay en moy plus de poissance
Que n'a Nature ne la Terre,
Tant y sceut on parfont enquerre.
Combien qu'elle eust cy proposé
Qu'Eve fu faicte du costé
Adam et Adam vint de lui
Et de lui vindrent li autre ami
De Dieu qui moult sont esjoÿ,
Mais pour certain ce fu par my,
Que se Amours n'y eust ouvré,
Jamais ame n'y eust entré.
Pour ce doy estre couronnee,
Ce m'est advis, et honnouree.
Or en jugiez a vo plaisir,
Car du savoir j'ay grant desir.»

Aprés Amours li roys parla
Et a Nature demanda
S'elle y vouloit rien contredire.
Nature dist: «Beau tresdoulz sire,
Vous avez nos causes oÿes
Qui sont de diverses parties.
Faictes en vostre voulenté,
Puis c'on vous nomme Verité.»
«Et vous, dame Terre, ensement
Voulés oÿr le jugement?»
Dist li roys sans plus atargier. *(fol. 11)*
La Terre dist sans nul dangier:
«Je m'acors a vo jugement.»
Adonc le roy moult doulcement
Dist a ses pers: «My bon ami!

---

534 Que Eve — 536 *Vers trop long* — 537 son e. 558 moult *manque.*

Il convient ces troiz dames cy
Delivrer, car il en est temps,
Par avis, mestier en est grans.
Elles yront un pou arriere,
De ce leur vueil faire prïere.»
Les dames au roy respondirent:
»Voulentiers.» Adont se partirent;
Ensemble par accort alerent,
Et me semble qu'elles entrerent
En une moult noble chappelle
Qui moult estoit plaisant et belle.

Adoncques li roys appella
Touz ces pers et les conjura
En disant: «Foy que me devés,
Du jugement vous delivrés!»
Les pers respondent par accort:
«Vous nous avez conjurés fort.
Nous parlerons un pou ensemble,
S'en dirons ce qu'il nous en semble.»
Adoncques touz li douze per
Se leverent pour ordonner
Justement de leur consistoire.
Mais bien furent d'une memoire,
D'un vouloir et d'une alliance *(fol. 11 v°)*
Et d'une mesme concordance,
Si que brief de la se partirent
Et en leurs sieges se rassirent.
Adonc le roy leur demanda:
«Li quielx de vous commencera?
Ferons nous les dames venir?»
«Ouÿ, sire, a vostre plaisir»,
Dirent li pers touz d'une voix.
Adoncques commanda li roys

563 E elles – 578 en *manque* 579 pers – 587 Adoncques.

A un moult noble messagier
Qu'il alast aux dames nuncier.
Le messaige qui prest estoit
Amena les dames tout droit
Devant le roy et les seigneurs,
Ou moult estoit grans li honneurs.
Le roy les dames appella
Et doulcement leur demanda:
«Par vo foy, voulés vous oïr
Le jugement et obtenir?
Oïl, sire, dirent les dames,
Nous y obligons corps et ames
Que ja n'y meterons debat.»
Adont dist le roy a Resgart:
«Beaus amis, qui seez au bout,
Comenciez, vous avrez escout.
Sire, dist Regars, par ma foy,
Du dire n'affiert pas a moy;
Penser en dira, s'il lui plaist, *(fol.* 12*)*
Car de lui le penser en est
Dont tout le monde se doctrine,
Qui bien sa vertu enterine.»
Penser respondi humblement:
«A moy n'appartient nullement,
Mais avant en dira Desir
Qui fait toutes gens convertir
A l'amour de nostre Seigneur.»
Desir respond: «De cest honnour
Vous merci moult doulcement,
Mais je lo que, du jugement,
Souvenir, mes compains, en die,
Car il a tele seignourie
Car c'est la clef et la serreure
Qui d'amour oeuvrent la fermeure.»

621 *Vers troup court* — 622 loe.

Adont respondi Souvenance:
«Avant en dira Esperance.
C'est une vertu si poissant
Qu'elle est a toute gent aydant:
En esperance d'avoir mieulx
Vist li homs tant que il est vieulx.»
Espoir dist: »Il n'appartient mie
Que du jugement premier die,
Mais avant en dira Scïence,
Car de lui vient la sapïence
Dont toute humaine creature
Ordonne par juste mesure
En servant le souverain roy.» *(fol. 12 v°)*
Scïence respont: «Vez cy Foy
Qui en deveroit ordonner.
On doit Foy par tout honourer,
Que par Foy tenir justement
Croist on en Dieu parfaittement
Et ou batesme et en sa loy.»
Adoncques li respondi Foy:
«Ains en dira Humilité,
Qui en lui a tant de bonté
Que sa vertu matist Orgueil
Et Ire dont Envie a dueil.»
«Sire, ce dist Humilité,
Il appartient mieulx a Pitié
De dicerner ceste sentence
Devant nous touz en audïence,
Que pour vray, se Pitié n'estoit,
Le pecheur jamais bien n'aroit.»
Pitié respondi humblement:
«Vez cy Merci qui sagement
En savra dire, s'il lui plaist;

632 t. quil — 633 il *manque* — 638 O ordonne — 640 veez cy — 658 Veez cy.

Si lui prie que plus ne laist
Que trestout son voir n'en die,
Car il a tele seignourie
Que touz amans fait esjoïr
Et a l'amour de Dieu venir.»
Merci dist sans nulle doubtance:
«Mieulx en doit dire Souffissance,
Car se Souffissance n'estoit, *(fol. 13)*
Li petis homs jammais n'avroit
A son cuer joye ne plaisance.
Mais si trestot que Souffissance
Veult par dedens son cuer manoir,
Aussi bien sans petit d'avoir
Lui plaist a garder ses vivres
Que cellui qui a troiz cens livres
Bien seans en possession.
Aussi se vist le petis hom
Par la vertu de Souffissance.»
Il respont: «Sire, mais Souffrance
En dira, car c'est mieulx raison.
Car s'il n'estoit, li riches hom
Ne voudroit du povre souffrir
Fors du tout a son plaisir.
Mais par la vertu de Souffrance
Li riches homs a ramembrance
De Jesucrist qui volt souffrir
Que on li fist tant deplaisir.
C'est bien drois que Souffrance en die.»
Souffrance dist: «Il n'affiert mie,
Je l'ose dire justement,
Que par moy soit du jugement
Devant tant de seigneurs rendus.
Mais se j'estoie de touz creuz,

---

661 *Vers trop court* 673 *Vers trop court* 680 homs 682 *Vers trop court.*

Je diroie a mon escïent
Li quielx diroit du jugement.»
Il respondirent tout ensemble: *(fol. 13 v°)*
»Nomez cellui qui mieulx vous semble
Ordonner pour ce desposer:
Touz l'accordons sanz excuser.»
Adoncques leur a dit Souffrance:
«Seigneurs, selon ma cognoissance,
Il appartient le mieulx a Sens.»
Ilz respondent: «S'est noz assens.
Vous avez tresbien assené,
Que par lui sommez doctriné.»
Dont dist Sens: «Puis qu'il est ainsy
Que li jugement soit par my
Dis et rendus et ordonnés,
Se je mespren, si m'avisez!
Mais tout avant je vueil savoir
S'il a cy dedens ce manoir
Personne qui n'y doie estre.»
Resgart dist: »Il a en cel estre
Un home venu grant pieça;
Je croy que le roy le manda.»
Adoncques quant je l'entendi,
J'alay droit la et si leur di:
«Mi seigneur, ne vous desplaise,
Car oncques mais ne fu si aise
Nullement que j'ay cy esté
Des beaux mos que j'ay escouté.»
Adont le roy m'araisonna
Et doucement me demanda *(fol. 14)*
Se (je) savoie point de mestier
Pour les seigneurs esbanoier,
Et on me laisseroit oïr

699 Adonc — 707 *Le premier* et *manque* — 711 *Hiatus* 712 illec a — 717 *Vers trop court* — 723 *Vers trop long.*

Le jugement tout a loisir.
Lors li dy je: «Sire roys,
J'ay esté aucune fois
A festes de Puis amoureux,
Ou il avoit nobles seigneurs
Pour dire chanssons ou balades
Ou servantois moult honorables.»
Dont me dist le roy: «Beaux amis,
Puis que tu sces fere beaux dis,
Tu soies li tres bien venus.
Fay une balade sans plus
De ces troiz dames qui cy sont,
Et my per y entenderont,
Sur les fais que tu as oÿs,
La quelle en doit avoir le pris.
- Sire, voulentiers le feray,
Mais un pou je m'aviseray.»

Combien que toute humaine creature
Soit de Terre venu premierement,
Et que touz soient gouvernés par Nature
Et ordonnés en leur commensement,
Tout vient par grace d'Amour qui aprent
Vray cuer et fait en joye convertir,
Honneur aprendre et tout vice fouir *(fol. 14 v°)*
Pour les vertus dont Amours est paree.
Dont puet on bien tout clerement veïr
Qu'Amours doit estre noblement couronnee.

C'est verités, car Amours est si pure
Que touz amans doctrine saigement,
En demoustrant voie noble et seüre
C'on doit tenir tres amoureusement

727 *Vers trop court* — 728 *Vers trop court* - 730 a. de n. s. — 739 que tas 741 Sont — 748 Tout v. c.

En Dieu servir et la Vierge ensement.
Par ce puet on la haultesse veïr
Ou li saint sont en joye et en plaisir
Par la douçour d'amoureuse pensee.
Dont puet on bien tout clerement veïr
Qu'Amours doit estre noblement couronnee.

Nature, terre et pierre, tant soit dure,
Tresmüera au jour du Jugement,
Mais vray amour n'ara nulle laydure,
Ainssois menra touz amans lïement
Avecques Dieu tout pardurablement.
Pour ce dy je qu'on doit Amour servir,
Quant pour amer on peut tielz biens sentir
Dont on a joye a touz jours recouvree.
Dont peut on bien tout clerement veïr
Qu'Amours doit estre noblement couronnee.

Quant j'eu dicte ceste balade,
Qui pour Amour fu doulce et sade,
Le roy respondi lïement:
«Vous avez assés proprement
A brief mos comprins grant matiere *(fol.* 15*)*
D'Amours, de Nature et de Terre.»
Lors parla le roy a Scïence
Et lui dist: «Vous avez licence
De touz les pers de ceste court,
Ou il a de poissance moult,
Que vous dites du jugement:
Or en discernés justement!
— Sire, dist Sens, je le feray
Au plus juste que je porray.
Je dy qu'Amour est souveraine,

764 Tresmura — 767 Avec — 769 pout amer — 773 je eu — 787 que a.

Car c'est le puy et la fontaine
De bien qu'on ne peut espuisier.
Amours fist enfer despouillier,
Et pour verité vous recort:
Dieux et Amour sont d'un acort
En fait, en dit et en raison,
Sans nulle separacion.
Amour vaint tout et vainquera
Tant que cest ciecle durera
Qui n'a fin ne commensement:
Je le vous dis par jugement.»
Adoncques li roys a parlé
Aux autres pers et demandé:
«Qui ensuit Sens de ce fait cy?
Je l'ensui, Sire, et je aussy»,
Dirent touz li onze per.
Lors ala le roy deffuler
La couronne qu'il ot ou chief *(fol. 15 v°)*
Et si le posa de rechief
Sur le chief de ma dame Amours,
En disant: «Nous vous couronnons
Pour le plus noble et plus vaillant
Qui fu et est et soit vivant.»
Amours le roy moult en mercie,
Et puis aprés la compaignie.
Lors que li jugemens fu fais,
Les troiz dames bien et a paix
Par congié du roy se partirent.
Mais je ne sçay qu'elles devindrent
Ne quel voie chascune ala,
Que trestout quoy demouray la,
Jusques a tant q'un jovenciaux
Qui moult estoit gentilz et beaux
Descendi d'un moult hault boscaige

789 que on ne p. espuiser — 803 *Vers trop court* — 817 quelle.

Et me fist si bel avantaige
Doucement me mist a son col,
Et puis si se geta en vol,
En disant: «N'aiez point paour,
Car tu n'avras mal ne dolour.
Se fu je qui cy t'apportay,
Et aussy t'en repporteray,
Dessoubz l'ente, droit ou jardin
Ou tu fus orains au matin,
Pensans aux choses debonnaires
Dont t'as veü les exemplaires.» *(fol. 16)*
Si tost qu'il m'eüst asseuré
Et ses paroles demoustré,
Visiblement il me sembla
Qu'i descendi et me coucha
En un jardin vert et herbu
Et me dist: «Puis que t'as veü
Les choses qu'on t'a demonstré
Justement par moralité,
Ne les met point en oubliance,
Mais donne ent vraie congnoissance
A toutes manieres de gent
Qui sont de bon entendement.
Ou tu le porras recorder
Pour mieulx savoir que c'est d'amer.»
Dont li di je: «Beaux doulx amis,
Puis que vous estes asservis
Par vo gracïeuse doulçour
De moy faire si grant honnour,
Je vous pri amoureusement
Que vous me dites proprement
Du pallais dont je suis yssus
Et puis du roy et des vertus

829 Par dessoubz – 838 p. tu as v. – 839 que on 841 Ne le m. 842 M. donnent v. – 845 Dont ou tu le.

Et des noblesses qui y sont
A touz lés, aval et amont,
Quelz figures se peuent estre.
- Amis, c'est paradix terrestre
Qu'on t'a par figure monstré *(fol. 16 v°)*
Du palais ou tu as esté,
Ou il a tant de pourtraitures
Et de gracïeuses figures
Par sieges et par regions.
Ce sont les ames des preudoms
Et des bonnes dames aussi
Qui ont Dieu amé et servy
Et au monde ont fait leur penance.
La sont en joye et en plaisance
Attendans le jour doulcement
Que Dieu tendra son jugement.
La pierre qui est la seans
Qui tant par est clere et luisans,
C'est la grace du saint Esprit
Qui fait aux ames tel prouffit
Que trestout leur cuer enlumine
De joye qui oncques ne fine.
Et le roy que tu as veü
Et les pers qui tant ont vertu
Et les dames qui leans vindrent
Qui si bien leur poissance dirent,
Par ses figures proprement
Pués entendre le jugement
Que Dieux vendra jugier le monde
Aprés le deluge seconde.
Par ainsi que t'as peu veïr
Touz les douze pers et oïr,
Ensement feront li apostre: *(fol. 17)*
C'est aussi vray que paternostre

872 luisant — 873 esperit — 887 seront li apostres.

Qu'il jugeront avecques Dieu
En champ flori, en moult beau lieu.
Et par les dames pués entendre,
Se tu y veulz bien garde prendre,
Justement par droite figure
Trestoute humaine creature,
Car des trois dames proprement
Sont toute maniere de gent
Fait, gouverné et soubstenu.
Or as tu clerement veü
Amours sur toutes couronner.
Par ce pués savoir et penser
Que touz ceulz seront couronné
Qui Jhesucrist avront amé
Parfaictement de vraye amour,
Car ce est la vertu greignour.
Or t'ay je fait demoustrement,
Se tu as bon entendement,
De trestoute ta vision.
Je m'en vois a ma region,
Car cy ne puis plus demourer.»
Sy tost qu'il m'ot dit ce parler,
De delez moy s'esvanua,
Mais si tres grant clarté getta
Que se me sembla saint Michiel
Ou l'archange saint Gabriel,
Tant estoit li airs flamboians, *(fol. 17 v°)*
Tout partout plus cler et luisans.
En ce propos la m'esveillay
Et tout entour moy resgarday
Si avisay bien que j'estoie
Droit ou lieu ou pensé avoie
Aus matieres qui sont puissans,
Dont li recors a esté grans.

889 avec — 912 tres *manque* — 916 luisant.

Pour ce prie Michiel de Mons
Que Dieux gart touz bons compaignons
Et deffende de villenie,
Et toute ceste compaignie
Puist si en bien perseverer
Que Jhesucrist nous vuille amer
Et mener ou haultain palais
Qui est plain de joye et de paix
A touz jours pardurablement.
Dieux le nous ottroit doulcement!
Amen.

II

C'est le dit des dix souhais des dix compaignons (fol. 18 r°—21 v°). Poème de quinze couplets de douze vers octosyllabiques disposés ainsi: a a b a a b b b a b b a. M. G. Naetebus, qui n'a pas connu notre manuscrit, en a signalé [1] deux autres, le ms. Ottobonien 2523 de Rome, fol. 54 c[2], et le manuscrit 179[bis] de la Bibliothèque de Genève, fol. 55[3]. Dans l'édition critique qu'on va lire, notre manuscrit est désigné par la lettre *P*, les deux autres le sont par les lettres *O* et *G*. Pour *O* et *G*, qui paraissent apparentés d'assez près, nous nous sommes servi des éditions de Langlois et de Ritter. *P* semble le meilleur manuscrit, il est probablement aussi le plus ancien. *P* et *G* donnent les mêmes couplets. Dans *O* manquent les

927 Puissent.

[1] *Die nicht-lyrischen Strophenformen des Altfranzösischen*, Leipzig, 1891, type XXXVI, 37.

[2] Voir Ernest Langlois, *Notice du manuscrit Ottobonien 2523* (extrait des *Mélanges d'archéologie et d'histoire* p. p. l'École Française de Rome), Rome, 1885, p. 25 ss. Notre pièce est imprimée p. 70. Ce ms. a été copié entre 1450 et 1460 par un copiste belge Jehan le Leu, Joannes Lupi.

[3] Voir Eugène Ritter, *Notice du ms. 179[bis] de la Bibliothèque de Genève*, dans *Bulletin de la Société des anciens textes français*, t. III, 1877, p. 85 ss. Notre pièce est imprimée p. 104.

couplets I, III, IV et VI, c'est-à-dire trois couplets de l'introduction ainsi que celui contenant le souhait de l'*abbé*. Par contre, un couplet ne se trouvant ni dans *P* ni dans *G* et où c'est le *vilain* qui parle y est intercalé entre les couplets XIII et XIV. Ainsi dans *O* aussi le nombre des personnages s'élève à dix.

Les souhaits, exprimés dans des termes trop généraux, ne permettent pas de fixer la date du poème d'une manière certaine. Si l'on admet que toute la collection de notre manuscrit date à peu près de la même époque, savoir du milieu du XIV^e^ siècle ou peu après (voir la pièce IX), on pourrait trouver, dans le n:o II, une ou deux allusions à des événements de cette époque. D'abord, quand l'auteur, en présentant les dix »compagnons», s'exprime ainsi (v. 7—9): *Ce ne furent pas gens d'Espaigne, De Navarre, ne de Coquaigne, Ne rudes villains estourdis*, on pourrait y voir une allusion aux événements qui suivirent la bataille de Poitiers (1356), c'est-à-dire les déprédations des Grandes Compagnies, parmi lesquelles les bandes navarraises et espagnoles jouèrent un grand rôle, et la Jacquerie, révolte de *rudes villains estourdis*. Nous croyons — soit dit en passant — qu'il ne faut voir dans le mot de *Coquaigne* qu'un jeu de mots avec *coquin*. — L'autre allusion est moins claire. Aux v. 58—59, le *chevalier* souhaite pouvoir *destruire toute payennie*. A vrai dire, on connaît, de l'époque dont nous parlons, un projet de croisade dont tout le monde parlait à son temps. En mars 1363, lors du séjour de Jean le Bon à Avignon, le roi de Chypre Pierre de Lusignan, accompagné de Pierre Thomas, légat du Saint-Siège en Orient, arriva dans cette ville pour réclamer des secours afin de relever le royaume de Jérusalem. Le pape et le roi de France furent vivement intéressés de l'idée de cette croisade, rois et seigneurs prirent la croix rouge, et le roi Jean fut fait capitaine général. Pour diverses raisons, cependant, le plan échoua, et le roi rentra à Paris.[1] La formule précitée est-elle une allu-

[1] Voir Ernest Lavisse, *Histoire de France*, t. IV, 1, par A. Coville, Paris, 1911, p. 166.

sion à la tentative de 1363, ou est-ce simplement une réminiscence des anciens vœux de chevalerie? — La même difficulté, quant à l'interprétation, existe pour le passage suivant qui se trouve, v. 166, dans le souhait du ménestrel. En souhaitant de n'avoir jamais *temps pire*, il pourrait, par cette expression, entendre l'état d'incertitude générale, ou bien, d'une manière spéciale, la condition du ménestrel. Le temps »pire» pour un ménestrel serait une époque où des restrictions de quelque nature l'empêcheraient d'exercer son métier. Or, de l'époque que nous avons en vue on connaît, tout au moins pour une province, une résolution faite au préjudice des ménestrels. Après la journée de Poitiers, le 19 septembre 1356, les États du Languedoc, réunis en octobre, décidèrent, en signe de deuil, que, durant la captivité du roi, pendant une année, si le roi n'était pas délivré avant l'expiration de ce délai, »aucuns menestrels jongleurs ne joueraient de leur metier».[1] — Tous les éléments susceptibles de nous aider à fixer la date du poème semblent donc nous mener à une époque assez peu éloignée de la défaite de Poitiers, qui eut pour suite la captivité du roi Jean.

Pour d'autres pièces d'un contenu analogue et qui, avec la nôtre, constituent un genre à part qu'on pourrait qualifier de »Souhaits», nous renvoyons à l'*Appendice* imprimé plus loin.

Observations linguistiques: *iee* : *ie* (*lie* : *compaignie*, v. 18); *ui* : *i* (*conduire*, *duire* : *contredire*, *rire*, *pire*, *empire*, rime *b* du couplet XIV); *oine* : *onne* (*chanoine*, v. 27, *essoine*, v. 34: *personne*, *ordonne*); *eigne* : *aigne* (*enseigne* : *Espaigne*, v. 10).

C'est le dit des dix souhais des dix compaignons *(fol. 18)*

I J'ay oÿ dire que jadis
Furent ensemble jusqu'a dix

[1] Voir *o. c.* à la note précédente, p. 109.

Rubrique dans G et O: Les dix souhaiz. – I — *Ce couplet manque dans O* — 2 jusques a *P*.

Compaignons, touz d'une compaigne;
De beaux parlers et de beaux dis
Ne furent avers ne tardis,
Et si n'avoit nul d'eux compaigne.
Ce ne furent pas gens d'Espaigne,
De Navarre, ne de Coquaigne,
Ne rudes villains estourdis;
Chascun monstra en son enseigne
Et sans prendre matiere estraigne
Que preux estoient et gentilz.

II Ce de quoy je fay mencion
Avint droit a l'Asumpcion,
Dans le prael d'une abbaÿe.
Dix compaignons d'eleccion
Buvoient a collacion,
Dont l'un d'eulx dit a chere lie
A ses compaignons: «Je vous prie
Que chascun de nous face ou die
Un souhait en dileccion,
Et qui pis dira la sotie
Un souper a la compaignie
Donra en recreacion.»

3 compaignie *P* — 4 De b. plets ne de *G* — 6 nulz *G* — 7 Et n'estoient pas *G* — 11 estrange *P* — 10—12 *se lisent dans G:* Car chacun fist en son enseigne Ung souhet dont le dit enseigne Que preux estoient et hardis.

II — *Le vers* 13 *manque dans O* — 14 A. a une assencion *G*, Che fu a une ascension *O* — 15 Droit au p. *G*, En .j. preau *O*, Dedens le p. *P* — 16 Que d. c. de lucon *P* — 17 Estoient a consolacion *O* — 18 Si dit l'un d'eulx *G*, Sy dist un d'eulz *O* — 19 Beaux c. je vous en p. *G* — 21 en discrecion *G* — 22—24 Et qui pis dira qu'il s'otrie D'un s. a la c. Payer en r. *G*, Et qui pis dira si otrie Un s. a le c. Poi erent r. *O*.

III Chevalier fu tout li premiers, *(fol. 18 v°)*
Le second abbé et le tiers
Estoit bailli, le quart chanoine,
Le quint advocat par deniers;
Le .vj^e^., saiges et maniers,
En phisique du tout s'adonne;
Le .vij^e^. si c'Amour ordonne
Fu amoureux, bien s'araisonne,
Le .viij^e^. bourgois et rentiers;
Le .ix^e^. ot certaine essongne,
Malades fu de sa personne;
Menestriers fu li derreniers.

IV Chascun d'eulx a fait un souhait,
Si comme il vous sera retrait,
Selon l'estat de sa nature,
Car personne de bon attrait
Doit s'avancier sans faulx attrait
En sens, en droit et en mesure,
Et avoir en honneur sa cure
En redoubtant la grief morsure
Qui ne laira ne bel ne lait.
En ris, en joye sans murmure,
En soulas et en amour pure
Souhaiderent sans autre plait.

III — *Ce couplet manque dans O* — 25 Le ch. fu le premier *G*; tout *manque dans P* — 26 abbes *G* 28 pour d. *G* 29 et *manque dans G*; sage meniers *G*, saige et manier *P* — 30 -36 *se lisent dans G:* En fizique pour toute essoyne Le septain c'est chose certainne En amer mettoit cuer et painne L'uytain bourgois riches rentiers Li IX^e^ n'avoit sur lui vainne Que maladie n'eust fait vainne Jongleurs fu tout li derriers.

IV — *Ce couplet manque dans O* — 41 Se d. solacier s. f. trait *G* — 42 En s. en raison en m. *G* — 44 En ressongnant la g. m. *G* — 45 Qui tout prendra et b. et l. *G* — 46 En paix *G* — 47 *manque dans G.*

V Le chevalier premierement
Souhaida et dit fierement:
«Je souhaide toute ma vie
Sens et vigour et hardement, *(fol. 19)*
Deniers et chevaux largement,
Los et pris de chevalerie,
Renon de noble seignourie,
Et dame de bonté garnie,
Et d'armes tel contenement
Que je puisse par ma mestrie
Destruire toute payennie,
Et paradix au finement.»

VI En aprés souhaida l'abbé
Et dist: «Je souhaide santé,
Et couvent plain d'obedïence,
Et que ma crosse en dignité
Peüsse sans iniquité
Gouverner par vive scïence,
Et long temps vivre en pacïence
Et en regnable contenance,
Et faire aux povres gens bonté,
Et a mes besoings avisance,
Et richesse sans decheance,
Et puis en la fin sauveté.»

VII Le baillif aprés souhaida
Et dit: «Je souhaide que ja

V — 50 haultement *G*, surement *O* — 52 *Le premier* et *manque dans P* — 53 Ch. et d. l. *O* — 56 de beauté g. *G* — 57 acointement *O* — 58 peuse par me m. *O*; ma *manque dans P* — 60 P. eusse au f. *P*.

VI — *Ce couplet manque dans O* — 61 En *manque dans P* — 68 Et honorable conscience *G* — 69 De f. *P* — 70 Et en mes besongnes a. *P*; chevissance *G* — 70 *et* 71 *sont intervertis dans G* — 71 s. decepvance *G* — 72 Et apres la f. s. *G*.

Ne fausisse a tenir droiture
Et, quant un jugement venra
Qui a mon fait appartendra,
Que j'ouvrasse si de mesure *(fol. 19 v°)*
Du cas selon la fourfaiture,
Que chascun m'amast d'amour pure
Tant comme ma vie durra;
Deniers, chevaux et vesteüre
Eüsse et maisnee seüre
Et la joye qui ne faura.»

VIII Le chanoine, selon son droit,
Souhaida et dit orendroit:
«Je souhaide planté deniers,
Riche prouvende en hault endroit,
Et partout ou il me plairoit
Peüsse mener mes dangiers;
Assés blefs et vins en selliers,
Char et poisson, perdris, plouviers,
Plus qu'a mon estat n'afierroit
Faucons, paleffrois et levriers,
Et belle dame a mes couchiers,
Et paradix, quant temps seroit.»

IX Aprés souhaida l'avocas
Et dist: «Je souhaide mes cas

VII — 75 faillisse *G* — 78 Que je jugasse sy par m. *O*; par m. *G* — 79 le f. *G*; Du fait *P* — 81 T. com ma v. duera *O*; T. que le siecles vis sera *P* — 82 D. et ch. et vesture *G*, Or et argent et v. *O;* vesture *P* — 83 E. et ma vie s. *G O* — 84 Et paradis quant temps sera *O*.

VIII — 87 a p. d. *O* — 91 *manque dans G et O* - 93 que a *P* — 92 *et* 93 *se lisent dans G:* Et beaux jardins et beaux vergiers Eusse la ou il me plairoit, *et dans O:* Noblez salez et biaus bergiers Et lonc tamps vivre en tel esploit — 94 P. f. et l. *G*; A le fois f. et limiers *O* — 95 conquiers *O*, couchers *P* - - 96 sera *O*.

IX — 98 en tous cas *G*, grans cas *O*.

Sans hoqués, sans fausses cautelles,
En assises et en plais bas
Gaignasse et ne perdisse pas,
Et bien prouvasse mes querelles;
Bons vins et viandes nouvelles,
Deniers, chevaux et beles selles; *(fol. 20)*
Ne ja de plait ne fusse las,
Blanche dame a dures mamelles,
Et jeux d'eschés et de merelles,
Et aprés du ciel le soulas.»

X Le phisicïen lors s'aplique
Et dit: «Je souhaide phisique,
Et certain jugier en orines,
Et congnoissance en toute etique,
En fievre, en chaleur, en thifique,
En touz maulx et en medicines;
En toutes herbes et racines
Congneüsse enfermes et dignes,
Et peüsse par ma pratique
Avoir chevaux et robes fines,
Livres, manoirs, lis et courtines,
Et la joye ou touz biens s'applique.»

---

99 Tous bons drois et toutes querelles *G*, Plez noisez debas et cautelez *O* — 101 *manque dans O;* pas *manque dans P* — 102 cautelles *G* — 103 Fruis v. et v. n. *O* — 104 *manque dans G;* noblez s. *O* — 105 Et ja *G*; Et de proces ne f. mas *O* — 106 Belle dame *G*; a *manque dans O* — 107 *manque dans O;* eschas *G* — 108 des cieulx *G*.

X — 111 Bien c. *G*; certains juges *P*; en prine *O* — 112 Et c. malletique *O*, Congnoissant en mal de tisique *G* — 113 En f. ch. ydropique *G;* en efique *O* — 114 *et* 115 *sont intervertis dans G* — 114 Et en toutes grans medicines *G*; Bon maistre fuce en medecine *O* — 115 et en r. *P*; Ongement en trait en rachine *O* — 116 *manque dans G;* C. et toutez herbez digne *O* — 117 Si que p. *G*; me pr. *O* — 118 robe fine *O* — 119 maisons *G*; maisons draps et c. *O* — 120 tout bien *G O*.

XI L'amoureux qui ot le cuer gay
A dit: «Et je souhaideray
Joye, soulas et druerie,
Dances, chançons, avril et may,
Roses, violettes et glay,
Deduit d'amours, soulas d'amie,
Et celle que je ne hay mie,
Qui est blanche, doulce et polie,
M'amast autant com je lui fay,
Et longuement vivre en tel vie, *(fol. 20 v°)*
Icelle et moy, sans autre envie,
Et paradix, quant je morray.»

XII Le bourgois selon son devoir
Si a dit: «Je souhaide avoir
Planté vignes, blefs et maisons,
Assés rentes et pou devoir,
Et toudis argent recevoir,
Porcs, buefs, vaches, berbis, moutons,
Hoes, gellines et chappons,
Bons vivres en toutes saisons
Et femme de bon assavoir,
Robes, joyaulx, beaux anfansons,
Couppes, hennaps et chevaulx bons,
Et en paradix mon manoir.»

XI — 122 A dit je souhaitte pour moy *G O* — 123 J. et s. *O* — 124 D. chappeaux *G*; moy *O* — 125 V. r. et g. *O* — 126 D. d'amant *G O* — 127 hez *G O* — 128 *manque dans O;* b. gaie et p. *G* — 129 comme *P*; que je fais soy *G*, que je fais lie *O* — 131 Elle et m. *G*; Elle et m. s. a. mesnie *P* — 132 q. tamps sera *O*.

XII — 134 Si d. *P;* A d. *G*, A d. je s. pour voir *O* — 135 Terres blez vingz et m. *O*, Terres v. belles m. *G* — 136 Riches r. *G*; et grant avoir *O* — 137 a. a r. *P*; Et tousjours *G*, Et tous jours rentez r. *O* — 138 Beufs pors *G*; P. v. et beufz et m. *O* — 139 *manque dans O;* Oyes *G* — 140 Et bon givre *O* — 141 Et dame de noble estouvoir *O*, Belle f. par estouvoir *G* — 142 Deniers chevaux b. a. *G*; D'eve douce et de mer poissonz *O* — 143 C. h. biaux enfanchons *O*; Palefrois destriers et faulcons *G*.

XIII Le malade souhaida lors
Et dist: «Je souhaide a mon corps
Santé, sanz avoir maladie,
Et touz jours fusse sains et fors,
Sans de dolour avoir remors,
Et trante ans, plus n'eüsse mie,
Planté d'avoir et belle amie
Et l'amour Dieu toute ma vie,
Et si bon renon ens et hors
Que nulz n'eüst sur moy envie,
Et toudis bonne compaignie, *(fol. 21)*
Et paradix quant fusse mors.»

XIV Li menestrier fu li derrain
Et dit: «Je souhaide ma main
A touz instrumens bien conduire,
Nosces, festes d'uy a demain,

XIII — 145 Le m. se drecha l. *O* — 149 *manque dans P;* S. a. douloureux r. *G* — 150 En t. ou p. n'euss je mie *G* — 151 Asez a. *O* — 153 Et b. r. et ens *G* — 154 *manque dans G;* nul *O* — 155 Et tousjours *G O* — 156 q. seray m. *G O.*

Entre les couplets XIII *et* XIV *se trouve dans O le couplet suivant:*

Le villain dit en son usage:
«Je souhede bure et fromage,
Et en mon courtil chouxz et naviaux;
Pain bis, char sallee et laitage
Tous jours creüst en mon mainagie,
Serpez, quaretez et beniaux,
Chivierez, fourquez et ratiaux,
Pois, feves, asnez et pourchiaux,
Beufz et carue et labourage,
Moufflez de cuir et fors housiaux;
Tous jours durachent mez drapiaux,
Et en paradis mon hostage.»

XIV — 157 Le jongleur *O*, Le jougleur qui *G* — 158 A d. *G*; en ma m. *O* — 159 Sur t. i. b. duire *G* — 160 Festez neuchez *O*; d'uy et a d. *P.*

Chevaulx, deniers eüsse a plain
Entre les bons sans contredire,
Et me sceüsse si bien duire
Que je peüsse faire rire
Les saoulz, les morans de fain,
Ne jamais n'eüsse temps pire
Ou royaume ne a l'empire,
Et en paradix mon reclain.»

XV Vous qui les biaux dis entendés
Et aux esbatemens tendés,
De ses dix souhais, je vous proie,
Le jugement briefment rendez,
Et le tort du droit desevrez
Le quel souhaida pis la proie.
Et se vous alés droite voie,
Vous savrez bien, se Dieux m'avoie,
Auquel mieulx vous acorderés,
Aussi bien comme je feroie.
Se mon dit en parlant fourvoie,
Je vous pri que vous l'amendés.

III

Poème commençant sans aucune rubrique (fol. 21 v°— 23 r°). Le titre semble énoncé, au v. 120, par le poète: *Le*

---

161 Robes ch. *P*; D. et ch. *G* — 162 *manque dans G;* Devant l. b. *O* — 163 *manque dans O;* deduire *G*; Et me peusse si b. deduire *P* — 164 Et que je *O* — 165 L. sos et l. m. *P*; Tous les folz et les mors *G;* et l. mors *O* — 166 Et j. je *G*, Ne ja ne trovache *O* — 167 En r. ne en e. *G*, En r. ny en e. *O*.

XV — 169 Tous *P* — 170 Et e. frequentes *O* — 171 prie *OP* — 172 Le j. tentost r. *O* — 173 deffendez *G*; Et gardez bien con ne falez *O* — 174 mielx sa p. *G O* — 175 *manque dans O* — 176 me voye *G* — 178 Tout ainsi b. que *G* — 179 Se m. parler de rien f. *G* — 178 *et* 179 *se lisent dans O:* Se mon dit de riens se forvoie Aussy bien comptent si seroie — 180 Je v. prie que l'amendez *G*.

dit d'entendement. La pièce comprend dix couplets de douze vers octosyllabiques avec cette disposition: a a b a a b b b a b b a. C'est un éloge du bon sens (et de la générosité) qui ne contient pas d'allusions historiques.

Relevons deux locutions proverbiales: *Mieux vault uns bons amis en voie Que ne font deniers en couroie* (v. 102—103), et *Tant vault li homs, tant vault sa terre* (v. 96); cette dernière sentence est, selon la déclaration même de l'auteur, citée d'après Hippocrate.

La langue donne lieu à très peu de remarques: *ou* n'est pas devenu *eu*: (*amour* : *douçour*, v. 25; *tour* : *valour*, v. 28); la rime *mortieux* (m o r t a l e s, *mortels*) : *vertueux*, v. 8, indique comme la forme de l'auteur *morteus; e* : *ai* (*entremés*, v. 45, de -m i s s u s : *fais*, *plais*, *mauvais*); la rime *avoirs* : *fois*, v. 77, indique que *r* ne compte pas dans la rime; *mi* pour *moi* (*mi* : *ami*, v. 72).

I Seigneurs, que est entendemens? *(fol. 21 v°)*
Que c'est? C'est un estat si gens,
Si grans, si haulx, si vertueux,
Entendement vault mieulx qu'argens.
Entendement garnis de sens
Het trestouz les cuers orguilleux,
Les traïtres, les envïeux
Et touz les sept pechiés mortieux.
Mais bien cognoit les povres gens,
A chascun est doulx et piteux
Et si fait de cuer amoureux
Tenir les dix comandemens.

II Entendemens a seignourie
De faire fouir villonnie
Du loyal cuer ou il repaire.
Entendemens a la maistrie

1 quest — 4 que argent.

D'estaindre orgueil et felonnie
Et de faire un cuer debonnaire.
Car puis qu'entendemens s'apaire
En cuer d'omme de bon affaire
Et il avient qu'on li mesdie,
Vrais entendemens le fait taire,
Car de parler peut on attraire
Rancune, et s'i gist grant folie

III Entendement congnoit amour,
Entendement desire honnour,
Entendement acquiert amis,
Entendement avise le tour *(fol. 22)*
Qu'il peut par bien et par doulçour
Estre en paix vers ses ennemis.
Et s'on li fait aucuns despis,
Ses homes fait estre hardis
Par donner dons de grant valour.
Car cilz qui prent est asservis;
Il appartient qu'il ait advis
Pour garder le droit son seignour.

IV Bien est li homs du tout parfais,
Quant il scet les vertueux fais
D'entendement. C'est noble chose,
Car a parlemens et a plais
Pugnist on les conseilz mauvais,
Si que li faulx parler n'y ose,
Car entendement note et glose
Tout ce que on dit et pourpose.
De bon conseil fait entremés
Et de son parler les arouse,

---

19 que e. — 21 que on — 28 *Vers trop long* — 29 Que il — 31 se on.

Si que c'est une digne chose
D'entendement, quant il est vrais.

V C'est grans dommaiges et pités
Quant uns hault prince bien rentés
N'a en lui bon entendement.
Il en est perdu et gastés,
Et si li est le sien robés,
Si est conseilliés faucement
C'on le fait haïr de sa gent,
Si ne sçay pour quoy ne coment, *(fol. 22 v°)*
Et si est touz jours si ensruinés
Que dout qu'i n'en yst point d'argent;
La ne tient estable ne gent,
Si est le sien touz dispensés.

VI Entendement, je vous affy,
Ne veult pas qu'on li face ainsi,
Ains veult aler parmi le droit
Et dire a ses gens: «Qu'est cecy?
J'ai tant de rentes, Dieux merci,
Et si sçay bien qui les reçoit,
Si ay despendu cy endroit
Et ce que j'ay et c'on me doit;
J'en puis bien faire maint ami.
Ne me tenez si a destroit:
Je croy bien qu'on m'en blasmeroit
Et qu'on diroit que c'est par mi.»

VII J'ay oÿ dire pluseurs fois
Que pou vault amour en sonoiz,
Aussi fait sens qui est repus.
Sens doit crïer a haulte voix:

---

54 c. si f. — 57 *Vers trop long* — 60 Et si est — 62 que on — 67 ay tout d. — 70 t. plus si — 71 que on — 72 que on — 75 repris.

«Que devenra mes grans avoirs?
Je croy bien, que c'est mes argus,
Qu'aprés ma mort ne donra nulz
Ne de moy parlera on plus.
Or veul, car c'est raisons et drois,
Que le mien soit bien despendus,
Car Alixandre fu cremus
Par estre larges et courtois.»

VIII Ainsi se defferme et desserre *(fol. 23)*
Entendement, pas ne s'enserre,
Dont c'est grans biens par deux et as.
Les povres prisonniers defferre
Et oste son païs de guerre,
Et ses gens fait vivre en soulas
Et congnoit par pluseurs cas
Touz ceulx qui veulent voler bas.
Touz vices destruit et desserre
Par son sens et par ses estas,
Car, ainsi que dit Ypocras,
Tant vault li homs, tant vault sa terre.

IX Li homs de bon entendement
Acquiert amis par son argent,
Se vault trop mieulx qu'ainsi l'emploie
Que trop en eussent si parent,
Car j'ay oÿ dire souvent:
«Mieulx vault uns bons amis en voie
Que ne font deniers en couroie.»
On doit dire fy de monnoie
Qu'on garde si villainement;
Vrais entendemens la renoye.
Executeurs ont trop grant joye,
Quant il ont un grant testament.

---

80 ne parlera — 90 Et f. v. ses g. — 91 *Vers trop court* — 99 qui a. — 105 Que on.

X Qui veult avoir test[e] a menteur,
Si voise a un testamenteur:
Je ne le sçay mieulx assener,
Telles les portent li pluseur.
Maiz cilz qui sont vray entendeur
Scèvent si bien tout ordonner *(fol. 23 v°)*
Qu'on ne leur scet que demander.
Si qu'on doit entendre et penser
Au glorïeux regne majeur
Le quel nous vueille Dieux donner.
A tant vorray cy deffiner
Le dit d'entendement d'onneur.

IV

Des quatre elemens (fol. 23 v°—25 v°), poème en dix couplets de douze vers octosyllabiques, disposés selon le schéma suivant: a a b a a b b b a b b a. C'est un sermon d'humilité et de reconnaissance envers le Créateur.

Il y a, v. 95—96, une citation de la *certaine Histoire*, c.-à-d. de la Bible: *Chose qui est transitoire Doit estre comparee au vent.*

Observations sur la langue du poète: *ou* : *eu* (*amour* : *valour*, v. 116); *feu* (f o c u m) : *fu* (verbe), *vertu*, etc., v. 2, mais v. 61 *feu* rime en *eu; hostieux* (h o s p i t a l e s, *hostels*), v. 64, rime en *eus* (: *vertueux*, *eüreux*); *eil* : *ail* (*travail* : *soleil*, v. 58); *ein* : *ain* (*vaine* < v e n a : *vilaine*, *mal sayne*, v. 79); *ch* : *c* (*theche* : *richece*, v. 104); *veïr*, pour *veoir*, v. 7 (: *servir*), et *pourveïr* (: *servir*, v. 10); *perderont*, v. 90, est de trois syllabes.

Des quatre elemens *(fol. 23 v°)*

I Ainssi tost que li homs fais fu
Il trouva terre, air, eaue et feu
Que Dieux eut fait pour lui servir.
Car de terre fist par vertu

109 testamenteur — 115 Que on — 116 que on.

L'omme qui riens n'en eust veü,
Se Dieux n'eüst fait l'air venir,
Car l'air fait l'omme tout veïr;
Et si le font vivre et morir
Les biens qui sont de terre yssu.
Ensement volt Dieux pourveïr
L'omme et si fist l'eaue courir
Pour le mettre a port de salu.

II Bien doit li homs loer l'ouvrier
Qui pour lui volt appareiller
Ces quatre nobles elemens:
La terre pour le solacier,
L'air pour touz biens fructifïer,
Le feu qui lui est doulx et gens, *(fol. 24)*
L'eaue qui dehors et dedens
Lui est si doulx arousemens
Que li homs en a grant mestier,
Si en fu fais li sacremens
Que Dieux ordonna pour ses gens
Au jour qu'i se fist baptisier.

III Homs, encore t'a Dieux plus fait,
Car quant il eust fait et parfait
Ces ellemens pour ta substance,
Point ne te volt faire si lait
Qu'il n'eüst le tien corps pourtrait
Et formé selon sa semblance.
Femme te fist par ta plaisance
Et te donna loy et creance.
Et quant Dieux t'atrait d'un tel trait
Et fait pour toy telle ordonnance,
Se tu n'en as la cognoissance,
Tu dois comparer cest meffait.

---

7 tout *manque* — 8 Et si le fait — 16 La *manque* — 22 Et si — 25 encor — 34 ordonnace — 35 Se n'en as.

IV Se Dieux eüst voulu donner
Terre vertu que pout parler,
Elle diroit pour ta folie:
«Homs, tu deüsses Dieu loer
Qui m'a faicte pour toy porter
Et pour donner substance et vie.
Or as fait sur moy villonnie;
Pour ce sera ta char pourrie
En terre sans ressuciter,
Si en sera t'ame perie *(fol. 24 v°)*
Et des quatre ellemens banie
Que Dieux volt pour toy ordonner.»

V L'air pourroit dire ensement:
«Homs, Dieux t'a fait pour ton jouvent
La noble lune et le soleil;
Ce est l'air qui sur toy descent,
Qui te fait vivre lïement.
Or as par l'ennemy conseil
Couroussé le roy sans pareil
Qui te forma, si me merveil
Que y penses si povrement.
Pour ce seras en grant travail
Ou ja de l'air du cler vermeill
N'avras confort n'alegement.»

VI Et que porroit dire li feux?
Il diroit: «Homs mal eüreux,
Dieux m'a fait pour toy reschaufer,
Pour toy servir en touz hostieux,
Car Dieux m'a fait si vertueux
Que pour le mauvais air oster
Et pour ton corps resconforter.

---

46 Et si — 49 *Hiatus* — 52 Cest — 57 Que tu y p. — 61 li feu.

Oncques n'en vousis Dieu loer,
Ains as esté si orguilleux
Que Dieux fera t'ame voler
Ou feu d'enfer et tourmenter
Des tourmens aspres et hideux.»

VII L'iaue averoit bien ochoison *(fol. 25)*
De dire: «Homs, Dieux par sa façon
Me fist mer, riviere et fontaine
Pour tenir nette ta maison
Et pour toy donner norresson.
En touz estas t'ay esté sayne,
Mais oncques n'eüz cuer ne vayne
De loer la vertu haultaine;
Si avras l'infernal poison
Ou trestoute eaue, orde et vilaine,
Coulera sur t'ame mal sayne
Vivant et morant sans pardon.»

VIII Homs, pour ce se cilz ellement
Ne font de tes fais parlement,
Si dois tu ceste chose croire,
Car il avendra ensement
De touz ceulx qui au jugement
Perderont pour leurs fais victoire
— — — — — — — — —
Or te garde de vaine gloire.
Le temps passe legierement;
Pour ce dist la certaine Histoire
Que chose qui est transsitoire
Doit estre comparee au vent.

IX S'uns homs avoit l'oppinion
Roy Alixandre le baron

---

68 Onc — 73 avoit — 74 De dire h. p. ta f. — 85 ellemens — 90 Perdront — 91 *Lacune* — 97 Se uns — 98 Du roy.

Qu'on appella dieu de largesse,
Et si eüst le sens Salmon,
Virgiles avecques Cathon *(fol. 25 v°)*
Et d'Othovïen là richesse
Et si eust beauté et jonesse,
Se il portoit d'orgueil la theche,
S'amendriroit il son renon,
Car orgueil amendrist noblesse,
Mais ou Livre de gentillesse
N'est point escript presumption.

X Homs nobles, Dieux t'a fait si grant
Que terre, air, feu, eaue courant
A ordonné pour ta valour.
Tu aviens a Dieu le poissant
Plus pres que li angle luisant.
Dieux t'a fait couronne d'onnour.
Or ayme dont ton creatour,
Car il ne veult que ton amour,
Si li prions d'or en avant
Que nous puissons par sa doulçour
Lassus ou saint trosne majour
Veoir son glorïeux semblant.

V

C'est un dit que l'en dit que on doit fouir Amours (fol. 25 v°—28 r°), violente diatribe contre l'amour, en onze couplets de douze vers octosyllabiques, rimant a a b a a b b b a b b a.

Remarques sur la langue: *ou* : *eu* (*amours*, *lours*, *tours*, *ours*, *sours* : *dolours*, v. 120); *au* : *eau* (*a reponniaux* = *reponnails*, *reponnaus* : *beaux*, *cerviaulx*, etc., v. 111); *li*, pour *lui* (*ly* : *merci*, v. 80); *vo*, masc. sing., v. 130; *congnoisterez*, v. 124, forme allongée d'une syllabe par métathèse.

99 Que on — 101 De v. — 105 Si a. — 110 et eaue — 117 doresenavant — 118 sa *manque*.

C'est un dit que l'en dit que on doit fouir amours

I Aucun mettent leur estudie
En amours, dont ilz font folie,
Car il n'en peut nul bien venir.
Mais aucun ne l'acordent mie,
Car Amours par sa seignourie
Les veult a sa part retenir. *(fol. 26)*
Mais qui se voudroit abstenir
De ses dangiers et repentir
S'accorde a moy de ma partie,
Et je veul tel plait soubstenir
Que qui amours veult maintenir
Il vit en empirant sa vie.

II Car je dy tout premierement:
Amours n'est que decevement
D'omme et de femme fole et saige.
Resgardés le commencement
D'amours: c'est fol esgardement
Furni d'un espoir plain d'outraige.
Amours est privee sauvaige,
C'est homaiges fait par servaige,
Car nul ne scet certainement
S'il y a prouffit ou dommaige
Ou s'il y a doulour ou raige,
Tant qu'il venra au finement.

III De ceulx qui sont en esperance
D'amours diray la contenance,
Et puis de ceulx qui sont en joye.
Espoirs tient amant en beance
D'avoir la despite alliance

9 Si accorde — 22 Se il — 23 se il — 27 sont *manque.*

Dont chascun amant se cointoie.
S'amour li fault, il lui ennoie;
Se bien l'en vient, il s'en desvoie
En despens, en oultrecuidance
Et met pour un petit de joie *(fol. 26 v°)*
Cuer et corps, et avoir emploie
Et quanqu'il a sans recouvrance.

IV Lors pense comme il puist avoir
Amie par sens et savoir,
Et parquiert sa destruccion
Et pense par bourde et par voir
Les tours comme porra avoir
Faicte ceste decepcion.
Lors n'a en Dieu devocion
N'en nulle rien reffliccion
Fors en faire son essavoir
De batre l'incarnacion
Pour quoy viengne a s'entencion
Qui tolt l'avoir et le savoir.

V Ne chaut a amant qu'il puist faire,
Mais qu'il puist a celle fin traire
Que il ait son vouloir parfait.
On le voit en maint exemplaire
Qu'a la foiz tournent au contraire
Ceulz qui scevent d'amours le fait.
Avant feroit un villain plait,
Ou de larrecin ou d'aguet,
Qui ne peut a s'amie plaire,
Tant que son vouloir en ait fait,
Qui puis tourne a honte et a lait;
Mieulx li vaulsist d'amours retraire.

32 Se b. li en v. — 34 pour *manque* — 36 quanquel — 37 puisse 44 Ne en — 48 Qui tost — 49 Il ne ch. — 53 Que a la f. tourne — 56 larcin.

VI Car en ce pert sens et maniere,
Corps et avoir et belle chiere *(fol. 27)*
Et le conseil de ses amis,
Et fault que pourvèance quiere,
Et par devant et par derriere,
Puis que son penser y a mis.
Or est pales, or est jaunis
Et semble qu'il soit touz fannis;
Et se il fault a sa prïere,
A cellui a Amours tramis
Telz biens dont puis est engravis;
De plus hault porte sa baniere.

VII D'esperance lairay ester
Et les joyaulx veul molester,
Ceulx qui sont receu a merci,
Car ilz ne peuent conquester
Es biens qu'amours leur scet donner
Fors le don dont chascun dit fy.
Car s'une dame joit d'ami
Et le sien ami joit de ly,
Lors verrez leurs corps tempester
Et mettre touz biens en oubly,
Et dira chascun: «Je l'ottry»,
Puis que de ce peuent fester.

VIII Lors verrez despens sanz mesure,
Oultrage, folour et ardure
Et orgueil sanz humilité
Et despendre sens et nature,
Tout pour multiplïer luxure
Et ouvrer par auctorité. *(fol. 27 v°)*
Lors n'ont des biens gaster pité,
Ne honte de leur vanité

---

73 Des esp. — 79 Car se haulte d. — 84 de ceulx p. f.

Qui fait de leur caure froidure.
Bien cuide avoir tant acquité
Qui a batu la qualité
De ce tantelet de creveure.

IX Lors verrez chevaulx essillier,
Draps Ypres, sandaulx et veiller.
Amours est uns fais plain de guerre;
Amours ne dort, ains veult veiller;
Amours ne fait fors s'entillier
Comment son vouloir puisse acquerre;
En amours ne peut nulz conquerre
Fors faire de son avoir fuerre,
Lo corps gaster et travailler.
— — — — — — — — —
Amours ne fait fors que requerre
Touz bons cuers a desconseiller.

X Li meilleurs qui est en amours
C'est uns deduis villains et lours
Qu'il couvient faire a reponniaux.
Il y a tant de villains tours;
Il y couvient deux culz touz sours,
Avant que le jeu leur soit beaux.
Illec culz debatent leurs peaulx
Et s'entretiennent par trumeaulx;
Se semble luyte de deux ours.
Certes, li jeux n'est mie biaux
Dont ja rage vient des cerviaulx, *(fol. 28)*
Jusques aus piés chiet la dolours.

XI Tant que plus en amours metrez
Corps et avoir, plus y perdrez,
Fors en Dieu et en mariaige,

93 l. tendre fr. — 106 *Lacune* — 109 Touz li m.

Et moins vous y congnoisterez,
Car c'est uns lieux desesperez
Dont fol en deviennent li saige.
Car il y a un trou sauvaige
Ou il couvient touz jours remplaige,
Et con plus de bien li ferés,
Moins y ferez vo avantaige.
Droit cy fineray mon lengaige:
Trez par Amours chetifs serez.

Remarques. Voici comment nous comprenons les v. 74—84: Je veux blâmer les amoureux dont les vœux sont exaucés, car ils n'y gagnent qu'une chose méprisable. Si une dame jouit de son ami et celui-ci d'elle, alors vous les verrez s'agiter et oublier toute décence. Ils se disent mutuellement «je veux bien», du moment qu'ils peuvent se régaler de cette chose méprisable.

V. 97—98. Passage difficile probablement corrompu. Le sens en semble être: Alors vous verrez remuer chevets, draps et couvertures.

(A suivre) HOLGER PETERSEN DYGGVE

Besprechungen

Kazimieras Alminauskis, *Die Germanismen des Litauischen.* Teil 1: Die deutschen Lehnwörter im Litauischen. Diss. Leipzig 1934 (Šv. Kazimiero D-jos Knygynas. Kaunas). 152 Seiten.

Die Arbeit des jungen litauischen Forschers ist so, wie sie jetzt vorliegt, eigentlich noch nicht beendet und lässt deswegen keine endgültige Beurteilung zu. Wie der Verfasser selbst (S. 5) bemerkt, beschränkt er sich »nur auf das Lexikalische», d. h. auf die blosse Aufzählung der im Litauschen vorhandenen Wörter deutschen Ursprungs, deren grosse Anzahl (ungefähr 2500!) vor allem darauf beruht, dass auch das preussische und memelländische Litauisch berücksichtigt wird. — Die

124 congnoistrez — 132 par *manque.*

Fülle der sich daran anknüpfenden Probleme, das Wo und Wann der Entlehnung und die kulturhistorischen Fragen sollen »ausführlich im zweiten Teil behandelt werden» (S. 12), was als technischer Missgriff aufgefasst werden könnte, da der Verfasser dann den grössten Teil seines Materials noch einmal wird abdrucken müssen. Dabei wird sich ihm aber auch Gelegenheit bieten, dasselbe gegebenenfalls zu ergänzen; so erwartet man z. B. wenigstens eine Stellungnahme zu dem jetzt in der Zusammenstellung fehlenden lit. *Šnekėti* 'reden, sprechen', *šnekà*, *šnektà* 'gerede' (von litauischen Philologen auch in der Bed. 'Dialekt' gebraucht), dessen Zusammenhang mit d. dial. *schnacken*, dän.-norw. *snakke* 'reden, sprechen, schwatzen' doch auf der Hand liegt.

V. Kiparsky

Eilert Ekwall, *The Concise Oxford Dictionary of English Place-names.* Oxford, Clarendon Press, 1936. XLVIII + 520 pp. Price: 15 s.

In the rapidly progressing investigation of English place-names Swedish scholarship har played a remarkable and honourable part. Foremost among his countrymen stands Professor Eilert Ekwall, of Lund, whose *Place-names of Lancashire* (1922) and *English River-names* (1928), to mention only two of his earlier publications, will always rank as standard works in this difficult and fascinating domain of philological study. Although much work still remains to be done in the line of detailed examination of the place-names of numerous districts, and many volumes will have to be published before the English Place-name Society has carried out its programme, Professor Ekwall has thought the time ripe for a *Concise Dictionary of English Place-names*, containing a very wide selection of place-names of England proper. The dictionary embraces names of districts, towns and villages, some names of estates, hamlets and farms which offer some peculiar etymological interest, as well as names of rivers, lakes, hills and bays for which early material is available.

The Introduction to Prof. Ekwalls work (pp. VII—XXXIV), which in itself offers most interesting reading, gives a survey of the intricate problems to be dealt with by the investigator of the origin and etymology of English place-names, and demonstrates the value of place-name study for the political, social and literary history of the country, and for the elucidation

of many questions of linguistic science. The material with which the place-name specialist has to work is in innumerable instances hard and perplexing. Very often the modern form of a name tells us little about its origin, or might lead us to conclusions which are proved to be erroneous by the forms of the same name preserved in earlier documents. Some interesting examples illustrating this state of things are given on pp. VIII—IX of the Introduction, and many more can be found in the Dictionary itself. Seeing that names like *Hungerford* and *Hungerton* contain as their first element the common word *hunger*, and seem to mean a ford or a »tun» where »people had to starve», the reader would think that *Hungerstone* had a similar origin; yet an early form of the name (from 1242) *Hunegarestun* makes it probable that the first part of the word is an old personal name, and that the Old English form of the name may have been *Hunan gærstun* (»Huna's pasture land»). *Freeford*, and probably *Freefolk*, seem to contain the common adjective *free*, but *Freeby* and *Freethorpe* have as their first element an old Danish personal name *Fræthi*, and *Freemantle* (found in the form *Freitmantell* in a document from 1181) is a name borrowed from France, where a name *Froitmantel* is recorded 1279. Instances like those just quoted are as a matter of fact exceedingly numerous. Only the most conscientious and critical interpretation of the early documentary forms of place-names can throw light on the origin and meaning of names of such a complicated character. English archives fortunately offer abundant documentary evidence, and the comparative study of English and foreign place-names often leads to interesting conclusions. Yet corrupt spelling, distortions caused by folk-etymology, and many other factors, have in the course of time altered many names in such a way that their origin and history must necessarily remain obscure, or at any rate more or less problematic. This is especially the case with the very numerous compound names whose first elements go back to Old English personal names, which names by the side of full (dithematic) forms have often developed short forms. The phonetic development is here often uncommonly puzzling. But also many old appellatives, when used as elements in place-names, appear in a bewildering variety of modern forms. So, to take a couple of examples out of a great number illustrated in the Dictionary, the Old English word *haga* (or Old Scandinavian *hagi*) is found as a place-name alone in the forms *Haigh*, *Haugh*, *Haw*, *Hough*, and as a second element

in compound names like *Thornhaugh, Goltho, Wellow, Stodday, Thorney, Breary*. The Old English noun *hyll* (hill) as a second element is often very strongly reduced, as in names like *Coppull, Hethel, Pendle, Whittle, Coole*. - Popular etymology must have been at work in a great many names. So e.g. the modern name *Edgefield* has originally nothing to do with the word *edge* (which, however, forms part of several place-names), but can by early evidence be proved to contain Old English *edisc* (park, pasture). *Bloomsbury* (in London) has no connexion with *bloom*, but comes from an earlier *Blemondisberi* (1281), the first part of which is the family name *Blemond*, of French origin.

The English place-nomenclature is a composite one. The majority of the names of inhabited places are of Old English origin, a fact which proves the thoroughness of the occupation and settlement of the country by the Anglo-Saxons. Only in Cornwall, which retained its old Celtic language up to comparatively modern times, are such names preponderatingly British. But all over the country names of Celtic origin are met with in varying proportions. Very strong is the Celtic element in the nomenclature of rivers, especially the more important ones, a matter which has been exhaustively treated by Prof. Ekwall in his great work on English River-names. English place-name study cannot be carried on without a good knowledge of the Celtic languages. And rich as is the Scandinavian element among the place-names of large tracts of English territory, the place-name student is constantly brought into contact with problems of Scandinavian philology. Professor Ekwall's mastery of these different branches of learning, his critical acumen, and his wide acquaintance with the topography of the English country-side have made it possible for him to lay before the public this important and truly imposing Dictionary of English Place-names.

U. Lindelöf

Hardin Craig, *The enchanted Glass. The Elisabethan Mind in Literature.* New York, Oxford University Press. 293 p. 8:o.

In this book Mr Hardin Craig, professor of Stanford University in California, has given a very valuable aid to study. His continuous narrative offers to Shakespeare- and Miltonstudents a rich store of information, such as they could only with great pains have dug up from the foot-notes of learned critical editions. His intention — realized, as far as I can see,

with great succes in his book — has been as shortly and as completely as possible to characterize the world-view of the Elizabethans. In many points, therefore, *The enchanted Glass* corresponds to the celebrated Danish book of Troels Lund: *Livsbelysning*. Professor Craig pays much attention to cosmological, metaphysical and moral ideas, whereas social and political conditions have interested him less. Since it acentuates the inner life of man, his book is an excellent supplement to such store-houses of information about external things as *Shakespeare's England* and *An Elizabethan Journal*. I for one have read it with a great interest, and many aspects of the work of the older poets have become more vital and more vivid to me after my perusal of the explanations given in *The enchanted Glass*.

Y. Hirn

Grammaire Larousse du XX^e siècle, avec la collaboration de **Felix Gaiffe, Ernest Maille, Ernest Breuil, Simone Jahan, Léon Wagner, Madeleine Marijon.** Paris, Librairie Larousse, 1936. 467 p. petit in-8. Prix: relié toile 25 fr.

Une grammaire traditionaliste en ceci qu'elle conserve l'ordre qui présente les faits grammaticaux selon la division en parties du discours et adopte la nomenclature officielle, moderniste en ceci qu'elle ne traite pas le langage comme une matière figée et morte mais bien au contraire soumise à une évolution continuelle, et qu'elle renonce par conséquent à toute tentative vaine de s'opposer à ses forces fécondes de renouvellement, voilà en deux mots les excellents principes qui ont présidé à l'élaboration de cette grammaire dont le besoin se faisait vivement sentir. L'exploitation de la matière qu'offre la bonne littérature d'aujourd'hui apporte, elle aussi, à cette grammaire un élément nouveau. L'introduction, qui montre comment a évolué la notion de grammaire au cours des temps, est suivie d'un résumé de l'histoire du français, où l'on peut relever quelques défaillances [1]; d'un bref exposé des éléments

[1] P. 15: »Le *roman* . . . est partagé en une infinité de dialectes, qui se groupent en deux catégories: parlers de langue d'oc, parlers de langue d'oïl . , .» Cette formule pourrait faire croire que le *roman* est quelque chose qui se rapporte exclusivenment à la Gaule. — *Ibid.:* »Les premières poésies lyriques (*Marie de France*) . . .» On ne connaît aucune pièce lyrique de Marie de France, ses *lais* sont des *lais narratifs*, d'une forme épique.

constituant le vocabulaire français et des procédés de formation de mots nouveaux; d'une phonétique sommaire, et on arrive à une »étude approfondie de la proposition et de la phrase, étude qui touche au fond même de notre langue et à sa structure intime. Cette langue, nous l'avons envisagée dans son état présent, en l'éclairant, chaque fois que cela paraissait nécessaire, par l'étude de son passé, et en essayant de discerner, sans les approuver aveuglément, les tendances qui détermineront son avenir.» La dernière partie du livre donne un petit traité de versification (où la règle sur l'*e* muet est bien obscure, il y a là peut-être un lapsus), quelques remarques d'ordre sémantique et stylistique, enfin une liste de locutions vicieuses qui offre un vif intérêt de curiosité. Mais était-il nécessaire d'apprendre aux gens à peu près cultivés auxquels est destinée cette grammaire, qu'il ne faut *agoniser* d'injures qui que ce soit, ni l'*enduire* en erreur, ni l'avertir que le verre est *casuel* (!) quand il est fragile . . .

Enfin, les petites taches[1] qui, par ci par là, attirent l'œil disparaîtront sans doute dans la nouvelle édition, que le succès que mérite cet excellent livre rendra nécessaire dans un prochain avenir.

A. Långfors

Korrespondenz

Lo sanhs vas und einiges andere bei dem Trobador Giraut de Bornelh.

Der Artikel Lewents »Zur provenzalischen Sprache und Literatur» in den »Neuphilologischen Mitteilungen», Bd. 38, p. 1 ff. enthält einen recht bedeutsamen, äusserst dankenswerten Beitrag zur Interpretation einer Anzahl noch zweifelhafter Stellen in den Werken des Giraut de Bornelh und anderer provenzalischer Dichter. Ganz besonders interessant und lehrreich ist darin natürlich für den Girautforscher, was sich auf die Erklärung von Girauttexten bezieht. Indes gibt es in den »Bemerkungen» Verschiedenes, worin ich dem genialen Textkritiker leider nicht beipflichten kann, und so sei es mir um der Sache Girauts wil-

[1] Le grammairien allemand dont le nom figure dans la bibliographie (p. 441) s'appelle Kuttner (et non Kultner).

len gestattet, mich hier zu einigen der von ihm behandelten Fragen zu äussern.

a) Zu Nr. 11 und 18 c. Lewent meint p. 28, man sollte doch ohne weiteres vermuten, dass es sich in Girauts Klagelied auf Ademar V. von Limoges, dem Gedichte Nr. 77 der Ausg., v. 74—76, um das Grab Christi handle. Freilich wäre dies, aber nur, wenn man bei *Deu* im v. 70 *En Deu n'ai esperansa* an Christus denkt und nicht wie ich (s. die Fussn. zu dem Texte) an Gottvater, das Nächstliegende, und der Schreiber der Hschr. S^g hat, wie die Variante zu v. 75 *que·ill vi baizar* zeigt, lange vor Lowinsky den Vers in diesem Sinne verstanden. Das, was am nächsten liegt, ist jedoch, zumal bei den Trobadors, keineswegs immer das Richtige. Nach meiner Meinung will Giraut sagen, dass ihm das Grab Ademars heilig, verehrungswürdig sei, ihm und denen *c'a chabdelatz e coltz e noiritz longamen* (v. 24). Diese Leute bzw. die *menuda gen* des v. 56 dürften diejenigen gewesen sein, die der Dichter sah, wie sie das Grab des ihnen teuren Fürsten küssten. Dies konnte sehr bald nach der Beisetzung geschehen sein. Der Grabhügel war unschwer sogar noch an demselben Tage herzustellen; von einem Grabstein ist aber in dem *planh* überhaupt keine Rede. Das »seelisch-religiöse» Moment spielt nur in den vv. 71—73 eine Rolle, während der mit *et* beginnende Satz (v. 74/76) meines Erachtens dem *sit ei terra levis* entspricht. Wenn Lewent (p. 28 unten) sagt, der Dichter bete für den Verstorbenen zu Gott, bei dem das Grab Christi ein Fürsprecher für dessen Seelenheil sein solle, so versteht er hier unter *Deu*, ebenso wie ich, Gottvater. Da somit Christus in dem Gedichte gar nicht erwähnt wird, so kann sich das Pron. *el* in dem Verse *e·l sanhs vas en qu'e l fo pauzatz* nicht auf ihn, sondern nur auf den von Giraut betrauerten Ademar beziehen. Hätte der Dichter das Grab Christi bezeichnen wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, zu sagen *e·l sanhs vas on Cristz fo pauzatz;* der Name *Crist* kommt ja bei ihm auch in Nr. 19, 50 u. Nr. 56, 32 vor und *Jesucrist* in Nr. 67, 41. Zudem ist auf alle Fälle beachtenswert, dass meine Auslegung mit den Angaben der prov. Lebensnachricht im Einklang steht. Für meine Auffassung spricht aber auch der Umstand, dass der prov. Biograph, obwohl er nach Lewent (p. 67) »sich mit den Verhältnissen des 3. Kreuzzuges einigermassen vertraut zeigt» und der Phantasie nicht entbehrt, in der 4. *razo*, wo er über Girauts Kreuzfahrt mit Ademar berichtet, von einem doch gewiss erwähnenswerten Besuche, den sie gemeinsam dem Grabe Christi abgestattet hätten, keine Silbe zu erzählen weiss. Übrigens hat sich

in der »Nouv. Anthologie» p. 361 nicht A u d i a u für *lo sanh vas* als das Grab A d e m a r s entschieden, sondern L a v a u d, der die Anmerkungen verfasst und sich von Audiaus Auffassung gewiss erst nach reiflicher Überlegung zugunsten A d e m a r s losgesagt hat.

b) Zu Nr. 1, p. 1. In dem Satze *si galiars t'es beus ni l'acomortz* (Giraut-Ausg. Nr. 46, 79) ist *acomordre* »packen, fassen» seiner Bedeutung wegen wohl kaum annehmbar. Der von Lewent bei *galiars* vermisste Artikel steht in *E* und dem verbesserten *R*. Lässt man nun aber mit Lewent das S u b s t. a c o m o r t z fallen, so könnte man nunmehr mit den Hss. *CE* (*R*) die Lesart *l'aconortz* (mit *n*) einführen und verstehen »und wenn du ihn (den Betrug) etwa zu fördern suchst (weiter betreiben magst)». Vgl. *aconortar* »encourager» (Pet. Dict.) und *conortar* »stärken, zu fördern suchen» (Giraut-Ausg., Gl.), sowie lat. *si* »wenn, wofern» »je nach dem Zusammenhange mit dem Indik. oder C o n j. aller Tempora» (Georges, Lat. Wbch. unter *si*).

c) Zu Nr. 12. Bei der von Lewent p. 32 aus Girauts Gedicht Nr. 48 VIII angeführten Stelle habe ich in der Tat ebensowenig wie die »Onomastique» an die A s s a s s i n e n gedacht. Hier ist nun wohl wieder einmal das N ä c h s t l i e g e n d e richtig. Nachdem der Dichter von seiner Dame gesagt hat *que s'amors m'auci*, fügt er hinzu: »einen schlimmeren M ö r d e r (*plus mal a s s e s s i*) konnte ich mir gar nicht ausersehen», was doch, hyperbolisch ausgedrückt, lediglich bedeutet: eine schlimmere Geliebte, die mich womöglich noch umbringen wird.

d) Zu Nr. 18 a. Die vv. 52—55 des Gedichtes Nr. 14 der Ausg. würde ich nach Annahme von Lewents Vorschlag (p. 61) lauten lassen: *Que la bona speransa·m pais E m'acompanh' a l s chantadors E m'a d a t solatz en trobar, Don m'era toltz, cobrar de cors.* — In den Hss. *CDT* steht nämlich *a l s chantadors*. Dass *als* dem *ab* vorzuziehen sei, zeigen die Belege, die Georg Cohn in seinen »Bemerkungen zu Toblers afz. Wörterbuch» (Arch. f. n. S r. 140, 86) für afz. *acompaignier auc. a auc.* »beigesellen, gesellen zu, vereinigen mit» beibringt. — *E m'a d a t solatz* heisst es bereits in meiner Ausgabe; durch das *donat* des Zitats erhielte der Vers eine überflüssige Silbe. Mit der trefflichen Deutung des v. 53, die gute Hoffnung geselle den Dichter den Sängern zu, mache ihn wieder zum Sänger, beweist Lewent, dass die auch von mir bisher nicht angezweifelte Nachricht der *vida*, Giraut sei auf seinen Fahrten von (zwei) Sängern begleitet worden, auf blossem M i s s v e r s t ä n d n i s beruht.

Berlin-Lankwitz. ADOLF KOLSEN